This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

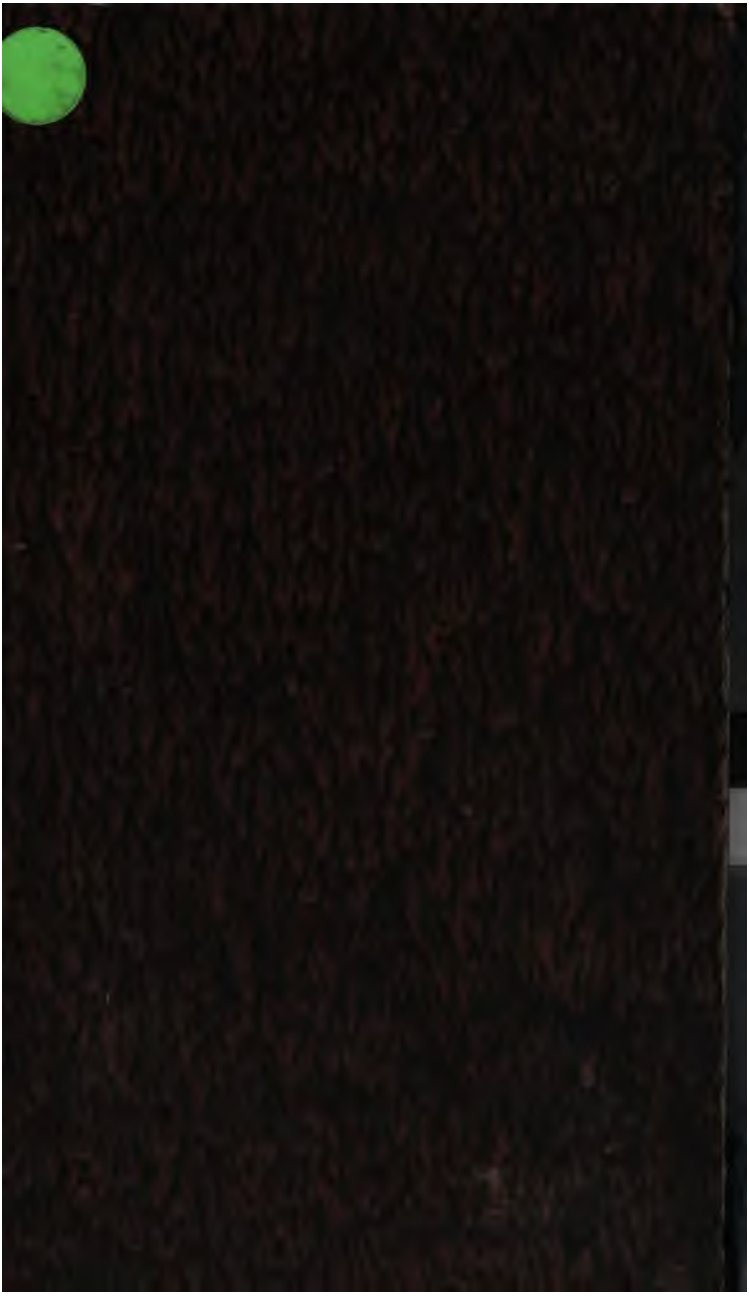
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

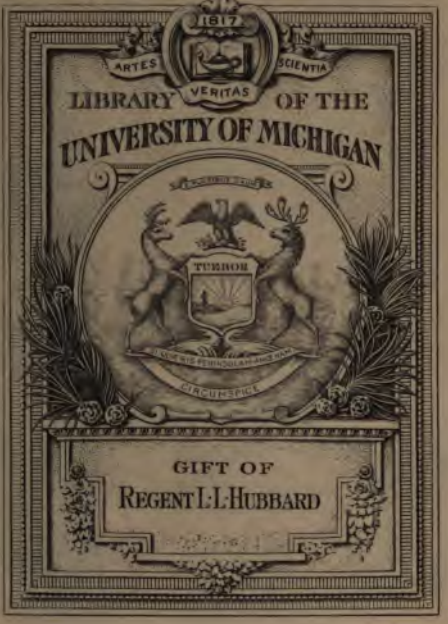
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

E
16
.B
V.

Die Heimat in der Neuen Welt.

Fünfter Theil.

Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba,

von

N. 246

Frederike Bremer.

E. 433.

Aus dem Schwedischen.

5–6.

Fünfter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.

gift
Regent of Hubbard
7-26-28

Zweiundzwanzigster Brief.

Rose-cottage (Brooklyn), 20. August 1850.

So lieb es mir war, meine Agathe, deinen Brief vom 12. Juli zu erhalten, der so warm von freundlichen liebevollen Gefühlen ist, so leid thut es mir, dich so schwach und leidend zu wissen, und ich fühle fast Gewissensbisse, daß ich nicht bei dir sein und dir nach Kräften beistehen kann. Ich suche mich damit zu trösten, daß du jetzt am Marstrand, weit von des Tages Sorgen und Lasten bist und neue Kräfte aus dem für dich stets so wohlthätigen Bad schöpfest. Ach, wenn dir doch dieses Bad werden könnte, was meine siebzehn bis achtzehn Bäder am Cap May für mich gewesen sind! Von meiner frühern Krankheit ist blos noch die Neigung zum Herzklopfen und etwas Schlaflosigkeit zurückgeblieben; allein beiden haben meine kleinen homöopathischen Pillen noch nie abzuhelfen verfehlt.

Was die Verlängerung meines hiesigen Aufenthalts bis auf einige Monate betrifft, so ist dieselbe fast eine Nothwendigkeit geworden. Ich habe nicht fortkommen können, ich habe nicht erreichen können, was ich erreichen muß, um zu sehen und zu beobachten, bevor der Winter kommt. Meine Reise nach dem Westen liegt noch un-

geſchehen vor mir. Sie kann, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſoll, unter zehn bis zwölf Wochen nicht vollendet werden und wird ſich weit in den November hineinziehen. Aber von Nordamerika heimzukommen, ohne den großen Weſten und deſſen wachſendes Leben geſehen zu haben, wäre ebenſo, als wenn ich die Oper „Guſtav Waſa" ohne die Rolle des Helden darin hätte aufführen ſehen und hören. Im Monat December könnte ich alſo wieder nach Hauſe kommen; aber ich bekenne offen, daß ich mich vor der langen Seereiſe in dieſer Jahreszeit ein wenig fürchte, und ich würde dann auch Vieles ungeſehen laſſen müſſen, was ich unendlich gern ſehen und kennen lernen möchte, und was ich ſpäter ſehen und kennen zu lernen nie wieder Gelegenheit haben werde.

In vier bis fünf Monaten über den December hinaus hoffe ich mit Allem fertig zu werden, was ich hier ſehen und kennen lernen muß, meine liebe Agathe, und dann komme ich und bleibe mit dir am Marſtrand, in Stockholm, in Årſta oder wo du willſt, und dann wollen wir mit unſerer guten Mama zuſammen reden, denken, leſen, ſchreiben und —ſo Gott will — das Leben genießen und Das, was böſe daran iſt, mildern, wenn wir es nicht gut machen können. Und meinetwegen brauchſt du nicht unruhig zu ſein. Ich habe meinen kleinen Reiſe-Niſſe unterwegs bei mir, und der hilft mir bei jeder Gelegenheit. Und nach dem trefflichen Seebad fühle ich, daß ich wieder Muth habe, mit Rieſen im Oſten wie im Weſten zu kämpfen. Und dabei, glaube ich, werden auch meine Kräfte rieſenmäßig wachſen. Wenn ich nur um dich ruhig ſein könnte!

23. Auguſt.

Dein Brief vom Marſtrand — ach, Gott ſei dafür gedankt! — hat mich recht glücklich gemacht. Denn der frühere Brief verurſachte mir Herzensangſt. Wie froh

bin ich, daß du dich wieder wohler fühlst und das Leben wieder genießen kannst! Ich segne die salzigen Bäder und danke Gott und hoffe alles Gute für dich von der Zukunft. Denn im nächsten Jahre werden wir unser Vier an der Wiederherstellung deiner Gesundheit arbeiten, ich, du, das Meer und die Homöopathie. Wie erfreulich war es mir, dich von Diesem und Jenem so lebhaft und so unterhaltend sprechen zu hören, namentlich von dem Einzuge der Kronprinzessin in Stockholm! — Wie erfreulich, daß sie so schön empfangen worden ist und daß sie so gut sein soll und so hübsch aussieht! — Ich sehnte mich gerade recht sehr, Etwas von ihr zu hören. Ich hätte mögen unter dem Volke sein, das ihr Blumen zuwarf und ihr „Willkommen!" zurief.

Und Jenny Lind ist wirklich auf dem Wege nach Amerika! Ein entsetzliches Willkommen! erwartet sie hier. Wenn sie mit dem Leben davonkommt, kann sie von Glück sagen. Der Ruf von ihrer Wohlthätigkeit und von ihrem Charakter, noch mehr aber der Ruf von ihrem Künstlertalent öffnet ihr hier alle Herzen und alle Arme, und ein Engel vom Himmel ist nicht so vollkommen, wie man sich Jenny Lind denkt, und würde nicht halb so willkommen sein wie sie. Die Amerikaner sind geborene Enthusiasten, und ich will darüber nicht mit ihnen rechten. Es wird weder aus einem Menschen noch aus einem Volke etwas Großes, wenn Beide nicht die überschäumende Kraft besitzen, welche sich Luft im Enthusiasmus macht. Der kritische Sinn ist nur für alte Völker oder für ein kleines Volk.

Die Briefe aus der Heimat, welche ich hier erwartete, bevor ich weitere Bestimmungen über meine Reise traf, machten mich so glücklich, daß ich zu Rebecca hinunter eilen und ihr den lieben Inhalt der Briefe mittheilen mußte. Wir umarmten einander vor Freude darüber, sowie auch darüber, daß wir noch einige Zeit zusammen bleiben können. Und nun will ich Springs

nach „Cony Island", einer Insel in der Nähe von Neuyork, begleiten, wo sich eine Badeanstalt befindet, in welcher ich noch einige gute Seebäder nehmen will. Dann begleiten Springs mich ein Stück auf meiner Reise nach dem Westen, den Hudsonfluß hinauf, in die Shakergemeinde zu Neu-Libanon, woselbst mich die jungen Lowells treffen und an den Niagara begleiten werden. Springs können nicht soweit mitreisen, obwol sie es gern möchten. Meine Freunde Downings kann ich diesmal nicht sehen; aber die letzten Wochen meines Aufenthalts hier im Lande werden ihnen gehören.

Rose-cottage.

In diesem trefflichen und beinahe vollkommenen Hause ist Alles gut, liebevoll und sich gleich. Rings um Rosecottage reifen Früchte, Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen und Weintrauben. Ganz Brooklyn und auch Neuyork gleicht gegenwärtig einem Fruchtladen, voll von Pfirsichen und Aprikosen. Und welche Pfirsichen! Wahrhafte Früchte Hesperiens. Jeder kleine Junge und jedes kleine Mädchen in der Union kann sich daran satt essen.

Eddy ist glücklich auf dem grünen Rasen mit einem ganzen Schwarm kleiner Kaninchen und Baby mit dem goldgelockten Köpfchen steht im Garten und freut sich, wenn Schmetterlinge kommen und sich auf seine gelben Locken setzen, in der Meinung, daß dieselben Blumen seien. Der liebe Knabe ist noch so klein und die Aeltern reisen meist seinetwegen an das Ufer des Meeres.

Marcus und Rebecca und mehre meiner hiesigen Freunde fand ich sehr niedergeschlagen über das neue Gesetz in Betreff der geflüchteten Sklaven, welches diesen Unglücklichen alle Sicherheit innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten entzieht. Schon sind die Sklavenaufspürer aus den südlichen Staaten in Bewegung, und Tausende von ehemaligen Sklaven verlassen nun

ihre Freiſtätten in den nördlichen Staaten und fliehen hinauf nach Canada oder über das Meer nach England. Ganz neuerlich wurde ein entflohener Sklave in Boſton ergriffen und in die Sklaverei zurückgebracht. Das Volk war in großer Gährung, leiſtete aber keinen offenen Widerſtand. Das Geſetz befahl und das Volk gehorchte. Aber die Glocken in Boſton läuteten wie bei einem Begräbniß. Wie ſehr theile ich die Gefühle meiner Freunde über dieſen Schandfleck ihres Vaterlandes, welches jetzt kein Fleckchen Erde mehr hat, das man ein Aſyl der Freiheit nennen könnte. Sie ſind erbittert, nicht gegen den Süden, ſondern gegen denjenigen Theil der Bevölkerung des Nordens, welcher für das Intereſſe des Mammon oder „the Cotton-interest“ (wie die Phraſe heißt) das edelſte Recht hingibt. Der Süden kämpft für ein altes hergebrachtes Recht; der Norden hat eine ſolche Entſchuldigung nicht.

Ich erkenne und liebe den Willen meiner Freunde, Viel zu opfern und Viel zu leiden, um dieſe unglückſeligen Sklavereiverhältniſſe ändern zu können. Aber ich kann nicht allenthalben ihre Anſichten in Bezug auf dieſe Frage theilen und ich bin — — allenthalben hoffnungsreicher als ſie. Ich glaube mehr an den Sieg des edlern Südens und des edlern Nordens. In dem großen Kampfe zwiſchen Gott und dem Mammon iſt dieſes Sklavengeſetz allerdings eine verlorene Schlacht, aber doch keine entſcheidende. Ich glaube mit Clay und mit Webſter, daß dieſes Geſetz ein Schritt rückwärts iſt, veranlaßt durch die Nothwendigkeit des Augenblicks, aber deſto größere Fortſchritte auf dem Wege der Freiheit vorbereitend. Allein über dies Alles habe ich mit dir bereits von Waſhington aus geſprochen.

Kurze Zeit nachdem Clay den Congreß verlaſſen hatte, um an die Seeküſte zu reiſen, gingen faſt alle die Maßregeln und Schritte durch, die er in ſeiner Compromißbill (Omnibusbill) vorgeſchlagen hatte. Sie wur-

den aus dem Omnibuswagen herausgeholt, einzeln zur Abstimmung gebracht und mit einigen kleinen Abänderungen angenommen. Der große Staatsmann hatte wahrscheinlich die einzigen möglichen Versöhnungsbedingungen zwischen dem Norden und dem Süden getroffen. Einige von den Staaten des Südens sind indessen noch immer unzufrieden; Südcarolina und Missisippi schreien nach „seçession“ von der Union und Carolina soll sich sogar ernstlich zum Kriege rüsten. Allein das ist eine Thorheit und wird dem Palmettostaate schaden, da derselbe damit keinen Anklang findet und allein unter den übrigen Staaten nichts bedeutet und auch nichts ausrichten kann.

Zu den Tagesgesprächen gehört hier gegenwärtig auch das endliche Bekenntniß und der Tod des Mörders Professor Webster. Aber wo in den Vereinigten Staaten wäre dieses Verbrechen nicht Tagesgespräch gewesen? — In Charleston und in Savannah, wie in Boston und in Neuyork war man allgemein aufmerksam auf diesen Proceß; alte Herren und junge Mädchen waren für oder gegen den Professor Webster, und ein allerliebstes funfzehnjähriges Mädchen in Savannah hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ein gewisser Mr. Littlefield, Webster's hauptsächlichster Ankläger, selbst, nicht aber Webster, der Mörder Parkman's sei, und motivirte dies auf eine ebenso lebhafte, als komische Weise. Indessen bekannte sich Webster selbst, nachdem er lange Zeit hindurch unzählige Lügen ausgesagt hatte, als Parkman's Mörder, und zwar — wie man behauptet — in der Meinung, daß er Begnadigung erhalten würde, wenn er fest dabei bliebe, der Mord sei nur zu seiner Selbstvertheidigung geschehen. Allein es sprach soviel gegen diese Behauptung und Webster hatte sich während der ganzen Untersuchung als ein so gewissenloser Lügner gezeigt, daß er keinen Glauben damit fand, sondern von den Richtern in Massachusetts zum Tode verurtheilt

wurde. Der unitarische Geistliche Mr. Pibody bereitete ihn zum Tode vor, dem er mit Fassung und Ergebung sich unterwarf. Seine beklagenswerthe Gattin und seine Kinder, die ihn bis zuletzt für unschuldig gehalten haben, sollen sich vortrefflich benehmen. Sie arbeiten für Geld und sollen die Geldunterstützung ausgeschlagen haben, welche ihnen die Witwe des Ermordeten edelmüthig angeboten hat. Eine von seinen Töchtern ist verheirathet und lebt in Madeira, eine andere ist verlobt. Man sagt, die ganze Familie werde Amerika verlassen und sich nach Madeira wenden. Es freut mich, daß sie dies thun können.

Trotz der Ueberführung Webster's und trotz der von ihm bewiesenen niedrigen Gesinnungen ist das Gefühl in den nördlichen Staaten so sehr gegen die Todesstrafe empört, daß es sich auch bei dieser Gelegenheit in mehren Protesten Luft gemacht hat. Eine Familie, welche dem Gefängniß gegenüber wohnte, in welchem Webster's Hinrichtung (die Hinrichtung geschieht im innern Hofe des Gefängnisses) stattfinden sollte, verließ zu dieser Zeit ihr Haus und schrieb an dessen Thür:

„Opposed to capital punishment."

Cony Island, 26. August.

Wieder am Meer, wieder einige frische Athemzüge an dem großen Meer in der Gesellschaft meiner vortrefflichen Freunde. Marcus befindet sich wohl und genießt hier das Leben. Baby wird mit jedem Tage besser. Der Ort ist abgelegen und hat eine gewisse wilde Anmuth. Der Mond glänzt prächtig über dem Meer, welches heftig vom Winde aufgeregt rauscht. Ich wandere Abends am Meeresufer mit Marcus; daheim aber

erzählt mir Rebecca im hellen Mondschein Begebenheiten aus der Geschichte ihres innern Lebens, welche Zeugniß von dem wunderbaren Leben und der Leitung des innern Lichts bei den Seelen ablegen, welche in stiller, nach innen gekehrter Aufmerksamkeit darauf achten. Kleine Feuer in Reihen und Kreisen glänzen Abends an dem sandigen Ufer des Meeres zwischen den Bäumen. Es sind „Clams" (eine Art von großen Muscheln), die man zum Abendessen bratet, indem man Reißig über ihnen im Sande anzündet. Sie sind delicat von Geschmack und nach meiner Ansicht den Austern weit vorzuziehen. Das Wetter ist frisch, das Bad erfrischend. Wir sind Alle vergnügt, Alle glücklich.

Ehe wir von Brooklyn abreisten, hörten wir eines Sonntags den jungen H. Beecher predigen. Er hat sich in einer kirchlichen Zeitung, deren Mitarbeiter er ist, sehr scharf über das neue Gesetz der flüchtigen Sklaven ausgesprochen und viele Mitglieder seiner Kirche haben dies sehr übel genommen. Beecher sprach nun von der Kanzel herab sein Glaubensbekenntniß über die Pflichten eines Predigers im Verhältniß zu seiner Gemeinde und zu seinem Gewissen aus. Es lautete in wenigen, aber kräftigen Worten folgendermaßen:

— „Wenn Gottes Gesetz und mein Gewissen mir eine Sache gebietet und ihr (die versammelte Gemeinde) sprächet, ich dürfte beiden ohne euch nicht gehorchen, wenn ich länger unter euch bleiben wollte, wohlan, dann müßte ich — — — gehen! Und ich würde gehen, wenn ich nicht mit gutem Gewissen bleiben könnte!"

Die Kirche war übervoll und die Versammlung voll tiefen Ernstes, sowie ihr Prediger. Aber es war keine Gefahr für Beecher, daß er „gehen" sollte. Man achtet und liebt ihn zu sehr, um ihm nicht nachzugeben, da man fühlt, daß er im Grunde Recht hat, wenigstens in der Sache, wenn auch nicht immer in der Form.

27. Auguſt.

Jetzt, geliebte Agathe, rüſte ich mich, nach dem großen Weſten abzureiſen, der wie eine Art von mythologiſcher nebulosa vor mir ſteht, halb Nebel, halb Glanz, und von dem ich eigentlich weiter nichts weiß, als daß er groß, groß, groß iſt! — Wie? — Worin? — Auf welche Weiſe? — Ob er von Göttern oder von Rieſen, von Dämonen und Geſpenſtern oder von allen dieſen alten mythologiſchen Herrſchaften zuſammen bewohnt iſt — — das will ich gern ſehen. Daß Thor und Loke in dieſem ſagenhaften Utgärd noch tüchtig ringen, ahne ich; und daß auch Geſpenſter daſelbſt heimiſch ſind, weiß ich von einem gewiſſen geſpenſtiſchen Klopfen, „spiritual rappings oder knockings“ genannt, von welchem ich viel Seltſames gehört und geleſen habe, ſeitdem ich hierher ins Land gekommen bin. „Spiritual knockings in the west“ iſt ein ſtehender Artikel in den neuen Zeitungen, theils ſpöttiſch, theils ernſthaft behandelt.

Durch die öſtlichen Küſtenſtädte ſtrömt die Bevölkerung Europas herein. Sie bilden die Pforten zum Vorhof. Aber der Weſten iſt der große Luſtgarten, in welchem die großen Ströme wogen, in welchem der Baum des Lebens und des Todes ſteht, in welchem die Zunge der Schlange und die Stimme Gottes aufs neue für neue Menſchenpaare gehört werden ſollen.

Dieſes große räthſelhafte Weſtland mit den Rieſenflüſſen, den Rieſenkatarakten und Rieſenſeen, mit dem Miſſiſſippithal, dem Felſengebirge, dem Goldlande und dem ſtillen Meere, mit den Buffalos und den goldenen Kolibris; das Land, welches Staaten gebiert, wie die Menſchen Kinder gebären, in welchem die Städte während eines Menſchenalters groß werden, in welchem die Loſung des Lebens: „Wachsthum! Fortſchritt!“ (Progress) iſt; dieſes räthſelvolle Land der Verheißung, das Land der Zukunft werde ich nun ſehen!

Ich ſehne mich danach wie nach einem Orakel, welches mir Antwort auf viele Fragen meines Geiſtes geben wird.

Mein kleiner Handkorb iſt mit Bananen und Pfirſichen gefüllt; mein Reiſe-Niſſe iſt bei mir und auch der letzte Brief von meinen Lieben. Und nun begebe ich mich fröhlich nach dem großen Weſten.

Dreiundzwanzigster Brief.

Albany (Neuyork) am Hudson,
2. Septbr. 1850.

Hier, meine Agathe, in der Hauptstadt des Kaiserstaates, bei einer wahren Sündflut von Regen, der mich abhält, von der Stadt und deren Capitolium irgend etwas zu sehen, setze ich meine Unterhaltung mit dir fort, d. h. die schriftliche, denn die stille mündliche geht immer gleichmäßig fort. In meinem letzten Briefe aus Brooklyn sagte ich dir, wie ich glaube, daß ich mit meinen Freunden Springs in die Shakergemeinde zu Neulibanon reisen würde. Und an einem unaussprechlich schönen Tage fuhr ich wieder den schönen Hudson hinauf, sah dessen wilde romantische Hochlande und dessen reich angebaute Ufer wieder, sah den Thurm von Downing's Landhause aus dessen schattenreichem Park hervorblicken, warf demselben einen Liebesblick zu und — — genoß das Leben mit der Natur, mit Marcus, Rebecca und Eddy, während der Fahrt auf dem prächtigen bequemen Dampfboot. Gegen Abend kamen wir an die kleine Stadt Hudson, wo wir ans Land gingen und einen sogenannten „Stage" nahmen, der uns in drei Stunden zu „New Libanon Springs" brachte, einer berühmten Heilquelle, eine halbe englische Meile von dem Shakerdorfe entfernt.

An dieſem ſchönen Abend ging ich mit Marcus aus, um einen Blick auf das letztere zu werfen. Wir ſahen mehre hellgelbe, zweiſtöckige, hölzerne Häuſer in guten Proportionen und mit Ziegeldächern auf grünen Hügeln gelegen und in der Ferne von noch höhern Hügeln umgeben, alle mit Wald bedeckt. Ein recht ſchöner, idylliſcher und romantiſcher Anblick. Die Ausſicht von den Häuſern war frei und die Scheiben in den Fenſtern groß. Das Leben in dem Shakerdorf ſah durchaus nicht düſter oder eingeſchränkt aus, wie ich mir es gedacht hatte. Einige von den Shakerbrüdern ſahen wir draußen auf dem Felde, gemächlich damit beſchäftigt, Heu zuſammenzuharken — die zweite Ernte, wie ich vermuthe. Sie übereilten ſich augenſcheinlich nicht im mindeſten.

Geſtern, am Sonntage, wohnten wir mit vielen andern Fremden dem Gottesdienſte in der Shakerkirche bei. Die Kirche beſteht aus einem großen Saal, der wol zwei- bis dreitauſend Perſonen faſſen kann; er hat ſehr große Fenſter, iſt hoch und ſehr hell, hat aber nicht den geringſten Schmuck. Beim erſten Eintritt in denſelben überraſchte mich der Anblick von zahlreichen leichenblaſſen weiblichen Geſtalten, faſt wie eingehüllte Leichname gekleidet, auf Stühlen längs der Wände hin ſitzend, ſteif und unbeweglich wie Mumien. Es waren Shakerfrauen. Ihr Anblick war in der That unheimlich und würde ſogar traurig geweſen ſein, wenn nicht die Neuheit dieſes Anblicks erfriſchend geweſen wäre. In einem Lande, in welchem ſich alle Frauenzimmer gleich kleiden, werden Diejenigen, welche in ihrer Kleidung von allen übrigen abweichen, blos dadurch intereſſant. Indeſſen waren alle Shakerſchweſtern ebenfalls gleich gekleidet in weiße oder graue oder hellgelbe ſtreifige Röcke, Schuhe mit weißen Abſätzen, weiße Halstücher, ſo über die Bruſt befeſtigt, daß deren natürliche Form nicht ſichtbar wird, ſowie auch der Schnitt der übrigen Kleidung zum Zweck zu haben ſchien, den Körper wie einen Baumſtamm ohne

alle Wellenlinien erſcheinen zu laſſen. Auf dem Kopfe trugen ſie eine kleine Mütze, wie die Quäkerfrauen, deren glatter Flor ſich dicht an das Geſicht anſchloß. Ich bemerkte, daß der Flor bläulich war und dadurch nicht wenig dazu beitrug, dem Geſichte ſeine leichenähnliche Färbung zu geben. Der Schnitt ihres Anzuges war, bis auf den Kopfputz, der Tracht unſerer Bauerfrauen und Bauermädchen im Bezirk von Stockholm nicht unähnlich.

Die andere Seite des Saales wurde von den Shakerbrüdern eingenommen, alle in Kniehoſen, Strümpfen, Schuhen mit hohen Abſätzen, Weſten, Hemdsärmeln und baarhäuptig, das Haar an der Stirn kurz verſchnitten und im Nacken herabhängend, das ganze Coſtüm der Alltagstracht der ſchwediſchen Bauern ſehr ähnlich. Die ganze Verſammlung (ungefähr hundert Perſonen von beiderlei Geſchlecht) ſetzte ſich auf Bänke (welche vorgetragen wurden), die Männer für ſich und die Frauen für ſich, aber einander gerade gegenüber. Zwei Shakerſchweſtern trugen freundlich eine Bank nach der andern für die Zuſchauer herbei, welche die ganze eine lange Seite des Saales erfüllten und in weit größerer Anzahl anweſend waren als die Mitglieder der Shakergemeinde ſelbſt. Nach einiger Zeit ſtanden dieſe Letztern plötzlich auf und die Bänke wurden weggenommen. Brüder und Schweſtern ſtanden einander eine Weile gegenüber in Reihen aufgeſtellt, worauf ein ältlicher Mann hervortrat und Etwas ſprach; ich konnte aber nicht hören, was er ſagte. Dann begann die Verſammlung zu ſingen und zu tanzen, indem Jedes für ſich allein vorwärts und wieder zurücktrippelte, aber in ſymmetriſchen Linien und Figuren und nach einem Takt, in deſſen Grundrhythmus eine gewiſſe Lebhaftigkeit, etwas Anregendes und Trocken-Luſtiges lag. Unter allen Variationen des Geſanges kehrte immer eine gewiſſe Triolenſtelle wieder, welche faſt jedesmal durch Aufſtampfen mit den Hacken ausgezeichnet wurden, und zwar ſehr nachdrücklich, wäh-

rend dabei die Hände im Takt bewegt wurden, ungefähr so, wie man ein Kind auf denſelben ſchaukelt.

Nach einigen Minuten hörte der Tanz und der Geſang plötzlich auf. Die Verſammlung ſtand unbeweglich. Es trat ein neuer Prediger auf und ſprach, worauf Tanz und Geſang von neuem begann. So ging es eine Zeitlang fort, ſeelenlos und mühſam, wie ich dachte. Dieſe blaſſen, leichenartig gekleideten Frauenzimmer, trippelnd, wippend und mit niedergeſchlagenen Augen, ohne Zeichen von Freude und natürlichem Leben ſich bewegend, ſahen mir in höchſtem Grade unnatürlich aus. Sie hatten ſanfte, aber ausdrucksloſe Geſichter; ich ſah nicht ein einziges hübſches Geſicht unter ihnen. Die Männer ſahen beſſer und natürlicher an Leib und Seele aus; ſie tanzten auch mit mehr Lebhaftigkeit, obgleich ſie oft lächerlich ausſahen.

Abermals wurde es ſtill in der Verſammlung. Die Shaker ſetzten ſich wieder auf ihre Bänke. Und nun trat ein Shakerbruder (ein Mann von ungefähr vierzig Jahren) mit ſchmaler Stirn und tiefliegenden, düſtern, glühenden Augen hervor, deſſen ganzes Ausſehen einen Mann von einer fixen Idee und von einer fanatiſchen Eingenommenheit für dieſelbe verrieth. Er ſtellte ſich vor die Zuſchauer und redete ſie ungefähr folgendermaßen an:

— „Ihr ſehet uns hier in einem Saal verſammelt, den wir mit unſern eigenen Händen erbaut haben, um darin unſern Gottesdienſt in Uebereinſtimmung mit den Vorſchriften unſers Gewiſſens zu halten. Wenn ihr hierher gekommen ſeid, um uns zu ſehen, und ihr wollt Achtung vor unſerer Gemeinde und vor unſerm Gottesdienſt haben und euch dem gemäß verhalten, ſo ſeid ihr uns willkommen. Wenn *nicht*, ſo ſeid ihr uns hier *nicht* willkommen. Aber ich will das Erſtere hoffen. So laſſet uns nun miteinander reden und zuſehen, was zwiſchen euch und uns liegt und was uns voneinander trennt. Nur laſſet uns einander erſt verſtehen!“

Und nun ſchilderte er die Geſellſchaft der Shaker

im Gegenſatz zu der bürgerlichen Geſellſchaft, die erſtere als der Welt entſagend und blos für den Himmel lebend, die letztere als ausſchließlich für ſelbſtſüchtigen Genuß und irdiſche Güter lebend. Wir erhielten eine ſehr ſcharfe Strafpredigt von dem Elder Evans (ſo hieß der Shakerbruder) für unſere Sünden und Schwachheiten, blos dann und wann durch Auffoderungen unterbrochen: — „Kommt her! — Laſſet uns die Sache gemeinſchaftlich überlegen! Antwortet mir!“ — u. ſ. w. Es wäre unendlich leicht geweſen, dem guten Bruder auf ſehr Vieles zu antworten und einen großen Theil ſeiner Anklagen und inſonderheit ſeines Shakerſelbſtlobs zurückzuweiſen; und ich wunderte mich, daß ſich keine Stimme aus der ſo ſtreng abgekanzelten Verſammlung zu dieſem Behuf erhob. Aber ſie hielten dem Redner Alles zu Gute und ſchwiegen.

Nach dieſer Strafpredigt bekam der Tanz neues Leben. Es bildete ſich ein Kreis, der einen beſtändigen Chor abgab, und um denſelben bewegte ſich in tanzenden Ringen, die ſich unaufhörlich zu erweitern ſchienen, während ſie ſich mit vieler Kunſt und Methode gleichſam ineinander verflochten, die ganze Shakerverſammlung, anfangs Zwei und Zwei, und endlich Drei und Drei zuſammen, unter fortwährendem und eifrigem taktmäßigen Stampfen der Füße und Wiegen der Hände, und in einer viel lebhaftern Weiſe als bisher ſingend:

„O how I love this living way,
Where peace doth spread its cheering ray
And like the brilliant Orb of day
The truth of heaven is shining.
Where souls in Union dayly meet
Their vows and offerings to repeat,
Pure love makes their communion sweet
'Tis like the dew of Hermon.“

Auch der Tanz und die Bewegung wurde immer lebhafter, je länger beides fortdauerte — und ich ſah auf manchem Geſichte Schweißtropfen perlen. Allein

die Augen der Frauen blieben niedergeschlagen und der Ausdruck ihres Gesichts blieb leblos. Die Männer sahen belebter aus, und ihr Tanz, besonders wenn die Bewegung der Hände mit zunehmendem Eifer geschah, hatte etwas Leichtes, Gefälliges und durchaus nichts Unnatürliches. Es war nicht schwer, sich unter diesem Tanze eine symbolische Darstellung des Lebensweges zu denken, und man sagte mir später, daß er den „progress“ der Seelen während ihres Weges durch das Leben darstellen sollte. Der Chor in der Mitte des Saales sang während dieser ganzen Zeit, indem er die Hände wiegend bewegte.

Ich für meine Person sehe nicht ein, warum der Tanz nicht ebenso gut wie Gesang und Saitenspiel u. s. w. ein Gottesdienst sein kann und für gewisse Bewegungen des religiösen Lebens nicht sogar ein ganz natürlicher Ausdruck sein soll. Wenn König David in seiner Freude vor der Bundeslade tanzte, die Harfe spielte und dem Herrn Lob sang, so folgte er einer wahren Eingebung. Und ich habe gegen den Tanz der Shakergemeinde weiter nichts einzuwenden, als daß ihnen eben diese Eingebung fehlt. Der Tanz der Shaker ist augenscheinlich jetzt nur ein Product der Ueberlieferung, der Gewohnheit nnd Berechnung. Vor einigen Jahren ist derselbe anders gewesen und damals haben sich, wie ich von Miß Sedgwick gehört habe, recht sonderbare Erscheinungen gezeigt, wie z. B. das Drehen einzelner Personen in einem Kreise wie bei den orientalischen Derwischen, bis sie ohnmächtig niedergefallen sind, convulsivische Verzuckungen u. s. w. Dergleichen Erscheinungen sollen jetzt nur noch selten vorkommen oder vielleicht trägt man dafür Sorge, daß sie nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangen. Das praktische ökonomische Element, das außer dem religiösen Enthusiasmus die Shakersekte auszeichnet, scheint in der neuern Zeit das religiöse an die Hand zu nehmen.

Dieser Gottesdienst endigte ganz still, wie er begon-

nen hatte. Die Brüder und Schwestern trugen ihre Bänke weg, wie sie dieselben herbeigetragen hatten, und verließen dann den Saal, jedes Geschlecht auf seiner Seite. Aber ich hatte mir vorgenommen, von dieser Sekte und ihren Zwecken noch etwas mehr kennen zu lernen. Ich suchte deshalb einige von den Vorstehern der Gemeinde auf, theilte ihnen meinen Wunsch mit und bat um Erlaubniß, wieder zu kommen und mich mit ihnen zu unterhalten. Sie gaben mir freundlich ihre Einwilligung und luden mich ein, sogleich bei ihnen zu bleiben und für den Mittag und den morgenden Tag ihr Gast zu sein. Das konnte ich nicht, denn ich erwartete meine jungen Freunde Lowells. Aber Nachmittags, nachdem Springs und ich bei dem Brunnen des Libanon Mittag gegessen hatten, kehrten wir zusammen in das Shakerdorf zurück. Dort herrschte nun tiefe Stille. Alle Fremden waren fort und die heitern gelben Häuser lagen einfach auf ihren grünen sonnenbeglänzten Hügeln.

Wir wurden von zwei Schwestern empfangen, die uns hinauf in ein Zimmer führten, in welchem zwei ältliche Männer und zwei dergleichen Frauen mit einigen jungen Mädchen anwesend waren. Die Wangen der Letztern blühten wie die Rosen unter den weißen, blaugestärkten Linonhauben hervor, und ich sah nun, daß die Gemeinde der Shaker nicht ihre schönsten Mitglieder zum Tanzen aussendet. Die ältern Frauen und Männer waren Elders (Aelteste), wie sie hier genannt werden, und Vorsteher der Familie, bei welcher wir uns befanden. Die Gemeinde am Neulibanon ist nämlich in zwei Familien getheilt, in „North family“ und „South family.“ Jede Familie hat ihre besondern Häuser, Vorsteher und Haushaltungen.

Ich richtete meine Fragen an die Aeltesten; allein bald wurde mir klar, daß sie dieselben nur mangelhaft beantworten konnten. Einer von den Männern war ein

reicher Mann und hatte seine Frau und seine Familie verlassen, um sich der Shakergemeinde anzuschließen, der er auch einen Theil seines Vermögens geschenkt hatte. Eine von seinen Töchtern (eins der hübschen jungen Mädchen, welche gegenwärtig waren) war ihm später gefolgt. Er war ein ältlicher, stark gebauter Mann von gutem Aussehen und mit einem Gesicht, welches mehr Gefühl als Denkkraft andeutete.

Der andere Aelteste hatte ein edles, ascetisches und patriarchalisches Aussehen. Beide wußten nicht viel zu sagen. Die Frauen schienen sanft, aber sehr beschränkt zu sein. Sie hatten einen Hafen gegen die Stürme des Lebens gesucht und gefunden. Etwas Anderes wollten sie nicht; etwas Anderes wußten sie nicht.

Allein jetzt trat der Elder Evans herein mit der schmalen Stirn und den düstern fanatisch glühenden Augen; und nun erhielt das Gespräch ein ganz anderes Leben. Ich wurde nicht wenig überrascht, als ich in dem fanatischen Prediger einen sehr verständigen und im Ganzen liberal denkenden (wiewol keinen eigentlich tiefdenkenden) Mann fand, der den Grund und Boden im Leben der Shakersekte kannte und gut Rechenschaft darüber zu geben wußte. Meine Unterhaltung mit ihm gewährte mir wirkliches Interesse und wir verwickelten uns Beide recht ernsthaft in dieselbe.

Von den Fragen und Antworten, die zwischen uns gewechselt wurden, will ich blos folgende anführen.

Frage: Was ist der Zweck Ihres Tanzens? Ist das Tanzen Symbolik oder Disciplin?

Antwort. Beides. Wir tanzen, weil wir uns nicht anders helfen können, weil wir die Gefühle unsers Herzens auf diese Weise ausdrücken müssen. Wir richten unsern Tanz so ein, daß er für uns selbst unsern Glauben und unsere Pflicht vorstellen soll, daß er eine lebendige Lehre für unser Gemüth, unsern Geist und unsern Körper werde.

Frage: Sie äußerten, daß Sie etwas ganz Neues in der Welt darſtellten. Ich muß jedoch bemerken, daß religiöſe Sekten, welche ſich von der Welt getrennt und allen Lüſten derſelben entſagt haben, um ein heiliges Leben zu führen, zu jeder Zeit exiſtirt haben. Wodurch unterſcheidet ſich Ihre Geſellſchaft von den Orden der Mönche und Nonnen, welche ſich ſehr bald nach der Entſtehung des Chriſtenthums bildeten und in vielen Ländern noch jetzt exiſtiren?

Antwort: Zwiſchen beiden iſt der größte Unterſchied, den es in der Welt geben kann. Dieſe Orden wollen den Menſchen dadurch Vollkommenheit erreichen laſſen, daß ſie Mann und Weib trennen, die doch Gott zu einer geiſtigen Einheit erſchaffen hat. Wir dagegen behaupten, daß der vollkommene Menſch blos durch die geiſtige Vereinigung zwiſchen Mann und Weib entſtehen kann.

Frage: Der Grundgedanke Ihrer Geſellſchaft iſt alſo die geiſtige Vermählung?

Antwort: Wir nennen es nicht Vermählung. Aber wir behaupten, daß Männer und Frauen keine guten und vollkommenen Menſchen werden können ohne gegenſeitige geiſtige Vereinigung und ohne täglichen Umgang in Gemäßheit der göttlichen Abſicht, ſodaß Mann und Weib einander zur Erreichung eines vollkommenen Lebens helfen.

Frage: Aber wenn alle Menſchen ſo dächten wie Sie, und wenn die ganze Welt, d. h. unſere Welt eine Geſellſchaft bildete, wie die Ihrige, ohne Vermählung und ohne Kinder, ſo würde ja unſere ganze Welt ſehr bald ein Ende nehmen. Sie würde ausſterben.

Der Elder Evans dachte eine Weile nach und ſagte dann, wenn die Welt auf eine gute Weiſe endigte und ein gutes und heiliges Ende nähme, ſo wäre es ebenſo gut, als ob dies früher oder ſpäter geſchähe, da wir doch Alle unſerer Verwandlung entgegenſähen und auf ein beſſeres Leben hofften.

Hierauf dachte ich eine Weile nach und fand durchaus nichts zu antworten, sondern kam zu der Ansicht, daß der Bruder nicht so Unrecht habe. Ich hatte wol meine Gedanken und habe sie noch, daß wir Menschen ein größeres Werk hier auf Erden auszuführen haben, als wir Zeit dazu behalten würden, wenn wir Alle in der Shakergesellschaft Leben und Tod aufgehen müßten; allein ich wollte gegenwärtig nicht einen Ocean aufrühren, in welchem weder ich, noch der Elder Evans recht schwimmen konnte, sondern ich begnügte mich damit, nähere Aufklärungen über das Leben und die Einrichtungen der Shakersekte zu suchen.

Die geistige Entwickelung der Menschen in einem geistigen heiligen Zusammenleben ist der Zweck der Shaker. Christlicher, liebevoller Umgang im Geiste und in der Wirklichkeit zwischen Männern und Frauen, bei Gebet und Arbeit miteinander und füreinander, ist das Mittel dazu. Unterdrückung der weltlichen Lüste und ein körperlich ascetisches Leben sind die Beförderungsmittel zur Entfernung aller Hindernisse.

Ich fragte eins von den jungen Mädchen: — „Habt ihr einander hier wirklich sehr lieb?"

— „O ja, das thun wir in Wahrheit!" (Oh yes, indeed!) antwortete sie, während ihre schönen großen dunkelblauen Augen Bekräftigung strahlten. Das Verhältniß zwischen diesen jungen Mädchen und den ältern Männern schien mir, wie ich bei mehren Gelegenheiten bemerkte, besonders schön und liebevoll, wie zwischen guten Töchtern und Vätern zu sein.

Mitten in unserer Unterhaltung kam James Lowell die Treppe herauf gesprungen und in das Zimmer, in welchem ich mit meiner Shakergesellschaft saß; und sein schönes lebensfrisches Gesicht, strahlend von Leben und von Herzlichkeit, glänzte wie die Maisonne in diese bleiche, wiewol freundliche Versammlung. Er und Maria waren eben jetzt angekommen und wir bewillkommneten uns

herzlich mitten unter den Shakerſchweſtern, welche ſanft lächelten und uns nicht ohne Theilnahme zuſahen. Sie luden uns ſämmtlich ein, mit ihnen zum Abend zu eſſen. Aber Lowells ſetzten ihren Weg zum Brunnen des Libanon fort, weil Maria der Ruhe bedurfte.

Springs und ich gingen mit unſern Shakerfreunden hinunter in einen Saal, in welchem ein Tiſch für uns gedeckt war, mit Thee, Milch, Brot und Butter, Kuchen und Eingemachtem ſehr reichlich beſetzt. Wir wurden von Schweſtern bedient. Einige von den älteſten Brüdern ſetzten ſich mit uns an den Tiſch, aber ohne Etwas zu verzehren. Zu einer von den Schweſtern, die uns aufwarteten, ſagte Rebecca Springs, als dieſe ſich eben zu ihr neigte, um ihr Etwas anzubieten: — „Sie ſehen ſo gut aus, daß ich Sie küſſen muß!“ — Die Schweſter lächelte und ſah zufrieden aus. Mehre Schweſtern kamen herein, um uns zu ſehen; ich bemerkte unter ihnen einige Frauen von mittlerm Alter von ausgezeichnet guten und edeln Geſichtszügen. Ruhe und ſanfter Ernſt zeichnete Alle aus. Sie erinnerten mich an einen milden, aber trüben Septembertag in Schweden. Die Luft iſt rein, die Erde noch grün, es iſt angenehm, es iſt ruhig; aber es ruht eine gewiſſe Wehmuth über der Landſchaft, es fehlen Sonne, Blumen und Vogelgeſang; nichts wächſt, Alles ſteht ſtill; und wenn ein Vogel ſein leiſes Gezwitſcher erhebt, ſo iſt es auch gleich wieder vorüber. Ich befand mich jedoch wohl in dieſer ſtillen, milden Septemberatmoſphäre und die Shakerſchweſtern ſchienen unſer ſichtbares Intereſſe an ihnen und an ihrer Geſellſchaft mit Vergnügen zu ſehen.

Sie waren innig freundlich und zuthunlich, weit mehr, als ich glaubte, da ich ihr Gebahren Vormittags ſah. Als wir Abſchied nahmen, ſagte ich zu ihnen: — „Ich grüße Sie Alle mit einem geiſtigen Kuß, denn ich vermuthe, daß Sie keinen andern Kuß haben wollen!“ — „Ach, wir ſind nicht ſo einſeitig!“ (We are

not so particular!) — sagte darauf lächelnd ein junges Mädchen, steckte sein hübsches Köpfchen hervor und küßte mich. Und nun kamen die andern auch und es entstand ein herzliches Küssen zwischen den Shakerschwestern, Rebecca und mir. Und als sie dabei lächelten, sagte ich zu ihnen: — „Ich dachte, Sie könnten gar nicht lächeln!" — Und nun lachten sie wieder herzlich, aber auf eine eigene stille Weise, und eine von den ältern Schwestern sagte: — „Ach, ich möchte mein gutes Lachen um Vieles nicht entbehren!" (My good laugh!) — Sie waren höchst liebenswürdig, reizend und angenehm, tausend mal mehr, als manche weltliche gedankenlose „Ladies", die sich im Hôtel zum Brunnen des Libanon weise und vornehm über „die armen Shaker" ausließen.

Ihre Gemeinde hinterließ in mir einen sehr guten Eindruck, und ich habe von Personen, welche mehre Jahre hindurch mit den Shakern in Berührung gestanden haben, viel Gutes über sie gehört, namentlich über ihr christliches gegenseitiges Liebesleben, über ihre Güte gegen Arme und über ihre zärtliche Pflege der Kinder, die ihnen theils von armen, nicht zur Gemeinde gehörigen Leuten, theils von Familien anvertraut werden, welche Mitglieder der Gemeinde sind, aber dann ohne Anerkennung der natürlichen Bande darin leben und nur das geistige Verhältniß anerkennen. Die Pflege der Alten und Kranken in der Gemeinde soll ebenfalls vortrefflich sein, wie ich von meinem kleinen weiblichen Doctor in Boston, Miß Hunt, gehört habe, welche Arzt in zwei oder drei Shakergemeinden ist. Sie hat mir auch von manchem Menschenleben erzählt, das in der Welt verbittert worden ist und in der Shakergemeinde ein friedenvolles Asyl gefunden hat; von unglücklichen Gatten, von einsamen Frauen und von harten, durch Sorgen geprüften Männern, die hier einen Hafen gegen die Stürme des Tages gefunden, die hier Freunde, Pflege, Lebensbehaglichkeit und Lebensfrieden gefunden haben, wie sie

in der Welt nicht beſitzen konnten. Dieſe Gemeinden ſind gemilderte Kloſterconvente und im Ganzen, wie mir ſcheint, die vernünftigſten und zweckmäßigſten Inſtitute dieſer Art, in Allem, außer im Tanz, der bedeutend vernünftiger und ſchöner ſein könnte.

Der Elder Richard Buſhnell gab mir beim Abſchied ein Buch, welches die Geſchichte von der Entſtehung und Einrichtung „der tauſendjährigen Kirche oder der vereinten Gemeinde von Gläubigen, Shaker genannt", enthielt. Ich erſehe daraus, daß dieſe Sekte zuerſt in Frankreich entſtanden iſt, wo während einer religiöſen „revival" in der Dauphiné, gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, eine Menge Männer und Frauen von einem religiöſen Enthuſiasmus an Leib und Seele ergriffen wurden, den ſie für eine Wirkung des Heiligen Geiſtes hielten, da er von Viſionen und ſtarken innern Mahnungen zu einem heiligen, Gott gewidmeten und aſcetiſchen Leben begleitet war. In Frankreich beunruhigt und verfolgt, flohen mehre von ihnen nach England hinüber.

Anne Lee, die Tochter eines Schmieds, ein junges Mädchen, welches von Kindheit an Viſionen und Eingebungen gleich Denen gehabt hatte, die in der Geſchichte der ſchwediſchen Heiligen St.-Brigitta mitgetheilt werden, wurde mit dieſen franzöſiſchen Frommen bekannt, und obgleich ſie weder leſen noch ſchreiben konnte, zeichnete ſie ſich doch bald durch ihre Kenntniſſe in der Bibel und in heiligen Dingen aus. Nach innern geiſtigen Kämpfen, die ihren Körper nicht wenig ſchwächten, gerieth ſie in einen Zuſtand religiöſer Entzückung, durch welchen ihr Geiſt und ihr Körper von neuem auflebten und während deſſen ſie der Mittelpunkt, die Lehrerin und die Leiterin der kleinen zerſtreuten Schar Derjenigen wurde, die an die höhere Eingebung dieſes ekſtatiſchen Zuſtandes glaubten. Ein ſtarker Glaube und angeborene geiſtige Fähigkeiten halfen dieſem, aller gewöhnlichen Bildung entbehrenden Mädchen, Das in ein Syſtem zu brin-

gen, was früher blos in vereinzelten Erscheinungen und Ahnungen bestanden hatte. Durch sie und ihren Einfluß wurde die Lehre ausgebildet, daß die Welt, da sie durch die erste Eva in Sünden gefallen sei, durch eine zweite Eva werde vollkommen wieder aufgerichtet werden. Die zweite Ankunft Christi geschieht durch die Einwirkung des Heiligen Geistes auf die zweite Eva, in dem Weibe, welches zum Leben in Gott das Geschlecht der Menschen führt, das sie früher zum Abfall von ihm verführt hat. Vollkommene Keuschheit und die Richtung des ganzen Lebens auf Gott unter Arbeit für die Brüder und Schwestern ist das hauptsächlichste Erforderniß dazu.

Die Sekte der Shaker sah in Anne Lee diese zweite Eva, diese neue Offenbarung Gottes auf Erden. Sie nannten dieselbe „Mutter Anne Lee" und ließen sich durch deren Eingebungen leiten. Die tanzende Gottesverehrung, welche sie einführte und wobei starke Entzückungen vorkamen, wie sie jedem jungen religiösen, verzückten Leben natürlich sind, wurden bald vom Pöbel gestört und Mutter Anne Lee mit mehren ihrer Anhänger ins Gefängniß geworfen. Sie wurden jedoch bald wieder entlassen, gewarnt und bedroht, aber vergebens. Sie kamen wieder zusammen, um zu singen und zu lobpreisen, und ihr Gesang wurde zum Tanz und ihr Lobsingen riß sie in Hüpfen und Springen von der Erde empor. Fortwährend beunruhigt und bedroht in England, warfen die Shaker, wie alle in Europa verfolgte Enthusiasten, ihre Blicke über das Meer in die Neue Welt. Mutter Anne Lee erhielt durch Eingebung den Befehl, dort die Gemeinde Neulibanon zu gründen.

Mit einer kleinen Schar ihrer Getreuen begab sich Anne Lee im Jahre 1774 über das Meer. Schaukelnd auf dem Meer tanzten sie und sangen verzückt bei ihrem Gottesdienst. Der Capitän des Fahrzeuges verstand sich aber auf diese Gottesverehrung nicht, bedrohte die Shaker

und versicherte, daß er sie über Bord werfen lassen würde, wenn sie davon nicht abließen. Allein sie verblieben bei ihrem Tanzen und Singen. Plötzlich überfiel sie ein Sturm; eine Planke wurde an einer Seite des Schiffes losgerissen und das Wasser drang ins Schiff. Der Capitän, wüthend auf die Shakergesellschaft, sah in deren gottlosem Treiben die Ursache dieses Unglücksfalles und war im Begriff, seine Drohung allen Ernstes ausführen zu lassen, als Mutter Anne Lee ausrief: — „Seid guten Muthes, Capitän, denn es soll Euch kein Haar auf Euerm Haupt geschädigt werden. Ich sehe zwei Engel an dem Mast Euers Fahrzeuges stehen!“ — „Und in demselben Augenblick“ — fährt die Erzählung fort — „kam eine Welle und schlug die losgerissene Planke wieder fest an die Seite des Schiffes an, sodaß kein Wasser mehr hineinströmte wie bisher, und die Mannschaft an den Pumpen nun Gewalt über das Wasser erhielt. Bald darauf legte sich auch der Sturm.“

Der Capitän ließ nun die Shaker in Frieden. Sie fuhren fort, zu singen und zu tanzen. Singend und tanzend auf den wilden Wogen des Meeres kamen sie zu den Ufern der Neuen Welt.

Mutter Anne Lee und ihre Getreuen kauften Land nicht weit vom Hudson, machten das wüste Land urbar, bauten sich Häuser und gründeten daselbst im Monat September des Jahres 1776 ihre erste kirchliche Gemeinschaft unter dem Namen Neu-Libanon.

Mutter Anne Lee's Ehegatte, ein armer Mann, mit dem sie sich noch vor der Zeit ihrer ersten religiösen Erweckung verheirathet hatte und der im Anfang auch zu ihren Gläubigen gehörte, wurde ihr später untreu, trennte sich von ihr und verfiel in Trunkenheit und andere Laster. Aber die Shakergemeinde zu Neu-Libanon vermehrte sich, wuchs unter Anne Lee's Leitung und erzeugte neue Shakergemeinden in andern Staaten, welche

Anne Lee besuchte, um dort ihre Lehren zu verbreiten. Sie starb in hohem Alter, allgemein geehrt und geliebt.

Die Aussprüche und Lehren von ihr, welche sich in diesem Buche aufbewahrt finden, deuten auf eine gottesfürchtige und milde Gesinnung, zuweilen nicht ohne Einbildung in dem Glauben, daß sie ein zweiter Christus sei, und zeugen von einem sehr klugen, ökonomischen und praktischen Sinn. Doch werden alle Regeln der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu Gott als dem Geber alles Guten zurückgeführt. — „Durch Gottes Segen kommt alle unsere Nahrung; darum dürft Ihr nicht das Geringste vernachlässigen."

In Bezug auf ihr Aeußeres heißt es:

„Mutter Anne Lee war ein wenig unter der gewöhnlichen Größe der Frauen, ziemlich untersetzt, aber gerade und wohlgebildet, auch regelmäßig an Form und Gesichtszügen. Ihre Haut war weiß und rein, ihre Augen waren blau, aber durchdringend, der Ausdruck ihres Gesichts war sanft und seelenvoll, aber ernst und feierlich. Von Vielen in der Welt wurde sie schön genannt und für ihre treuen Kinder schien sie einen Grad erhabener Schönheit und himmlischer Lieblichkeit zu besitzen, den sie früher nie bei einem Sterblichen gesehen hatten. Und zu den Zeiten, in welchen sie sich unter der Einwirkung des Heiligen Geistes befand, erschien ihr Gesicht wie ein Abglanz der Herrlichkeit Gottes und ihre Gestalt und ihre Bewegungen erschienen göttlich schön und engelgleich. Die Macht und der Einfluß ihres Geistes in solchen Zeiten ging über alle Beschreibung. Niemand vermochte ihr dann zu widersprechen oder der Macht zu widerstehen, durch welche sie sprach."

Gegenwärtig gibt es in den Vereinigten Staaten achtzehn verschiedene Shakergemeinden, in mehren Staaten von Neu-Hamshire bis Ohio und Indiana zerstreut. Die ganze Sekte soll jedoch nicht viel über viertausend

Mitglieder zählen. Die Gemeinde Neu-Libanon wird auf siebenhundert bis achthundert Mitglieder gerechnet.

Jede Gemeinde hat zwei bis drei besondere Familien und unter denselben ihre Kirchenfamilie oder „ministry“ von auserwählten geistig begabten Männern und Frauen, welche die geistlichen Angelegenheiten der Gemeinde besorgen. Die weltlichen Angelegenheiten werden von dazu gewählten Aeltesten besorgt. Alle Shakergemeinden stehen in einem gewissen untergeordneten Verhältniß zu der Gemeinde von Neu-Libanon, welche die Muttergemeinde genannt wird.

Das Eigenthum in einer Shakergemeinde ist gemeinschaftlich. Niemand besitzt in der Gemeinde ein gesondertes Eigenthum. Die Aeltesten besorgen die Vertheilung an Alle. Jeder, der in die Gemeinde eintritt und einiges Vermögen einliefert, kann das letztere während einer gewissen Zeit zurückfodern, wenn er die Gemeinde verlassen will. Hat er es aber der Gemeinde mit festem Willen und vollem Bewußtsein einmal übergeben, so kann er es nicht wieder zurücknehmen.

Die meisten dieser Shakergemeinden sollen wohl begütert sein, die Gemeinde in Neu-Libanon wird sogar reich genannt und erweitert ihre Besitzungen immer mehr. Sie lebt von Ackerbau und Viehzucht, am meisten jedoch von Betreibung von Handwerken.

Alles, was die Shaker verfertigen, ist tüchtig, hat aber etwas Sonderbares und Geschmackloses in der Form und in der Farbe. Graugelbe oder blasse gelbbraune Farben sind die vorherrschenden. Die Shaker leben gut und arbeiten nicht übermäßig, weil sie weder Vergnügen, noch Luxus kennen und alle ohne Ausnahme gleichmäßig und fortwährend arbeiten.

Die Sekte der Shaker wächst nur wenig, scheint aber noch weniger abzunehmen. Man weiß von den Shakergemeinden keine scandalösen Geschichten zu erzählen. Allein oft genug soll es vorkommen, daß ein jun-

ges Paar, ein Bruder oder eine Schweſter der Gemeinde, die Flucht ergreift, um ſich außerhalb der Gemeinde miteinander zu verheirathen. Man forſcht ihnen in dieſem Falle nicht weiter nach, ſondern betrachtet ſie als verloren.

Einſtmals (ſo habe ich erzählen hören) war ein neugeborenes Kind vor die Thür eines Shakerhauſes ausgeſetzt worden. Es machte großes Aufſehen in der Gemeinde, als es früh Morgens gefunden wurde; und alle Shaker, Männer und Frauen, Jung und Alt, kamen herbei, um das wunderliche kleine Geſchöpf, „a Baby“, zu ſehen. „The Baby“ wurde ein Gegenſtand der Neugierde und des Intereſſes für die ganze Shakergemeinde. „The Baby's“ Wohlbefinden, Wachsthum und Entwickelung war der Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung und der allgemeinen Aufmerkſamkeit. „The Baby“ war lange Zeit hindurch die Hauptperſon in der Shakergemeinde.

Aber nun kannſt du wohl genug von den Shakers haben. Ich wünſche noch mehr von ihnen und von ihren Gemeinden zu ſehen und hoffe künftig auch Gelegenheit dazu zu bekommen. Mutter Anna Lee! Wie viele Töchter Eva's (und auch Söhne) könnten nicht bei dir in die Schule (wenn auch nicht gerade in die Tanzſtunde) gehen!

Im Brunnen am Libanon brachte ich meine Abende mit meinen Freunden Springs und Lowells zu und nahm auch ein Bad in dem hieſigen kryſtallhellen, ein wenig ſchwefelhaltigen Waſſer. Zuletzt zankte und ſtritt ich mich mit Springs, denn mit dieſen wiederholte ſich die alte Geſchichte, daß, wenn ich meinen Theil von der Reiſe und von dem Aufenthalte in den Hôtels bezahlen wollte, nichts mehr zu bezahlen war. Sie haben tauſenderlei liebenswürdige Vorwände und Ausdrücke, um mich zum Schweigen zu bringen und mich zu nöthigen, meine Reiſekoſten von ihnen beſtreiten zu laſſen. Sie ſind innig gute und freigebige Naturen und ihre augenſcheinliche

große Freude, wenn ſie freigebig ſein können, läßt mich endlich ſchweigen, aber mit Thränen in den Augen, und ich laſſe ſie gewähren, ohne ihnen nur zu danken. Aber ich weiß, daß ſie wiſſen, wie mir zu Muthe iſt.

Ich kann dir nicht beſchreiben, wie liebenswürdig, wie beſorgt und zärtlich ſie gegen mich ſind! Und dies Alles auf eine ſo einfache und natürliche Weiſe, als ob ſie meine Geſchwiſter wären. Ich habe ſie innig lieb und fühle mich glücklich, daß ich Menſchen kennen gelernt habe, wie ſie ſind.

Springs reiſten wieder nach Neuyork zurück; ich reiſte weſtwärts mit Lowells zuſammen, theils auf dem Dampfboot, theils auf der Eiſenbahn. Aber wir wurden von einem entſetzlichen Regenguß überraſcht und während des Ueberſiedelns von einem Fahrzeuge auf das andere ſammt unſerm Gepäck tüchtig durchnäßt. Naß und unter einem ſtrömenden Regen, der in Fluten über die Straßen von Albany rauſchte, kamen wir an ein Hôtel, in welchem man — — uns nicht aufnehmen wollte. In den nächſten zwei Tagen ſollte „agricultural fair“ in der Stadt ſein, und alle Zimmer waren für Leute gemiethet, die zu dieſer Gelegenheit in die Stadt kommen wollten. Als wir verſprachen, daß wir nur für eine einzige Nacht Zimmer haben wollten, fanden wir endlich Aufnahme und es war ein angenehmes Gefühl, ſich an dem praſſelnden Feuer zu trocknen und eine Taſſe warmen belebenden Thee einzunehmen.

Ich bin hier im Mittelpunkte des mächtigſten Staates von Nordamerika, der eine ebenſo ſtarke, aber eine viel reichere Bevölkerung hat, als es in ganz Schweden gibt. (Aber Schweden hat einen Reichthum, den der Kaiſerſtaat Neuyork nie erlangen kann, was er auch für Reichthum gewinnen mag.) Dieſer Staat iſt jedoch noch lange nicht ſo mächtig, als er es werden kann und jedenfalls auch wird.

Der Staat Neuyork hat nicht die intereſſanten Erinne-

rungen und den intereſſanten Urſprung, wie Maſſachuſetts, Pennſylvanien und Georgia. Es waren Handelsintereſſen, welche dieſen Staat zuerſt bevölkerten. Von Holland gingen ſeine erſten Anſiedler aus. Sie nannten das Land Neu-Niederland, und die Halbinſel, auf welcher die Stadt Neuyork liegt, hieß damals Manhattan — ein ſtattlicher indianiſcher Name, mit welchem ich Neuyork wieder getauft wünſchte. Für Rechnung der Holländiſchen Compagnie reiſte Hudſon nach Amerika und entdeckte den herrlichen Fluß, der ſeinen Namen trägt. Er beſchreibt das darum liegende Land als „het schoonste land, dat men med voeten betreden kan.“*) Noch jetzt iſt der Staat Neuyork voll Holländer, die wie Clans leben und Schulen oder andere gute Einrichtungen nicht benutzen wollen, weil dieſelben von dem jetzt herrſchenden, geſetzgebenden Volksſtamme errichtet worden ſind. Der Staat Neuyork ſcheint nicht viel zu dem geiſtigen Schatze von großen Ideen der Neuen Welt beigetragen zu haben. Aber die Idee einer Föderativ-Republik ſcheint Neuyork aus den Generalſtaaten von Holland nach Nordamerika übergetragen zu haben.

Aber nun gute Nacht, meine Liebe! Ich bin müde und ſchläfrig.

Niagara, 7. Sept.

Umrauſcht von den Strömen dieſes großen berühmten Wunders der Neuen Welt — — — des Niagara, ſchreibe ich dir jetzt. Und er iſt groß und ſeines Ruhmes werth und wunderbar ſchön!, und gleichwol ſo einfach und leichtfaßlich in ſeiner Größe, daß man den Eindruck derſelben mit einem mal mit Seele und Gemüth

*) Das ſchönſte Land, auf das man den Fuß ſetzen kann.

ergreift und unvertilgbar darin behält. Ich erſtaunte weniger, als ich erwartete, aber er iſt für mich mehr geworden. Er iſt in mir gewachſen und — — — doch ich werde darüber ein ander mal mit dir ſprechen.

Es iſt jetzt Abend und draußen dunkel. Beim Schein des Lichtes und bei der Muſik, welche das Brauſen des Stromes unter meinen Fenſtern und faſt unter meinen Füßen hervorbringt (denn wir haben unſere Zimmer in dem Hôtel „Cataract house“ über „the rapids“, die mit der Schnelligkeit des Blitzes ſchäumend vorüberſchießen, um an den großen Fall zu gelangen) will ich ein wenig mit dir plaudern und dir Rechenſchaft über das Leben der verfloſſenen Tage geben.

Ich ſchrieb dir zuletzt aus Albany. Der Regen hielt uns den ganzen Nachmittag und Abend in der Stube. Der Morgen brach grau und trübe an. Ich blickte aus Furcht vor Regen wie eine Truthenne nach dem Himmel, aber als ich die grauen Wolken dünner werden und blauen Himmel dazwiſchen durchblicken ſah, da — fühlte ich mich heiter geſtimmt. Und der Tag wurde herrlich und die Reiſe wurde ebenfalls herrlich, durch das ſchöne Mohawksthal den Mohawksfluß entlang, einen lebendigen, brauſenden, kleinen Fluß mit hellem röthlichem Waſſer, das durch grünen fruchtbaren Boden dahineilt. Die Wolken ſchienen Flügel zu haben und flogen hoch oben in der blauen Luft dahin; wie kleine Cherubsſchwingen verſchwanden ſie daſelbſt und ließen das Firmament hochblau, ſtrahlend und hell. Die Erde erglänzte von Sonnenblumen, die theils wild wuchſen, theils die kleinen Zäune entlang gepflanzt waren. Ich habe dieſelben noch nie in ſolcher Ueppigkeit, aber auch noch nie in ſolcher Größe geſehen. Viele davon hatten förmliche Kronen und waren ſo hoch wie junge Bäume. An einer Stelle ſah ich ein kleines Haus, ganz und gar von großen Helianthen, wie von einem Wäldchen, umgeben, welche höher als das Haus waren. Allerdings war das letztere nicht

ſehr hoch. Ueberall ſah das Land gut angebaut und bearbeitet aus. Die Sonne glänzte auf dieſer ſchönen reichen Landſchaft, und die Erde glänzte wieder ſchimmernd von dem gefallenen Regen. Alles ſah friſch und freudig aus.

Wir flogen auf der trefflichen Eiſenbahn, in guten Lehnſtühlen ruhend, dahin und flogen dem laubreichen Weſten, dem Abendlande der Sonne entgegen! So flogen wir durch eine Menge neugeborener Städte, Syracuſa, Rom, Oswego, Auburn, Vienna, Amſterdam, Schnectady, Oneida, Seneca-Falls, Geneva u. ſ. w. Alle hübſch, alle im Zunehmen, alle mit ſchönen Häuſern und Gärten, mit mehren Kirchen, prächtig gebaut, mit einem Stadthaus, das durch ſeine Lage und ſeinen Charakter die Stadt beherrſcht, alle von Ordnung und Wohlſtand zeugend und alle einander ſehr ähnlich, trotz ihrer ungleichen Charaktere, wie ſchon aus ihren Namen hervorgeht.

Mir gefällt dieſes Wiederaufleben von allen den berühmten Namen der Alten Welt neben den eigenthümlichen Namen der Neuen Welt, denn ich gewahre darin eine unbewußte Volksweiſſagung der höhern Metamorphoſe, welche dieſes Land und dieſes Volk hervorbringen und bei welcher das Leben der Alten Welt ſich neu, aber in einer höhern oder geiſtigern Richtung entwickeln wird. In dieſen Namen aller Länder und Völker gewahre ich den Vorboten von der großen Völkervereinigung aus allen Ländern der Erde, die einſtmals in dieſem Lande ſtattfinden ſoll.

Wir fuhren auch an mehren Landſeen mit romantiſchen Ufern vorüber, Cayuga, Seneca, Canandaigna, Oneida u. m. a. Die Landſchaft hatte keine großartigen Züge, aber eine unendliche Anmuth und Fruchtbarkeit. Die Fruchtparks („Orchards“) glänzten mit den prächtigſten Aepfeln und Pfirſichen rings um die wohlgebauten Landhäuſer und Wirthſchaftsgehöfte (Farms). Ich habe ſagen hören, daß eine Reiſe durch den weſtlichen Theil von

Neuyork wegen des Anblicks, den das reiche, blühende, wachsende Leben dieses Landestheils gewähre, höchst interessant sei. Und das ist wahr. Es ist ein fortwährendes ländliches Fest und die abwechselnde Behaglichkeit desselben läßt eine gewisse Einförmigkeit der Scenerie vergessen.

Meine liebenswürdigen jungen Freunde James und Marie fanden in dieser Reise denselben Genuß wie ich. Und als sich der Tag neigte, wandte sich die Sonne am westlichen Himmel hinunter, gegen welchen wir unsern Weg nahmen, und je tiefer die Sonne hinuntersank, desto glühender wurde ihre Farbe.

Ich sah auf die Sonne, wie eine Tochter Perus in dieselbe sehen konnte; ich sah auf die Sonne, wie auf die Sonnenblumen in meinem Wege, und fühlte mich in einem innigen Verhältniß zu derselben.

Abends kamen wir nach Utica, woselbst wir übernachten wollten. Und während Maria ruhte und James eine Excursion für den nächsten Tag vorbereitete (wir wollten an den Trentonwasserfall fahren) ging ich in der kleinen Stadt mit dem altrepublikanischen Namen auf eine Entdeckungsreise. Ich dachte: — „Ich muß mich nach Cato umsehen; vielleicht ist er hier wieder zu finden!" — Und das war auch der Fall, wiewol in veränderter Gestalt. Ich sah nämlich an den Mauern mehrer Häuser ein gedrucktes Placat kleben, an welchem ich Folgendes las:

— „Die weiblichen Schneider (the Tayloresses) in der Stadt Utica werden aufgefodert, die nächste Mittwoch in *** zusammenzukommen, um über Hülfsmittel gegen den Druck zu berathen, unter welchem wir arbeiten, und wie wir am besten unsere Rechte erlangen können."

Alter, strenger Verfechter der Volksrechte, der du nicht länger leben wolltest, als du dieselben in Cäsar's Händen unterdrückt sahest, alter, großherziger Cato, der du für die Freiheit der Republik starbst — du hast doch gesiegt! Was du wolltest, Das, wofür du kämpftest,

macht ſich geltend hier in dieſer neuen Republik, zweitauſend Jahre ſpäter! Ich ſehe und leſe das hier. Auch der Geringſte im Volke kann für ſein Recht und für das Recht der Seinigen auftreten, er kann ſeine Rechte vor dem Forum des Staates gegen den Mächtigſten vertheidigen und ſein Recht gewinnen. Alter Republikaner, du haſt geſiegt! Und dein Geiſt lebt hier mächtiger als im alten Rom. „The Tayloresses of the city of Utica“ zeugen davon in der Stadt, die den Namen deiner Geburtsſtadt trägt. Schade nur, daß ſie ihre Aufforderungen nicht ein Bischen mehr grammatikaliſch ſchreiben! Allein das iſt weniger wichtig als der Inhalt; ſo viel iſt in jedem Falle klar.

So kehrte ich nach Hauſe zurück, froh darüber, dem Geiſte Cato's begegnet zu ſein und in Utica viele ſehr hübſche und geſchmackvoll gebaute Häuſer geſehen zu haben, die von kleinen Pflanzungen umgeben ſind. Die Straßen in den kleinen amerikaniſchen Städten ſind Alleen von kleinen einzeln ſtehenden Landhäuſern mit Grasplätzen, ſchönen eiſernen Staketen und ſchönen Bäumen vor den Häuſern. Blos in dem Theile der Stadt, in welchem ſich die Handelsläden befinden, ſind die Häuſer dicht zuſammengebaut und mehr für das Geſchäftsleben berechnet. Zierlichkeit und gutes Verhältniß zeichnet jedoch alle Gebäude aus, und überall herrſcht Ordnung und Sauberkeit.

— „Leben Sie glücklich und vergnügt in der Stadt?“ — fragte ich in einem Laden einen jungen Kaufmann, der auffallend hübſch ausſah.

— „O ja, in der That!“ antwortete er offen und herzlich. — „Wir haben gute Freunde, gute Nachbarn und alles Gute. Wir können es nicht beſſer wünſchen!“

Ein ſeltenes Glück und eine ſeltene Zufriedenheit!

Am nächſten Tage fuhren wir mit Pferden und Wagen (eine Art zu reiſen, die hier ungewöhnlich zu werden anfängt) nach Trenton, um den Waſſerfall zu ſehen,

deſſen Ruhm dem des Niagara nahe kommt. Das iſt ein wilder und gewaltiger Waſſerfall, der durch eine ungeheure Bergſpalte in gerader Richtung gewiß eine halbe (engliſche) Meile herabſtürzt. Die Waſſermaſſe, welche die Farbe von hellem Sherrywein hat, ſtürzt zwiſchen den hohen dunkeln Bergwänden hervor, wie ein Berſerker, im wildeſten Taumel von Abſatz zu Abſatz ſpringend, in der Sonne blitzend, in den Abgrund hinunterſtürzend, hoch über Felsblöcke und Baumſtämme hinwegſpringend, Alles auf ſeinem Wege niederreißend und zerſchmetternd, Cascaden von Waſſerſtäubchen rechts und links in die Waldung ſtäubend, die wie ſtumm und zitternd vor dem Laufe des mächtigen und rieſenhaften Helden daſteht. Es iſt prächtig, aber zu ſtürmiſch, zu beſinnungslos. Man wird betäubt von dem Donner des Waſſers und von der Heftigkeit in dem Laufe der herabſtürzenden Waſſermaſſen faſt geblendet. Man ermüdet dabei, wie bei einem unvernünftigen Gegenſtand, wenn er auch noch ſo prächtig iſt; man kann ſeine eigenen Gedanken nicht hören, noch weniger die Gedanken Anderer, wenn ſie auch in unſere Ohren geſchrien werden; man wird übertäubt, übermannt von der Berſerkerwuth des Rieſen. Nur in ſeiner hellen glühenden Farbe ſah ich das göttliche Feuer, und als ich auf einer Felſenterraſſe zur Seite des Waſſerfalles meinen Hut abnahm und mich von dem Waſſerſtaub überregnen ließ, der hier wie ein Nebel herabfiel, fühlte ich, daß der Mächtige auch mild und erfriſchend ſein konnte. Die Natur um Trenton iſt wild und maleriſch ſchön, aber beſchränkt. Sie iſt eine Berſerkernatur.

Wir verweilten dieſer Tage in Trenton, in Geſellſchaft mit dem Rieſen und mit der Natur ringsum. Das Wirthshaus war vortrefflich, wie faſt alle Wirthshäuſer hier zu Lande, und liegt in einer romantiſchen Thalſchlucht. Wir aßen darin gut und ſchliefen gut und ich wünſchte, noch länger hier verweilen zu können.

Allein wir reiſten am folgenden Tage wieder nach Utica zurück und verfolgten von da aus unſern Weg nach dem Weſten weiter.

Die Sonne ging auch jetzt mit uns, und die Gegend war reich und fruchtbar wie früher. Während unſerer ſchnellen Fahrt fing irgend Etwas an dem Eiſenbahnzuge durch die Reibung des Holzes mit dem friſchgeſchmiedeten Eiſen Feuer und der Zug hielt an, damit das Feuer gelöſcht würde. Wir nahmen die Sache kaltblütig und vergnügten uns damit, den Rauch von dieſem Feuer, in unſern bequemen Stühlen ſitzend, zu fühlen und zu ſehen, wie hurtig und ruhig man zu Werke ging, um die Gefahr zu beſeitigen. Der Eiſenbahnzug hielt gerade vor einem großen ſchönen Fruchtgarten, der von der Eiſenbahn blos durch eine ziemlich niedrige Planke getrennt wurde. Eben machte ich Maria Lowell auf dieſe wahrhaft paradieſiſche Schönheit und auf die Vollkommenheit mehrer junger Aepfelbäume aufmerkſam, deren Früchte in den prächtigſten rothen und goldgelben Farben erglänzten, als ich zu meinem Erſtaunen und — ich muß geſtehen — zu meiner Betrübniß plötzlich eine Menge junger Männer in dem Alter zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren, wohlgekleidet und gentlemanähnlich in jeder Beziehung, über die Planke in den Fruchtgarten hineinſpringen und die ſchönen reichen Fruchtbäume auf die unbarmherzigſte Weiſe anfallen und berauben ſah. Gerade die ſchönen jungen Bäume, über die ich mich gefreut hatte, wurden raubgierig angefallen, herunter gebogen, Aeſte abgeriſſen und zerzauſt, unter Gelächter und Geplauder von Seiten der Herren. Und immer mehr Männer kamen von dem Eiſenbahnzuge und ſprangen über die Planke in den Fruchtgarten hinein. Aber plötzlich ließ ſich weit hinten aus der Obſtbaumplantage eine Stimme vernehmen, und dieſe Stimme muß den äpfelgierigen Adamsſöhnen wie die Stimme unſers Herrn vorgekommen ſein, die der erſte Adam im Paradieſe nach

seinem ersten unlöblichen Apfeldiebstahl hörte, wenn auch nicht ganz so fürchterlich. Sie machten sich auf die Beine, warfen Alles von Aepfeln, was sie von den Bäumen herunter reißen konnten, über die Planke auf die Eisenbahn heraus und sprangen lachend und mit Aepfeln werfend über die Planke und wieder in den Wagen zurück, indem sie es den Besitzer überließen, seine gemishandelten beraubten Bäume zu betrachten.

Ich gestehe, daß dieser Auftritt und die Art und Weise, in welcher er geschah, mich sehr in Erstaunen setzten. — „Ist es möglich" — fragte ich James Lowell — „daß diese jungen Männer Gentlemen sind?" — Er schüttelte schweigend den Kopf. Und gleichwol sahen diese jungen Männer wie Gentlemen aus. Mehre von ihnen waren ebenso schön, als wohlgekleidet.

Ich hatte früher mehre male von Frucht- und Blumenräubereien junger Männer in Gärten nahe bei größern Städten (namentlich in der Umgebung von Philadelphia) erzählen hören und Downing und Marcus Spring gefragt, welche Bewandtniß es damit habe. Sie gaben die Sache selbst zu, bemerkten aber entschuldigend: — „Die Früchte sind hier zu Lande in solcher Menge und zu einem so billigen Preise zu haben, daß man diese Handlungsweise nur für ein unbedeutendes Ungebührniß hält." — Doch liefen die jungen Männer hier auf den Ruf des Gartenbesitzers wie ganz gewöhnliche Obstdiebe davon. Der ganze Unterschied zwischen der alten europäischen Art dieser Diebe und zwischen der neuen Art hier zu Lande scheint darin zu bestehen, daß die Letztern sich nicht schämten. Das Rauben der Früchte, das Mishandeln der Bäume und das Ausreißen vor dem Gartenbesitzer zeugt von der gemeinsten Sinnesart.

Um die Mittagszeit kamen wir nach Rochester, eine der großen Pulsadern, durch welche der Handel und Wandel des Westen in die östlichen Staaten und der des Osten in die westlichen Staaten strömt. Die Stadt

liegt zwiſchen dem Ontarioſee und dem Geneſeefluß, deſſen zahlreiche Fälle die berühmten Mehlmühlen deſſelben treiben. Durch die großen Landſeen hat die Stadt Verbindung mit allen herumliegenden Staaten und mit Canada; und durch die Flüſſe Geneſee und Hudſon, den Eriekanal und unzählige Eiſenbahnen iſt ſie mit den ſüdlichen Staaten in Berührung.

Rocheſter iſt in Rückſicht auf ſein Wachsthum eins der größten Kinder des Weſten. Es wurde im Jahre 1812 von Nathanael Rocheſter und einigen andern Auswanderern von Maryland gegründet, hatte im Jahre 1820 1500 Einwohner und zählt deren gegenwärtig 40,000. Das kann man in der That Fortſchritt nennen! Die hauptſächlichſte Induſtrie der Stadt iſt die Mehlfabrikation. Die Mühlen daſelbſt ſollen täglich etwa 5000 „barrels“ Mehl mahlen, und zwar prachtvolles Mehl, wie man ſagt.

In Rocheſter waren uns ſehr angenehme und freundliche Leute (Freunde von Lowell's und Kinder Maſſachuſetts) zur Hand und fuhren mit uns aus, um uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, zunächſt die Factoreien, welche auf dem höchſten Ufer des Geneſeefluſſes befindlich ſind. Das Waſſer, welches die arbeitenden Räder darin treibt, wird aus dem Fluſſe hoch hinauf geleitet und, nachdem es ſeinen Zweck in den Factoreien erfüllt hat, wieder in den Fluß hinunter gelaſſen. In ſchäumenden Cascaden ſtürzt es haſtig den felſigen Berg hinab, gleich wilden Schulknaben, die aus der Schule entlaſſen worden ſind und nun lebensluſtig hinaus ins Freie eilen. Aber hätten ſie vorher nicht gearbeitet, ſo hätten ſie dann nicht ſpielen dürfen.

An dem gegenüberliegenden Ufer von gleicher Höhe waren verſchiedene „pleasure grounds“ angelegt worden, und zwar von Deutſchen, wie man uns ſagte. Es waren Carrouſels, Bilder zum Zielſchießen und andere

Vergnügungen; als Feſt für die Augen und das Gemüth aber breitete ſich von hier eine Landſchaft von prairieähnlicher Art und Ausdehnung aus. Auf den grünen Feldern, nicht durch Zäune umſchloſſen, weidete hier und da wohlgenährtes Vieh und die Sonne beglänzte in ihrem Untergang dieſe heitere Scene. Wie wohl überlegt oder wie glücklich erfunden iſt es, dem Arbeitsplatz gegenüber einen Platz für Vergnügungen anzulegen, und für beide dieſe herrliche Lage!

Maria Lowell und ich wandelten hier eine Weile allein den Fluß entlang, ſie ergriffen, wie ich, von dem eigenthümlichen bedeutungsvollen Leben dieſes Ortes. Ich hörte mit Entzücken ihren geiſtreichen Worten über die Ehren und Freuden zu, welche der Arbeit folgen müſſen.

Weiter unten im Fluß ſind wildere Fälle, zu wild und zu ſchön, um Mühlen zu treiben. Sie ſind nicht beſonders groß und gewaltig, aber von großer maleriſcher Schönheit, und um ſie her wuchſen laubige Bäume und Gebüſche in üppiger Fülle.

Wir fuhren auch in eine Mehlmühle. Ich beſah mir dieſelbe vom Scheitel bis auf die Zehen, ſchüttelte den ſämmtlichen Mühlenherren die Hand und wurde tüchtig mit Mehl gepudert. Auf den Straßen war es lebhaft von Handelnden und Wandelnden, Fahrenden und Gehenden, und unter der zahlreichen europäiſchen Bevölkerung ſah man auch Indianer in weißen Hüten und mit lang herabhängenden ſchwarzen Haaren in den Läden aus- und eingehen.

Am nächſten Tage machte ich Bekanntſchaft mit dem ſogenannten „Rochester knockings“, dieſem geſpenſtiſchen, wunderbaren Klopfen, das ſich ſchon lange hier und da im Weſten gezeigt hat (ich zähle es zu den Wundern des Weſten) und jetzt ſeit einiger Zeit ſich in Rocheſter, beſonders bei zwei jungen Frauenzimmern, Namens Fiſh, die ſich gegenwärtig hier befinden, hören läßt. Das

Klopfen ſoll von Geiſtern herrühren, welche dieſe beiden Schweſtern begleiten und mit denſelben in Verbindung ſtehen ſollen. Eine Menge Perſonen in der Stadt haben die beiden Schweſtern beſucht, das Klopfen gehört, den Tiſch von ſich ſelbſt über den Fußboden hin wandeln ſehen u. ſ. w., lauter Erſcheinungen, welche die vorgeblichen Geiſter bewirkt haben. Ein Theil der Leute glaubt daran, der größere Theil derſelben aber nicht, ſondern hält die jungen Frauenzimmer für ſchlaue Betrügerinnen, welche dieſes Klopfen und dieſe ſonderbaren Vorfälle ſelbſt hervorbringen. Und da die Schweſtern Fiſh dafür, daß ſie dieſe Erſcheinungen ſehen und hören laſſen, Bezahlung nehmen, ſo ſcheint das Letztere mehr als wahrſcheinlich zu ſein. Sie haben jedoch ſelbſt eine Unterſuchung beantragt, darein gewilligt, ſich in Gegenwart eines Comité aus den achtungswertheſten Perſonen der Stadt die Hände und die Füße binden zu laſſen, und deſſenungeachtet iſt während dieſer ganzen Zeit das Lärmen und Klopfen rings um ſie gehört worden und die Mitglieder des Comité haben in den Zeitungen eine mit ihren Namen unterzeichnete Erklärung des Inhalts abgegeben, daß ſie nicht das Mindeſte zu entdecken vermocht hätten, was Grund zu dem Verdachte geben könnte, daß ſich die jungen Damen einer Betrügerei ſchuldig machten. Und ſeit dieſer Zeit ließ man ſie in Frieden; allein die beſſere Geſellſchaft in der Stadt ſcheint es für einen Beweis von ſchlechtem Geſchmack und mangelnder Urtheilskraft zu halten, die geſpenſtiſchen Damen zu beſuchen.

Ich habe von Kindheit an ſo viel von ſolchen Spukgeſchichten und darunter ſogar ſolche gehört, die ich mir als eine Wirkung gewöhnlicher und bekannter Naturkräfte nicht erklären kann, und hatte auch während meiner Reiſe in Amerika in den Zeitungen ſoviel von „the western knockings und rappings“ gehört und geleſen, daß ich recht begierig war, dergleichen mit meinen eigenen Ohren zu hören. Die jungen Lowells theilten meine Neugierde

und unſere Freunde in Rocheſter brachten uns an den Ort, an welchem ſie ſich gegenwärtig hören ließen.

Der bloße Anblick dieſer beiden Schweſtern ſagte mir, daß die Geiſter, mit denen ſie etwa Gemeinſchaft hatten, nicht von dem reſpectabelſten Geſchlechte der Geiſter ſein konnten. Menſchen, die mit höhern geiſtigen Weſen Gemeinſchaft haben, müſſen ganz anders ausſehen. Von Dem, was ich übrigens bei dieſem Beſuche wahrnahm und was in gewiſſer Hinſicht merkwürdig genug war, kam ich zu dem Schluß, daß die Geiſter nicht ſchwediſch verſtanden (denn ſonſt würden ſie ſich von mir nicht ſo Trotz bieten und bedrohen laſſen haben, wie ich es ſchwediſch that) und daß das wunderbare Klopfen und Handtieren entweder von den beiden Schweſtern ſelbſt ausging, die mir ſchelmiſch genug dazu ausſahen, obwol ich nicht begreifen konnte, wie ſie es bewerkſtelligten, oder daß es von Geiſtern vorgenommen wurde, die mit den beiden weltlichen Schweſtern ganz gleich geſinnt ſein und in Rapport mit denſelben ſtehen müſſen — kleine Barnums der Geiſterwelt möchte ich dieſe Geiſter nennen, die ſich ein Vergnügen daraus machen, gleich dem großen amerikaniſchen Barnum Diejenigen an der Naſe herumzuziehen, die ſich daran ziehen laſſen wollen und die Sache ernſtlich nehmen.

Ich zweifle nicht daran, daß die Geiſter ihre „humbugs“ ebenſo wie unſere Welt haben, und finde durchaus nichts Wunderbares darin, daß ſie auch mit uns ihr Spiel treiben. Nur darüber wundere ich mich, daß denkende und ſogar geiſtreiche Menſchen dadurch befriedigt werden können, daß ſie durch Klopfgeiſter Gemeinſchaft mit ihren dahingeſchiedenen Lieben ſuchen, wie es doch gegenwärtig häufig geſchehen iſt und noch geſchieht. (Freilich, der Kummer des Herzens und die Zweifel des Gemüths können ſehr weit führen!) Aber lieber möchte ich auf Erden nie Etwas von meinen entſchlafenen Lieben hören, als daß ich durch dieſes elende Klopfen Et-

was von ihnen vernehmen möchte. Die Gemeinschaft mit Geistern, der Umgang mit Engeln ist von höherer und heiligerer Natur.

Von diesem Auftritt, der einen unklaren und unangenehmen Eindruck auf mich machte (James Lowell war sehr unwillig darüber) fuhren wir zu einem Besuch bei Frederic Douglass, einem geflüchteten Sklaven aus Maryland, der berühmt geworden ist durch seine geistige Begabung, durch sein Talent als Redner bei den Antislavery-Versammlungen und durch den Muth und die Ausdauer, womit er für die Sache seiner schwarzen Brüder arbeitet. Er ist Herausgeber einer Zeitung, „The Northern Star" genannt, die in Rochester erscheint, und befand sich gegenwärtig in der Stadt anwesend, litt aber an einem Halsübel und konnte mich deshalb nicht besuchen. Und so fuhr ich zu ihm und besuchte ihn. Ich hatte für ihn ein ganz besonderes Interesse durch seine Biographie, die ich gelesen hatte und die von einem starken und tieffühlenden Gemüth, auch von der Wahrheit Dessen zeugt, was sie mittheilt. Letzteres ist aber bei mehren andern Selbstbiographien von ehemaligen Sklaven nicht der Fall, die augenscheinlich Wahrheit und Dichtung durcheinander gemischt und sehr viel Uebertreibung enthalten.

Es ist eine Stelle in dieser Lebensbeschreibung, die mich ihrer Schönheit wegen tief gerührt hat und die ich dir hier in einer Uebersetzung mittheile. Sie wird dir einen Begriff von diesem Manne und von seiner Lage als Sklave während der härtesten Epoche seines Sklavenlebens geben. Er war damals ein Jüngling von sechzehn Jahren.

— „Ich war ziemlich unlenksam, als ich zu Mr. Covey kam. Aber einige Monate dieser Disciplin zähmten mich. Es gelang Mr. Covey, mich zu brechen. Ich war gebrochen an Körper, Geist und Gemüth. Meine natürliche Spannkraft war vernichtet, meine gei-

ſtigen Fähigkeiten wurden ſtumpf, die Luſt zum Leſen verging mir, der heitere Funken, der in meinen Augen zurückgeblieben war, erſtarb allmälig, die Nacht der Sklaverei legte ſich über mich — ich war ein Mann in ein Thier verwandelt!

„Der Sonntag war meine eine einzige freie Zeit. Ich verbrachte dieſen Tag in einer Art von thieriſcher Stumpfheit zwiſchen Schlaf und Wachen unter einem großen Baume liegend. Zuweilen ſtand ich auf; ein Blitzſtrahl von energiſchem Freiheitsleben flammte durch meine Seele, begleitet von einem Schimmer der Hoffnung, der einen Augenblick aufleuchtete und wieder verſchwand. Und ich ſank wieder zu Boden nieder, voll Kummer über meinen elenden Zuſtand. Ich fühlte zuweilen die Verſuchung, meinem Leben und zugleich dem Leben Covey's ein Ende zu machen; allein ein Gefühl von Furcht und Hoffnung hielt mich davon ab.

„Unſer Haus ſtand nur wenige Schritte von der Cheaſapeakbucht entfernt, deren breite Bruſt ſtets weiß von Segeln aus allen bewohnten Ländern der Erde erglänzt. Dieſe ſchönen Fahrzeuge, in leuchtende weiße Gewänder gekleidet, ſo reizend für die Blicke eines freien Mannes, erſchienen mir wie leichenhafte Spukgeſtalten, welche kamen, um mich zu ſchrecken und zu quälen mit Gedanken, die meinen elenden Zuſtand betrafen. Oft, in der tiefen Stille eines Sommerſonntags, habe ich allein auf den hohen Felſenbänken dieſer prächtigen Bucht geſtanden und mit ſchwerem Herzen und thränenvollen Augen unzählbare Menge von Segeln verfolgt, die nach dem großen Ocean hinſchwebten und allmälig verſchwanden. Dieſer Anblick bewegte mich gewaltig, meine Gedanken ſuchten ſich auszuſprechen, und da — während der Allmächtige mein Zeuge war — ergoſſen ſich die Klagen meines Herzens in meiner rohen ungebildeten Weiſe, indem ich den abſegelnden Fahrzeugen zurief: — «Ihr ſeid nun gelöſt von euern Tauen, ihr ſeid frei!

Ich bin feſt in meinen Ketten und bin ein Sklave! Ihr bewegt euch freudig im Winde, ich werde angſtvoll von der blutigen Peitſche getrieben. Ihr ſeid die beſchwingten Engel der Freiheit, die rings um die Welt fliegen; ich bin in eiſerne Feſſeln geſchmiedet. O, daß ich doch frei wäre! O, daß ich auf einem von euern ſtattlichen Verdecks und unter euern Flügeln wäre! Ach, zwiſchen mir und euch rollt das trübe Waſſer. Geht, geht! O, daß ich doch auch gehen könnte! Könnte ich nur ſchwimmen! Oder könnte ich fliegen! O warum wurde ich als Mann geboren, um zum Thier gemacht zu werden! — Das fröhliche Schiff iſt fort, es verbirgt ſich in nebliger Ferne. Ich bleibe in der heißen Hölle einer ewigen Sklaverei zurück. O mein Gott, erlöſe mich! Gott, befreie mich! Laß mich frei werden! — Gibt es denn einen Gott? — Warum bin ich denn ein Sklave? — Ich will fliehen. Ich will dies nicht länger ertragen. Frei oder todt — ich will es verſuchen. Ich habe blos ein Leben zu verlieren. Es iſt gleich, ob ich im Laufen oder im Stehen ſterbe. Bedenke doch — hundert Meilen in gerader Richtung nach dem Norden und ich bin frei. Soll ich es verſuchen? — Ja, Gott helfe mir, ich will's verſuchen. Ich kann es nicht ertragen, als Sklave zu ſterben. Ich will mich dem Waſſer anvertrauen. Dieſelbe Bucht ſoll mich zur Freiheit tragen. Es wird ein beſſerer Tag kommen!»"

Und er wurde frei — wiewol mehre Jahre ſpäter. Gott ſei Dank, es gelang ihm, ſich zu befreien!

Seine Selbſtbiographie gehört zu dem Intereſſanteſten, was man leſen kann. Douglass lebt ſeit einigen Jahren ganz und gar als Literat, fortwährend für ſeine großen Zwecke: — die Befreiung der Sklaven und die Veredlung der freien Schwarzen — wirkend.

Ich fand in ihm einen hellen Mulatten in einem Alter von dreißig und etlichen Jahren und von einem auffallend ſchönen Aeußern, gerade ſo, wie ich mir einen

Araberhäuptling denke. Seine ſchönen Augen ſind voll von dunkelm Feuer. Er litt ſehr an ſeinem Halsübel und vermochte nur mit Mühe zu ſprechen. Er ergoß ſich mit Heftigkeit in einigen bittern Worten gegen den in der Sklaverei üblichen Gebrauch, die Arbeiter ihres verdienten Arbeitslohnes zu berauben. Es kommt nämlich häufig vor, daß Sklaven vermiethet werden, um für ein gewiſſes Tagelohn (z. B. für einen Dollar des Tages oder für ſieben bis neun Dollars die Woche) zu arbeiten; aber dieſes Lohn müſſen ſie am Schluß der Woche oder des Monats an ihren Beſitzer abliefern. Viele Sklavenbeſitzer leben von dem auf dieſe Weiſe erworbenen Gelde ihrer Sklaven. Dagegen ſchaffen ſie gewöhnlich den Sklaven ihre Kleider und ſind auch verpflichtet, in Krankheitsfällen und im Alter für ſie zu ſorgen. Viele Sklaven verdienen jedoch ſoviel durch ihre Arbeit, daß ſie mehr als hinreichend für ſich ſelbſt ſorgen könnten, wenn ſie behalten dürften, was ſie verdienen.

Die Hausfrau Douglass' war eine tiefſchwarze Negerin, häßlich, dick, aber von guter Gemüthsart; ſchwarz und unſchön war auch ſeine kleine Tochter Roſette. Ein weißes Frauenzimmer war ihre Lehrerin und wohnte in Douglass' Hauſe. Ich mußte die Charakterſtärke bewundern, mit welcher dieſe Lehrerin die Prüfungen zu tragen weiß, die ſie ſich dadurch von Seiten der vorurtheilsvollen Weißen zuzieht. (Und deren gibt es noch eine Legion, auch in den nördlichen Freien Staaten.) Aber vielleicht beſitzt der frühere Sklave und gegenwärtig kämpfende Apoſtel der Freiheit die Charaktergröße, welche warmfühlenden Gemüthern ſolche Opfer leicht macht. Ich ſah ihn zu wenig und unter zu ungünſtigen Verhältniſſen, um eine klare Anſicht über ihn zu gewinnen. Und wenn in ihm der Geiſt der Bitterkeit mächtiger iſt als der des Edelmuthes — wer kann ſich darüber wundern!?

Allein nun mußte ich zum Ontario eilen. Denn

dort nahmen wir Abends ein Dampfboot, als wir Rocheſter verließen, um weiter zu fahren. Die liebenswürdigen Freunde, die unſern Beſuch in Rocheſter ſo angenehm machten, begleiteten uns an den Strand, nachdem ſie uns mit einer Menge Blumen und mit den allerſchönſten Früchten — wahren Hesperiden an Schönheit und Güte — beſchenkt hatten. Rocheſter mit ſeinen wechſelnden Erſcheinungen von Mühlen und Geiſterklopfen, von Leben und von Löwen, mit ſeinen guten Menſchen und mit ſeinen ſchönen Früchten hinterließ uns einen Eindruck voll friſcher Lebendigkeit.

In dieſer ſtillen dunkeln Nacht, während die Sterne über uns in den Wolken ſchimmerten, fuhren wir über den Ontarioſee in einem ſtattlichen Dampfboot, und in der Morgendämmerung den Niagarafluß hinauf, der ein kleines, aber romantiſch ſchönes Kind des großen Niagarafalles iſt. Gerade wie die Sonne aufging, ſtiegen wir ans Land und in den Wagen, um dahin zu reiſen.

Es war ein herrlicher Morgen, etwas kalt, aber hell und lebendig. Ein paar Stunden ſpäter waren wir an Ort und Stelle, hörten die mächtig donnernde Stimme dieſes Ungeheuers ſchon lange, ehe wir daſſelbe ſahen, und da bei der ſchon weit vorgeſchrittenen Jahreszeit nur wenige Beſucher da waren, erhielten wir den beſten Platz, den wir uns wünſchen konnten, in Cataracthouſe. Darauf eilten wir hinaus, um — den Gegenſtand der Bewunderung zu ſehen.

Der Waſſerfall macht einen großen und angenehmen Eindruck, allein er hat Nichts an ſich, was den Zuſchauer zum Staunen bringen kann. Wenn man vor den großen Waſſerfall tritt, welcher auf dem Gebiete von Canada liegt, ſo ſieht man eine gewaltige Waſſermaſſe, welche in Hufeiſen- oder in Halbmondform ſenkrecht von einem breiten ruhigen Waſſerſpiegel herabfällt. Man könnte ſagen, dieſe Waſſermaſſe ſtürzt aus einem offenen

Buſen herab. Still und klar von der ſchönſten ſmaragdgrünen Farbe wölbt ſich die Waſſermaſſe über den Abgrund und erſt im Fallen bricht das Brauſen und die wilde Naturkraft hervor, aber auch dann mehr majeſtätiſch als wild.

Der Trenton iſt ein junger Held, trunken von jugendlichem Leben und von altem Sherry, der in blindem Uebermuth ſeinen Weg dahin ſtürzt, gewaltſam und entſetzlich. Der Niagara iſt eine Göttin, ruhig und majeſtätiſch auch in der Ausübung ihrer höchſten Kraft. Sie iſt mächtig, aber nicht gewaltſam. Sie iſt ruhig und läßt auch den Zuſchauer ruhig. Sie hat große ſtille Gedanken und erregt auch dergleichen bei Denen, welche ſie zu verſtehen vermögen. Sie füllt nicht mit Erſtaunen, aber ſie imponirt und entzückt durch ihre klare hohe Schönheit. Man ſitzt zu ihren Füßen und kann doch ſeine eigenen Gedanken, die Worte Anderer, ja die fallenden Waſſertropfen von den grünen Bäumen hören, welche ihr Waſſer beſtäuben. Sie iſt zu groß, um Schweigen gebieten zu wollen, zu groß, um anders als durch ihren geiſtigen Einfluß herrſchen zu wollen. Sie iſt — — — ach, ſie iſt, was die Menſchen nicht ſind, und was dieſelben, wenn ſie es wären, den Göttern ähnlich machen würde.

Aber die vielen tauſend Menſchen, welche alljährlich hierher kommen (man ſagt, daß dieſer Ort im vergangenen Jahre von ungefähr 60,000 Perſonen beſucht worden wäre) ſollten ſie nicht ein wenig größer und beſſer werden, wenn ſie dieſe Größe ſehen und ſich — — — in derſelben ſpiegeln? — Ich freue mich, daß ſo viele tauſend Menſchen jährlich den Niagara ſehen können.

Aus den verborgenen Quellen bei St.-Laurence und aus den vier großen Binnenſeen Superior, Michigan, Huron und Erie (welche zuſammen den vierten Theil des geſammten ſüßen Waſſers auf der ganzen Erde enthalten ſollen) kommt das Waſſer, welches ſich von dem

Niagarafalle ergießt. Auf dem Wege vom Eriesee bis dahin überholt der Fluß in der Nähe des Falles eine kleine Inſel, die Irisinſel (auch die Ziegeninſel) genannt, die den Fluß in zwei Arme theilt. Von dem einen dieſer Arme wird der Canadafall, von dem andern (welcher breit und toſend an meinen Fenſtern vorübereilt) wird der amerikaniſche Fall gebildet. Zwiſchen beiden Fällen iſt eine mit Gebüſch bewachſene felſige Erhöhung von zwanzig und etlichen Fuß.

Der Fall auf der Canadaſeite iſt am reichſten und ſchönſten. Er iſt funfzehnhundert Fuß breit und einhundertvierundfunfzig Fuß hoch. Der Fall auf der Seite von Neuyork iſt achthundert Fuß breit und einhundertundſiebenundſechzig Fuß hoch. Der Canadafall in ſeinem ſchönen Halbkreiſe liegt gerade in der Mitte des Hauptſtromes. Eine hohe Pyramide von Waſſerdämpfen ſteigt aus dem ſchäumenden Abgrunde an deſſen Fuße empor und erhebt ſich hoch über den Fall gen Himmel, wie der Geiſt des Niagara, die hohe Wolkenſtirn im Winde hierhin und dorthin bewegend. Der Strom vom Canadafall holt den Strom von der amerikaniſchen Seite ſehr bald ein und beide vereint bilden ein Stück weiter vorwärts Das, was man „the whirl pool“ nennt, wo der Strom ein Knie macht und das Waſſer ſich in Wirbeln bewegt. Dann fließt das Waſſer immer ruhiger im Niagarafluß oder in dem Sund (von fünfundzwanzig Meilen Länge), der ſich in den Ontarioſee und durch den Ontario in den prächtigen St.-Laurence — den Fluß von tauſend Inſeln —, durch denſelben endlich in den Atlantiſchen Ocean ergießt.

Der Trollhätta in Schweden hat nicht die Waſſermaſſen oder die Majeſtät des Niagara, aber er hat mehr Geſchichte, mehr romantiſches Leben. Der Niagara iſt eine einzige große Scene, eine einzige ſublime Handlung. Der Trollhätta iſt eine Reihe von Scenen und Hand-

lungen. Der Niagara iſt eine Hymne, der Trollhätta ein Waldgeſang.

Was mich am meiſten bei dem Niagara überraſchte (denn ich erwartete es nicht) und was mich noch täglich entzückt, iſt außer der ſmaragdgrünen Farbe des Waſſers das Spiel der Regenbogenfarben in, über und um den Fall herum, je nachdem die Sonnenſtrahlen fallen oder der Wind die bewegliche Pyramide des Waſſergeiſtes führt. Das gewährt ein Schauſpiel von unaufhörlich ſchönen Erſcheinungen, beſtändig wechſelnd und entzückend. Es liegt darin Etwas, das mich freut und zugleich bedrückt, denn es enthält Etwas, das ich beſſer verſtehen möchte. Ich fühle, daß der Niagara mir mehr zu ſagen hat, als er mir bisher geſagt hat, oder mehr, als ich bisher begriffen habe. Und mich kann kein Gegenſtand vollſtändig erfreuen, bevor er mir ſeine innerſten Gedanken mitgetheilt hat. Auch als ich jung war, erfreute mich der Tanz nicht eher, als bis ich ſeine volle Bedeutung verſtand. Bis dahin war er für mich ein unvernünftiges Umherhüpfen.

Wir ſind nun ſeit zwei Tagen hier und werden wol noch zwei bis drei Tage hier bleiben. Des Morgens ſehe ich den Fall von dem amerikaniſchen Ufer, d. h. von dem Ufer von Neuyork, wenn die Sonne bei ihrem Aufgehen Hunderte von glänzenden Brücken über die Waſſerwolken wirft. Des Nachmittags und Abends betrachte ich den Fall vom Ufer von Canada, wenn die Sonne in dem britiſchen Gebiete untergeht. Vormittags bade ich in dem Strome, in einem ſogenannten „Mammoth"-Strombad, wo der Fluß ſo heftig in ein Badehaus ſtürzt, daß man ſich nur mit Mühe gegen denſelben erhalten kann. Das iſt erfriſchend und kräftigend. Nachmittags, gleich nach dem Eſſen, ſitze ich mit meinen jungen Freunden auf der Piazza vor unſern Zimmern, ſehe den Strom vorüberrauſchen und höre auf deſſen Muſik. Oft ſtehe ich lange auf einer der kleinen Brücken, die über den

Strom geſchlagen ſind, und athme den Wohlgeruch des Waſſers ein. Denn das Waſſer hat hier den lieblichſten friſchen Duft, den ich mit gar nichts vergleichen kann. Aber es fühlt ſich, wie der Geiſt einer lieblichen unſterblichen Jugend. Ja, ich glaube, hier kann man wieder jung an Geiſt und Körper werden.

Aber meine jungen Freunde genießen das Leben hier nicht ſo vollſtändig wie ich. James Lowell iſt nicht recht geſund, und Maria, die bald wieder Mutter zu werden erwartet, träumt allnächtlich, daß ſie ihre kleine Mabel mit ihren kleinen verewigten Schweſtern Blanche und Roſe ſpielen ſieht, während eine telegraphiſche Depeſche über Mabel's Befinden, welche ſie geſtern erwartete, ausgeblieben iſt. Die Unruhe um ihr einziges liebes Kind aber zieht die Gefühle der zärtlichen Aeltern von dem großen Niagara ab.

Am 8. Sept.

Beſſere Stimmung für meine Freunde. Geſtern kam die telegraphiſche Depeſche mit den Worten: — „Mabel is well.“ — Und ſpäter kam auch ein langer Brief von dem liebenswürdigen alten Vater Dr. Lowell, voll von Heimatsanekdoten und von heimatswarmem Liebesleben. Ja, das iſt mehr als der Niagara. Aber der Niagara iſt jetzt mein Allerliebſtes.

Geſtern Abend ließen ich und James (Maria hatte den Schnupfen und wagte ſich in der Abendluft nicht hinaus) uns über den Fluß an das Ufer von Canada ſetzen und wanderten daſelbſt bei der untergehenden Sonne auf und ab. Bei jeder neuen Biegung oder Bewegung des nebelhaften Waſſergeiſtes entſtanden neue Lichtbilder darin. Bald wölbten ſich Regenbogen wie luftige Brücken, eine über der andern, gegen den blauen Himmel hinauf, bald brannten Flammen, wie Feuerküſſe, mit allen ſtralenden Farben des Prisma auf den grünen Wellen in der Tiefe. Es war ein fortwährendes Lichtfeſt, unauf-

hörlich wechſelnd und überraſchend ſchön. Welch ein Leben, welch ein Wechſelgeſang zwiſchen Erde und Himmel! Und als die Sonne ſank, wölbten ſich die glänzenden Brücken höher und immer höher in der aufſteigenden Wolkenſäule empor, hellrothe Wolken ſchwammen an dem blaßblauen Himmel, über dem ſmaragdgrünen Waſſerfall, und ringsum auf den hohen Ufern ſtand der Wald in ſeiner prunkenden herbſtlichen Pracht (wie man ſie blos in Amerikas Wäldern ſieht) und Alles war ſtumm und ſchweigſam mit alleiniger Ausnahme des Waſſerfalles, auf deſſen Stimme Alles zu lauſchen ſchien. Aber — — — es iſt vergebens, die Schönheit und die ſtille Größe dieſer Scene beſchreiben zu wollen!

Am 9. Sept.

Nun will ich dir eine kleine Geſchichte erzählen.

Früh am Anbeginn der Zeit, ehe noch der Menſch erſchaffen war, war die Natur allein mit ihrem Schöpfer. Erwärmt durch ſeine Liebe, erleuchtet von ſeinem Auge, erwachte ſie zum Gefühl des Lebens. Ihr Herz wallte in Liebe zu ihm, deſſen Liebesleben ſie trank. Und ſie ſehnte ſich, ihm ein Opfer darzubringen und ihre Gefühle, ihr Leben vor Dem zu ergießen, der ihr das letztere gegeben hatte. Sie war jung und glühte von der Fülle des Urlebens. Aber ſie fühlte doch ihre Ohnmacht gegen ſeine Macht. Was konnte ſie ihm geben, ihm, von dem ſie Alles erhalten hatte? — In Liebe uud in Schmerz, in unendlicher Sehnſucht, in unendlicher Fülle des Lebens ſchwoll ihr Herz, ſchwoll und ſchwoll, bis es überflutete im — Niagara. Und der Geiſt der Dankſagung ſtieg empor wie ein ewiges Rauchopfer aus der Tiefe des Waſſers gen Himmel. Der Herr des Himmels ſah es. Und ſein Geiſt umfaßte den Geiſt der Natur mit Bogen von Licht und mit Küſſen von ſtrahlenden Flammen zu einer ewigen Vermählung. So ge-

ſchah es am Morgen des Erdenlebens. Und ſo ſehen wir es noch heutzutage. Noch heute ſehen wir im Niagara den Geiſt der Natur mit dem Opfer ſeines Lebens zum Himmel emporſteigen, gleich wortloſer Sehnſucht, gleich einem Lobgeſang ohne Worte, und noch heute wird er vom Lichte und von den Flammen des Himmels umfaßt, wie von göttlicher Liebe.

Der Niagara iſt eine Vermählung des Erdenlebens mit dem Leben des Himmels.

Das hat mir der Niagara heute geſagt.

Und nun kann ich den Niagara verlaſſen. Er hat mir ſein Entſtehungswort mitgetheilt.

Am 10. Sept., Morgens.

Heute wollen wir abreiſen. Ich bin damit zufrieden, auch deswegen, weil ich ein Bischen Kopfſchmerz habe und weil das fortwährende Getöſe des Falles, das beſtändige raſtloſe Rauſchen des Fluſſes an meinen Fenſtern vorüber ermüdend für meine Nerven wird. Außerdem gewöhnt man ſich an Alles, auch an großartige Gegenſtände, und wenn man bei dem großen Waſſerfall anfängt, ſeinen eigenen kleinen Gedanken über Dinge des Alltaglebens nachzuhängen und auf ſie zu hören, dann — kann man in Gottes Namen von dort abreiſen. Ich habe dir nichts von den verſchiedenen Vorkommniſſen des Lebens am Niagara erzählt; nichts von dem kleinen Dampfboot „the Maid of the Mist“, welches dem Fall entgegen flußaufwärts fährt, bis es ein Duſchbad von deſſen Waſſerwolken erhält und dann erſt wendet; nichts von meinen botaniſchen Wanderungen auf der Irisinſel; nichts von den Indianern, die man hier noch herumſtreifen ſieht; nichts von der großen Eiſenbrücke, welche ſtark und zugleich leicht über den Fluß, ein Stück unterhalb des Waſſerfalles, geworfen worden iſt; nichts von den übrigen Merkwürdigkeiten hier. Aber dies Alles iſt klein-

lich im Vergleich mit dem großartigen Waſſerfall; dieſer iſt für mich das Weſentlichſte geweſen.

Die Indianer, die noch um den Niagara herum leben, gehören dem Senecaſtamme an. Da in der gegenwärtigen Jahreszeit die Männer draußen in der Wildniß auf der Jagd zu ſein pflegen, ſo ſah ich hier blos einige Squaws, die ihre Arbeiten zum Verkauf ausboten. Dieſe beſtehen theils aus Stickereien von Blumen und Thieren (kindiſch gezeichnet und ausgeführt, aber ſehr gut gearbeitet) auf Birkenrinde mit gefärbten Borſten des Stachelſchweins, theils auch aus kleinen Matten, Körbchen, indianiſchen Stiefeln (Mocaſſins) und kleinen Glöckchen, von einer wohlriechenden Grasart gefertigt. Es gibt hier mehre Läden mit dieſen Arbeiten angefüllt, die ſehr hoch im Preiſe gehalten werden.

Vor einigen Jahren ſahen Marcus und Rebecca Spring hier eine große Feierlichkeit bei einem Indianerſtamme, nämlich die Wahl eines neuen Häuptlings nach dem Ableben des alten. Es war drinnen im tiefen Walde, wo ſie ihre Verſammlung hielten. Die letzte Scene bei dieſem merkwürdigen Acte beſtand darin, daß der neuerwählte junge Häuptling vor ſeiner alten Mutter die Knie beugte, als ſie ihre Hände ſegnend auf ſein Haupt legte. Das Weib, welches von den Indianern im Allgemeinen ſo verächtlich behandelt wird, genießt gleichwol Anſehen bei ihnen, wenn ſie die Mutter eines ausgezeichneten Kriegers iſt, zuweilen aber auch, wie bei allen rohen Völkerſchaften, durch ſeine myſtiſche hexenhafte Macht, wenn es mit einer kräftigen Natur begabt iſt. Allein es kann ſich unter dem, ihm von Kindheit an aufgelegten geiſtigen und körperlichen Joch nur ſelten erheben.

Ich ſehne mich, von dieſen Ureingeborenen der Neuen Welt mehr zu ſehen und zu hören, und hoffe auf meiner Reiſe im Weſten dazu Gelegenheit zu erhalten. Es iſt mir nun — ich weiß jedoch ſelbſt nicht, wie oder

wann — klar und gewiß geworden, daß ich den Miſſiſſippi bis zum St.-Anthonyfall, d. h. ſo weit der Fluß ſchiffbar iſt, hinauf nach Minneſota (einem jungen Lande, hoch im Nordweſten der Union, noch kein Staat, ſondern meiſtentheils noch Wildniß und die Heimat wilder Indianerſtämme) und ſpäter den ganzen Miſſiſſippi hinauf bis nach Neuorleans reiſen muß. Warum ich nach Neuorleans reiſen muß, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich dahin reiſen muß. So befiehlt mir ein Etwas, das ich das innere Licht, die innere Stimme nennen muß und das mich mit einer myſtiſchen, aber abſoluten Gewalt leitet. Ich trage keinen Augenblick Bedenken, ihm zu folgen. Denn es ſpricht ſo klar und beſtimmt, daß ich mich froh fühle, wenn ich ihm gehorche. Ich fühle, daß es ein Leitſtern für mich iſt.

Von hier aus reiſe ich nach Chicago und von da reiſe ich zu der ſchwediſchen und norwegiſchen Settlements in den Staaten Illinois und Wisconſin.

Unter den Erinnerungen ſind auch einige traurige Begebenheiten. Eine derſelben trug ſich im vergangenen Sommer zu, als ein junger Mann mit ſeiner Braut und deren kleiner Schweſter den Waſſerfall beſuchte. Indem ſie an dem Abgrunde ſtanden, nahm der junge Mann das kleine Mädchen auf ſeinen Arm und drohte ſcherzend, ſie hinunterzuwerfen. Das Kind machte im Schrecken eine Bewegung und — fiel aus ſeinen Armen und in den ſchäumenden Abgrund hinunter. Er warf ſich ihr nach. Beide verſchwanden und wurden erſt als Leichen wieder geſehen.

Später.

„Oniaagarah" oder „Ochniagarah" ſoll der urſprüngliche Name des Niagara ſein, und ſo wird er von den Indianern noch jetzt genannt. Das Wort ſoll bedeuten „Donner des Waſſers". In dem Munde der Europäer hat man es in „Niagara" verkürzt.

Ich habe nun meinen Abſchiedsblick auf den großartigen Anblick geworfen. Die grüne Farbe des Waſſers und deſſen unendlich lieblicher, belebender Duft entzückt mich ſtets von neuem. Ich bin zufrieden damit, daß ich abreiſe, aber ich wünſche, daß ich wiederkommen und den Waſſerfall in ſeiner Winterpracht ſehen könnte, wenn er ſich mit Blumen, Früchten und tauſend phantaſtiſchen Verzierungen von Eis ſchmückt, wenn der Vollmond glänzt und Mondbogen, „the Lunar bow“, darüber bildet. Das muß man ſehen! Das muß man ſehen!

Ich bin jedoch unendlich dankbar, daß ich den Niagarafluß geſehen habe. Seine ſtille Größe und Macht, ſeine Farbe, ſein Duft, das Spiel des Regenbogens in der weißen Wolkengeſtaltung — dies Alles iſt und bleibt ein klares lebendiges Bild in meiner Seele. Und dieſe ewige Fülle in dem Herzen der Natur! — Ach, wenn ihm doch das Menſchenherz gleichen könnte, beſtändig von neuem erfüllt, ſtets fließend, nie ermüdend, nie dürr und vertrocknend!

Meine jungen Freunde James und Maria Lowell — wie ſchwer wird es mir, von ihnen zu ſcheiden. Meine liebliche, ſchöne, ſüße Maria ſieht mich mit traurigen Blicken an und — — aber nun müſſen wir reiſen. Meine jungen Freunde begleiten mich bis nach Buffalo.

Einen Kuß vom Niagara, meine liebe Agathe, und meinen nächſten Brief von Chicago!

Poſtſcriptum.

Jenny Lind, die „veritable Jenny Lind“, wie eine große amerikaniſche Zeitung ſagt, iſt leibhaftig in Neuyork angekommen und mit ungeheuerm Enthuſiasmus empfangen worden. Möge ſie auch lebendig hindurch kommen! Alle Menſchen wollen ſie ſehen und hören, ihr die Hand ſchütteln und ſie willkommen heißen. Und

jeder Yankee, der ein Haus und einen Herd hat, schreibt an sie und ladet sie ein.

Jemand äußerte gegen Maria Lowell, daß sie an Jenny Lind schreiben und sie in ihr Haus nach Cambridge einladen solle. Maria antwortete lächelnd: — „Gern, wenn sie ein Ruheplätzchen haben will. Aber sie einladen — das kommt mir vor, als wenn ich den Niagara in mein Haus einladen sollte!“

Vierundzwanzigster Brief.

Chicago, Illinois, 15. Sept. 1850.

Hier, an dem südöstlichen Ufer des Lake Michigan, sitzt jetzt deine Schwester, meine liebe Agathe, aber nicht auf dem sandigen Ufer, sondern in einer schönen Villa, im italienischen Stil erbaut, mit korinthischen Säulen, von schönen Bäumen und Blumen umgeben.

Auf dem Markte in Buffalo, mitten unter Pferden, Wagen und Menschen, handelnd, wandelnd, hierhin und dorthin reisend, unter Koffern und Gepäck aller Art, Gedränge und Hast, schied ich von meinen jungen Freunden, die mir lieb und theuer geworden waren, fast wie Geschwister. Es war dabei weder Raum, noch Zeit, viele Worte zu sagen. Der Dampfwagen, der sie wegführen sollte, stand mit seinem rauchenden Eisenpferde bereit. Eine Eisenbahn, ein Eisenpferd, eine Eisennothwendigkeit war da; das warme Herz hatte keine Zeit und keine Worte; und so küßten wir einander schweigend und innig und trennten uns — vielleicht für immer.

Lowells beabsichtigen im nächsten Jahre nach Italien zu reisen.

Ich sah sie nicht mehr und wurde aus dem Gedränge auf dem Markte in ein Hôtel hinaufgeführt, von einem

alten Ehrenmanne, unter deſſen Schutz ich meine Reiſe fortſetzen ſollte, von einem gewiſſen Judge Boeb, der mich am Niagara aufgeſucht hatte und mir einen Empfehlungsbrief von Mr. Ellesworth überbrachte.

Dieſer alte kräftige, noch ganz jugendliche Herr war einer der älteſten „Pioneers“ im Weſten, war bei der Anlegung von mehren der blühendſten Städte des Weſtlandes, wie z. B. Rocheſter, Lockport u. ſ. w. gegenwärtig geweſen und war ſehr heimiſch in der ganzen Gegend, die wir bis zum Lake Michigan zu durchreiſen hatten. Darum und weil er augenſcheinlich ein guter und gemüthlicher Mann war, freute ich mich, ihn zur Begleitung zu haben.

In dem Hôtel zu Buffalo wurde ich von einigen neuen Bekannten mit den alten langweiligen Fragen gequält: — „How do you like Amerika? — How do you like the States? — Does Buffalo look according to your expectations?“ — Auf die letztere Frage antwortete ich, daß ich nichts von Buffalo „expected“ habe. Und ich muß auch bemerken, daß mir dieſe Stadt als eine der am wenigſten hübſchen Städte erſcheint, die ich bisher in Amerika geſehen habe. — „Business! Business!“ — ſcheint mir hier hauptſächlich das Leben und der Charakter zu ſein. Aber wahr iſt es, daß ich nicht viel von Buffalo zu ſehen bekommen habe.

Gegen Abend ging ich am Bord von „the Ocean“, einem ſtattlichen Dreieckerdampfſchiffe, das mich über den Lake Erie brachte, deſſen Wellen oft recht ſtürmiſch und gefährlich ſind, gegenwärtig aber Najaden glichen, die im Sonnenſchein ſpielen.

— „Der Erie“ — ſagt einer der franzöſiſchen Beſchreiber dieſer Gegend, Mr. Bouchette — „der Erie kann als das große centrale Reſervoir betrachtet werden, aus welchem ſich nach allen Seiten hin Kanäle eröffnen, ſodaß von hier aus Fahrzeuge nach allen Theilen des Landes gelangen können, an das Atlantiſche Meer im

Osten und im Norden, wie zu den Ländern der Südsee, um Producte aus allen Ländern und Himmelsstrichen zu sammeln."

Ueber den Erie ziehen Auswanderer von allen Völkern, die jetzt ihre Hütten westlich von den großen Binnenseen aufschlagen. Aber für Viele von ihnen wird der Erie ein Grab. Neulich gerieth auf dem Erie ein Schiff in Brand, voll von Auswanderern (meistens Deutsche), und Hunderte von diesen armen Auswanderern fanden in den Wogen ihr Grab. Unter Denjenigen, welche todt aus dem Wasser gezogen wurden, befanden sich sieben oder acht Paare, die einander umfaßt hielten. Der Tod war nicht im Stande gewesen, sie zu trennen. Die Liebe zeigte sich stärker als der Tod. Der Steuermann stand am Steuerruder und steuerte das Schiff nach dem Lande zu, bis das Feuer seine Hände ergriff. Die Nachlässigkeit des Capitäns soll Schuld an diesem Unglücksfalle gewesen sein. Der Capitän selbst verlor sein Leben und nur dreißig bis vierzig Passagiere konnten sich retten.

Für mich war die Fahrt über den Erie ein sonnenhelles Fest auf diesem prächtigen Dampfboot, auf welchem ein Fortepiano zu den Meubles des Salons gehörte. Der artige Capitän sorgte auf das freundlichste für mich. Mein alter Pioneer erzählte mir Mehres aus seinem Leben, von seiner religiösen Bekehrung sowie von seiner ersten und von seiner letzten Liebe. Diese letzte Liebe war ganz frisch. Der alte Mann erklärte ganz offenherzig, daß er halb in die „Yankee Woman" Maria Lowell verliebt sei. Und ich wundere mich darüber nicht. Er bewies mir dadurch, daß er guten Geschmack hat. Der alte Mann erklärte überhaupt, daß er ein großer Freund der Frauenzimmer sei.

Um vier Uhr Nachmittags (Nb. an dem Tage nach demjenigen, an welchen wir an Bord gegangen waren) kamen wir in Detroit an, einer Stadt, welche zuerst

von Franzoſen an dem engen Sund zwiſchen dem Erieſee und dem See St.-Clair, welcher Michigan von Canada trennt, angelegt worden iſt. Vom Dampfſchiff aus erſchien die Küſte mit kleinen Höfen auf regelmäßig abgetheilten und mit Hecken umgebenen Stücken Land bebaut. Das Land kam mir niedrig, mit wellenförmigen Erhöhungen und fruchtbar vor.

Detroit iſt, wie auch Buffalo, eine Stadt mit überwiegendem Buſinessleben; doch ſieht ſie hübſcher und freundlicher aus als Buffalo. Im Hôtel ſtieß ich auf einige langweilige Frager, aber auch auf mehre recht hübſche Leute, mit denen man offen und angenehm ſich unterhalten konnte und die mir in jeder Hinſicht gefielen. Ich erinnere mich darunter namentlich des episkopalen Biſchofs in Michigan, eines offenen, freundlichen und denkenden Mannes, und einer Mutter mit ihren beiden Töchtern. Ich konnte einige herzliche Worte mit ihnen wechſeln, Worte aus dem ernſten Grund des Lebens, und das that mir wohl.

Die Bewohner von Detroit waren übrigens ſehr zufrieden mit ihrer Stadt und mit ihrer Lebensweiſe, zufrieden mit ſich ſelbſt und miteinander. Und daſſelbe Verhältniß ſcheint mir in den meiſten Städten des Weſten, durch welche ich gekommen bin, ſtattzufinden.

Am nächſten Abend waren wir in Annearbour, einer kleinen hübſchen, ländlichen Stadt. Auch hier empfing ich Beſuche und mußte, wie gewöhnlich, Verhöre beſtehen. Mein alter Pioneer findet keinen Geſchmack daran, incognito zu reiſen, ſondern wünſcht, daß die Leute wiſſen, wer die Leute ſind, und kann nicht begreifen, daß die Leute auch müde werden können und Ruhe vor Fragen, Unterredungen und Vorſtellungen bedürfen.

Auch in Annearbour waren die Leute ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt, mit ihrer Stadt, mit deren Lage und mit ihrer Lebensweiſe. Die Stadt hat ihren Namen von dem Umſtande, daß, als die erſten Erbauer derſelben

an dieſe Stelle kamen, ſie meiſtentheils aus einer Familie beſtanden und, während ſie den Wald ausrodeten und das Land pflügten, keine andere Wohnung als eine zeltartige Hütte von Laub und Leinwand hatten, in welcher die Familienmutter Anne das Eſſen kochte und für Aller Unterhalt ſorgte. Darin war der Familienherd, darin war der ruhige Hafen, in welchem alle Arbeiter Ruhe und Erfriſchung unter Mutter Anne's Schutz fanden. Darum wurde das Zelt „Anne-arbour“ genannt, und die Stadt, welche allmälig um das Zelt herum anwuchs, behielt dieſen Namen. Mit ihren netten Häuſern und Gärten auf den grünen Hügeln und Abhängen ſah die kleine Stadt aber auch wie ein freundlicher und friedlicher Hafen aus.

Wir blieben über Nacht in Annearbour. Am folgenden Morgen reiſten wir auf der Eiſenbahn ab und fuhren mitten durch den Staat und über die Halbinſel Michigan. Ueberall unterwegs ſah ich kleine Farmen, gut angebaut, von cultivirten Ländereien, von Feldern mit Weizen und Mais (Indian Corn) und von „orchards“ mit Apfel- und Pfirſiſchbäumen umgeben. In den wildern Gegenden erglänzte der Erdboden von blauen Blumen, von deren näherer Betrachtung ich durch die Schnelligkeit unſerer Fahrt abgehalten wurde, und von hohen Sonnenblumen, deren Kronen ſo groß wie bei jungen Bäumen waren. Es war ein prächtiger und ſchöner Anblick. Mein alter Pioneer ſagte mir, daß er nirgends einen ſo großen Reichthum von prächtigen Blumen geſehen habe wie in Michigan, beſonders in früherer Zeit, als der Boden noch überall im Zuſtande der Wildniß geweſen ſei.

Dieſer Staat iſt einer der jüngſten in der Union, aber er hat ſehr fruchtbaren Boden (beſonders günſtig für den Weizenbau) und iſt ſtark im Zunehmen begriffen. Seine Geſetzgebung iſt eine der liberalſten und hat aus ihren Strafgeſetzen die Todesſtrafe verbannt. Aber ich

hörte von einem Verbrechen erzählen, das neulich in dieſem Staate begangen worden war und wol die Todesſtrafe oder Gefängniß auf Lebenszeit verdient hätte, wenn irgend ein Verbrechen eine dieſer Strafen verdient.

Ein junger Mann in Detroit, aus einer angeſehenen daſigen Familie, hatte nämlich bei Gelegenheit einer Jagd mehre male meuchlings auf einen andern jungen Mann (ſeinen beſten Freund) geſchoſſen, blos um ihm ſein Taſchenbuch zu rauben. Er wurde wegen Mordverſuchs (den er offen zugeſtand) blos zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt. Und im Gefängniß erhielt er Beſuche von jungen Damen, die ihn — Franzöſiſch und Guitarre ſpielen lehrten. Eine derſelben fuhr mit uns auf der Eiſenbahn und ſprach viel von dem „angenehmen Weſen" des jungen Gefangenen.

Es gibt eine Milde gegen das Verbrechen und gegen den Verbrecher, die — — ekelerregend iſt und von einem erſchlafften moraliſchen Gefühl Zeugniß ablegt!

Das Wetter war den ganzen Tag herrlich. Die Sonne ging weſtwärts vor uns her und wir fuhren gerade der Sonne entgegen. Je mehr dieſelbe näher nach der Erde zu ſank, deſto höher erglühte der Abendhimmel, wie von dem ſchönſten Gold. Die Landſchaft war den ganzen Weg entlang eben und einförmig. Hier und da ein kleiner hübſcher Waldſtrom, hier und da im Walde kleine Blockhäuſer und daneben ein oder der andere Holzſchuppen, an welchen ein Bret genagelt war, auf welchem man in weißen, eine halbe Elle hohen Buchſtaben „Grocery" las. Die angebauten Gegenden waren überall regelmäßig abgetheilt und mit Farmen bebaut, die unſern beſſern Bauerhöfen glichen. Die Anſiedler im Weſten kaufen Ländereien von achtzig bis einhundertundſechzig, höchſtens zweihundert Tonnen Gehalt, ſelten mehr. Das Land koſtet in der erſten Hand (was man „Government-price" nennt) ein und einen Viertel Dollar die Tonne Landes und kann, wenn es gut angebaut wird, in weni-

gen Jahren ſehr reiche Ernten geben. Die hieſigen Farmer arbeiten tüchtig, leben einfach, aber gut, und erziehen tüchtige Kinder, die aber ſelten dem Berufe ihrer Aeltern folgen. Sie werden in Schulen geſchickt und ſuchen ſich dann im Staatsleben höher emporzuarbeiten. Dieſe kleinen Farmen ſind die Pflanzſchulen, aus denen die nordweſtlichen Staaten ihre beſten Beamten, Lehrer und Lehrerinnen beziehen. Ein kräftiges, gottesfürchtiges und arbeitſames Geſchlecht wächſt hier herauf.

Mannichfache Belehrungen über dieſen Gegenſtand erhielt ich von meinem alten Pioneer, der mit ſeinem gottesfürchtigen Sinn, mit ſeiner raſtloſen Thätigkeit, mit ſeiner Menſchenliebe und ſeinen vielſeitigen Kenntniſſen ſowie mit ſeinem mitten im Alter jugendwarmen Herzen ein guter Typus für einen der erſten Anſiedler und Geſetzgeber in der Wildniß war. Er verließ mich unterwegs, um ſich in ſeine Heimat, in die kleine Stadt Niles, zu begeben.

In Begleitung eines ſehr freundlichen Mr. Hunt und ſeiner liebenswürdigen Schwägerin ging ich an Bord des Dampfbootes, um in den Lake Michigan hinüber zu fahren. Die Sonne war nun untergegangen, aber der Abendhimmel glühte im ſchönſten Purpur über dem meerähnlichen See. Bei deſſen Schein und bei dem Lichte des Mondes fuhren wir ab. Es war die ſchönſte, ſtillſte Nacht. Das Waſſer war ſpiegelklar.

Am Morgen des 13. Sept. ſah ich die Sonne über Chicago glänzen. Ich hatte erwartet, in Chicago von Freunden empfangen zu werden, die ſich dort meiner annehmen wollten. Aber Niemand kam. Ich erfuhr, daß Diejenigen, welche mich erwartet hatten, wieder abgereiſt waren. Und das war kein Wunder, da ich zwei Monate über die feſtgeſetzte Zeit außengeblieben war. Ich fand mich nun ganz allein in dem großen unbekannten Weſten. Einige kleine Unannehmlichkeiten in Bezug auf mein Gepäck trugen dazu bei, mir dieſen weniger an-

genehm erſcheinen zu laſſen. Aber — gerade als ich ganz allein auf dem Deck ſtand (meine freundlichen neuen Bekannten hatten das Dampfſchiff zeitiger verlaſſen) kam — meine Freude zu mir. Ich fühlte, daß ich nicht allein war; ich fühlte mich geſund an Seele und Leib; die Sonne war auch da und mich erfüllte ein ſo inniger Jubel über deren Schöpfer und über den Schatz, den ich gefunden hatte, daß ich mich glücklich darüber fühlte, mich in ein einſames Zimmer in einem Hôtel in der Stadt einſchließen zu können, um mit meiner Freude allein zu ſein.

Aber meine Einſamkeit dauerte nicht lange. Liebe, freundliche Menſchen umringten mich, boten mir Haus und Herd, Freundſchaft und alles Gute an, und Alles in Chicago wurde Sonnenſchein für mich.

Abends befand ich mich in dem ſchönen Landhauſe, in welchem ich jetzt an dich ſchreibe. Und in dieſer ſchönen Nacht ertönte in dem mondbeglänzten Garten eine Serenade nach der bekannten Melodie: „Einſam bin ich, nicht allein". Das war ein Gruß von Deutſchen in der Stadt.

Am 17. Sept.

Prairies! Ein Anblick, den ich nie vergeſſen werde! Chicago liegt in dem Prairienland, und der ganze Staat Illinois iſt eine große Prairie (d. i. ein ebenes Land mit kleinen wellenförmigen Erhöhungen), aber eine eigentliche Prairie gibt es erſt achtzehn Meilen weit von der Stadt entfernt.

Meine neuen Freunde wollten mich einen Tag Prairieleben verbringen laſſen. Wir fuhren deshalb früh Morgens zeitig hinaus, drei Familien in vier Wagen. Unſer Pioneer, ein finſterer ſchöner Jäger, fuhr mit ſeinen Hunden zuerſt und ſchoß unterwegs, als wir Halt machten, mehre Prairienhühner (Grauſe) im Fluge. Der Tag war herrlich, der Himmel vom klarſten Blau, die

Sonne vom reinſten Gold, die Luft voller Leben, aber ruhig — und in dieſes ſtrahlende Licht ſtreckte ſich weit, weit hinaus in das Unendliche, ſoweit das Auge reichen konnte, eine oceanähnliche Fläche, deren Wellen in Sonnenblumen, Aſtern und Genzianen beſtanden. Der Erdboden erglänzte von ihnen, inſonderheit von den Sonnenblumen, die oft höher als vier Ellen waren, und ihre Kronen hoch über das Haupt unſerer längſten Herren erhoben.

Wir nahmen unſer Mittageſſen in einem kleinen Wäldchen ein, das wie ein grüner Strauß auf dem großen baumloſen Blumengefilde lag. Es lag auf einer Erhöhung des Bodens und von da aus aus zog ſich die Prairie, leiſe Wellen ſchlagend, bis an den äußerſten Horizont. Hier und da auf dieſer ungeheuern Fläche erhoben ſich kleine Blockhäuſer. Sie glichen kleinen Vogelneſtern, die auf dem Ocean ſchwimmen. Hier und da hatte man auch Heu gemäht. Das ſah aus, wie ein kindiſcher Verſuch und wie ein Kinderſpiel. Die ſonnenbeglänzte Erde lag hier noch in ihrer urſprünglichen Größe und Pracht, ungebändigt von Menſchenhänden, bedeckt von ihren Blumen, behütet und bewacht allein von dem Auge der Sonne. Und die Sonnenblumen nickten und winkten glänzend im Winde, als ob ſie Millionen von Weſen zum Feſte an der reichen Tafel der Erde einladen wollten. Mir war es ein Lichtfeſt. Es war ein wahrhaft großer und herrlicher Anblick, für mich ungewöhnlicher und belebender als ſelbſt der Niagara.

Der finſtere Jäger, ein Mann von wenigen Worten, aber augenſcheinlich von ſtarken Gefühlen, ſtützte ſich auf ſeine Büchſe und ſprach leiſe: — „Hier ſtehe ich oft ganze Stunden und ſchaue in die Schöpfung hinaus!“ — Wohl mag er es thun! Dieſe Scene gleicht einer Extaſe des Naturlebens. Es badet ſich in Licht, es ruht glückſelig in den Armen des Lichts. Die Sonnenblumen lobſingen der Sonne!

Ich ging in dem Wäldchen herum und pflückte Blumen. Die Aſtern reichten mir über den Kopf. Faſt alle Blumen, welche gegenwärtig die Prairie bedeckten, ſind Syngeneſiſten und unter ihnen ſind die Sölidagos und Helianthen überwiegend. In jedem Monat ſoll ſich die Prairie mit andern Blumenarten bedecken, im Frühling weiß, dann blau, hernach fleiſchfarbig und jetzt meiſt gelb. Wir blieben den ganzen Tag draußen auf der Prairie, bis wir die Sonne in ihr Bett von Sonnenblumen ſinken ſahen.

Während des Tages beſuchten wir eins von den Blockhäuſern im Felde. Eine hübſche ältliche Frau war in dem einen Hauſe daheim. Die Männer waren draußen zur Heuernte. Das Haus war ein Jahr alt und den Winden ziemlich zugänglich, aber im Innern war Alles ſauber und ordentlich, wie gewöhnlich, wo amerikaniſche Frauen wohnen. Ich fragte die gute Frau, wie ſie ſich in der Einſamkeit auf dieſer großen Prairie befände. Sie hatte Langeweile. — Es war Alles ſo einförmig! — Ja, ja! Es iſt ein Unterſchied, dieſen Anblick des Himmels und der Erdfläche einen Tag oder ein Jahr zu haben. Aber ich wollte es auf ein Jahr verſuchen!

Wir ſahen an dieſem Tage keine einzige Wolke und fühlten keinen Luftzug. Aber die Luft war deſſenungeachtet ebenſo friſch als mild. Der indianiſche Sommer begann bald. Unſer ganzes Prairiefeſt war ohne Wolken, außer daß die Büchſe unſers Jägers losging und eins von unſern Pferden ins Ohr ſchoß und daß ein Wagenrad zerbrach. Allein das geſchah ziemlich am Ende unſerer Reiſe, wurde heiter aufgenommen und ließ keinerlei Verdrießliches hinter ſich.

Chicago, 22. Sept.

In der höchst liebenswürdigen Familie, bei welcher ich gegenwärtig meine Heimat habe, bei Mr. und Mrs. Kinzie, höre ich viel von den Indianern. Mr. Kinzie ist Agent der Regierung für die Unterhandlungen mit den indianischen Stämmen in diesen nordwestlichen Staaten und ist mit seiner Familie einer der ersten „settlers“ in der Wildniß gewesen. Mrs. Kinzie, die sehr leicht und hübsch schreibt, hat mehre Begebenheiten aus dem Leben der ersten Colonisten und aus deren Kämpfen mit den Indianern schriftlich aufbewahrt, von denen sich mehre in ihrer eigenen Familie zugetragen haben. Das Vorlesen oder das Erzählen dieser Geschichten ist eine der vorzüglichsten Vergnügungen unserer Abende. Einige von diesen Erzählungen sind im höchsten Grade interessant und enthalten manche grausame und entsetzliche, aber auch rührende und schöne, zuweilen auch recht komische Auftritte.

Stoff zu dem schönsten Drama könnte die Geschichte von der Gefangenschaft und Befreiung von Mr. Kinzie's Mutter geben. Ich kenne nichts Dramatischeres als zuerst die entsetzlichen Scenen, welche sich an den Raub des kleinen Mädchens schließen, dann die Zuneigung eines Indianerhäuptlings zu dem Kinde, die wachsende Liebe, deren Gegenstand sie wird, während sie in seinem Zelte aufwächst und von dem wilden Stamme „die weiße Lilie“ genannt wird, die Episode von dem Mordversuche, den die eifersüchtige Hausfrau des Häuptlings auf das Mädchen macht und zuletzt den Moment, da der Häuptling, nachdem er mehre Jahre hindurch alle Unterhandlungen und Geschenke von Seiten der Aeltern und der weißen Regierung behufs der Rückgabe des Kindes zurückgewiesen hat, endlich ihren Bitten nachgibt und eine Zusammenkunft zwischen der Mutter und dem

Kinde, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt bewilligt, daß die Erstere die Rückgabe des Kindes nicht verlangen soll; da er sich auf dem Ort der Zusammenkunft mit seinen Kriegern in voller Rüstung einfindet, ohne Begleitung — trotz der Vorstellungen seiner Krieger — über den Strom reitet, der das Lager der Weißen von dem der Indianer trennt, dort das Kind und die Mutter weinend einander in die Arme stürzen sieht, überwältigt von diesem Anblick anhält und laut ruft: — „Die Mutter muß ihr Kind wieder haben!" — dann umkehrt, über den Strom zurückreitet und mit seinem Volke abzieht, ohne einen Blick auf den Liebling seines Herzens zurückzuwerfen, auf „die weiße Lilie", die nun in ihrem funfzehnten Jahre zu den Ihrigen zurückkehrt!

Ich hoffe, daß Mrs. Kinzie diese schöne Erzählung und mehre andere von denen, die ich an diesen Abenden gehört habe, einstmals veröffentlichen wird. Das Gemetzel in Chicago gehört zu den gräßlichen Geschichten darunter, und noch jetzt hat Chicago frische Spuren von demselben. Doch wird dieses Gemetzel auch durch eine schöne menschliche Handlung verschönert.

Die Werbung des Indianerhäuptlings Fyrabent (Fourleg) für seine Tochter um einen edeln gentlemännischen Wirth und die Ankunft der dicken Miß Fyrabent auf ihren Büffelhäuten in der Stadt, wo sie jedoch von dem ihr zugedachten Gemahl mit Protest zurückgewiesen wurde, gehört zu dem komischen Theil der Indianerchronik. Uebrigens besitzt der milde und gebildete Mrs. Kinzie gleich mehren andern Personen, die viel mit den Indianern gelebt haben, eine wirkliche Zuneigung für diese Letztern und scheint mehr Augen für die Tugenden als für die Fehler zu haben, welches dieses sonderbare Volk auszeichnen. Kinzies haben lange in Minnesota gewohnt und leben erst seit den letzten Jahren in Chicago (Illinois), wo sie gegenwärtig ein schönes Haus mit einem großen Garten besitzen.

Chicago ist eine der unbehaglichsten und häßlichsten Städte, die ich in Amerika gesehen habe und verdient ihren Namen als „Königin der Inseln" keineswegs. Denn wie sie in einem schmuzigen Négligé am Seestrande sitzt, gleicht sie mehr einer Trödlerin als einer Königin. Gewiß ist es, daß die Stadt meist aus Verkaufsläden zu bestehen scheint. Man sieht fast gar keine schönen Landhäuser mit Gärten in oder außerhalb der Stadt — wie es doch sonst in amerikanischen Städten gewöhnlich ist — und auf den Straßen meist Bohlenhäuser auf bohlenbelegten oder auf breiten sandigen Straßen ohne Bohlen. Und es scheint, als ob die Leute nur dahin kämen, um zu handeln, um Geld zu verdienen, aber nicht um zu leben. Gleichwol habe ich hier in Chicago einige der angenehmsten und liebenswürdigsten Menschen kennen gelernt, die ich jemals auf der Erde gesehen habe; gute Menschen, hübsche, geistreiche Leute, mit denen sich leben, mit denen sich reden läßt, Leute, die wohl zu leiden sind, Männer wie Frauen, Leute, die den Fremdling nicht mit hundert Fragen belästigen, sondern demselben Gelegenheit verschaffen, Alles, was er nur wünschen kann, auf die angenehmste Weise selbst zu sehen und zu lernen — seltene Menschen! Und außerdem Leute, die nicht auf eine so entsetzliche Weise mit sich und ihrer Welt, mit ihrer Stadt und ihrem Lande zufrieden sind, wie sonst die Menschen in den hiesigen kleinen Städten sich zeigen, sondern die ihre Mängel erkennen und darüber sprechen und auch andere Leute darüber sprechen hören können.

Heute (und auch gestern) weht hier ein heißer Wind, so wie ich mir den italienischen Sirocco vorstelle. Man wird davon ganz schachmatt. Und die Luft von Chicago ist eine wahre Staubwolke.

23. Sept.

Aber Abends, wenn die Sonne untergeht und die Luft still ist, dann suche ich von einem höher gelegenen

Punkte der Stadt den Untergang der Sonne über die Prärie zu ſehen, denn das iſt ein wahrhaft ſchöner Anblick. Und bei dem Anblick dieſer Sonnenpracht kommen melancholiſche Gedanken. In dieſem ſonnenbeglänzten Weſtland ſehe ich Tauſende von Verkaufsläden und Tauſende von Handelsleuten, aber — — nirgends einen Tempel der Sonne, nirgend einen Verehrer der Sonne und deren ewiger Schönheit. — Waren die Peruaner von edlerer Bildung als dieſe? — Hatten ſie eine höhere Geſinnungsart? — Waren ſie mehr Kinder des Lichtes als das jetzt lebende Geſchlecht, welches das Weſtland der Neuen Welt bewohnt?

24. Sept.

Ich muß dir Etwas von einigen ſehr liebenswürdigen Schweden erzählen, welche hier wohnen. Es iſt der Capitän Schneidau und ſeine Frau ſowie Herr Unonius (gegenwärtig Prediger der hieſigen ſchwediſchen Gemeinde) und ſeine Frau. Sie gehören zu den erſten ſchwediſchen Auswanderern, die ſich an dem ſchönen Landſee „Pine-Lake" in Wisconſin niederließen und daſelbſt ein arkadiſches Hirtenleben einzuführen und zu leben gedachten. Aber ach! Sie fanden dort gerade das Gegentheil eines arkadiſchen Lebens. Die Gegend war ſchwediſch ſchön, aber der Boden war meiſtens nicht gut. Die ſchwediſchen Herrſchaften, welche hier Coloniſten und Anbauer der Wildniß zu werden gedachten, hatten ſich in Bezug auf die Arbeit und auf die Arbeitskräfte getäuſcht. Dazu brachten ſie noch die ſchwediſche Neigung mit, zu tractiren und luſtig zu leben, ohne genau zu bedenken, wie weit ſie dabei ausreichen können. Jede Familie richtete ſich eine nothdürftige Wohnung ein und lud dann ihre Nachbarn zum Schmauſen zu ſich. Sie feierten das Weihnachtsfeſt und hielten Johannistänze. Aber die Ernte des erſten Jahres misrieth. Der ſchlecht bearbeitete Erdboden wollte keine reiche Ernte geben. Es kam

ein harter Winter mit Schnee und Stürmen und die ſchlecht gebauten Häuſer gewährten nur ſchlechten Schutz; daraus entſtanden Krankheiten, Unglücksfälle, Arbeitsmangel und Geldmangel — Mangel aller Art. Es iſt faſt unglaublich, welche Leiden mehre von den Anſiedlern ertragen mußten. Faſt alle gingen als Farmer unter; aber einige halfen ſich und ihren Familien dadurch wieder auf, daß ſie Handwerke betrieben und ſich als Schuhmacher und Schneider einen Arbeitsverdienſt verſchafften, den ſie durch den Ackerbau nicht zu gewinnen vermochten. Es iſt ehrenhaft von ihnen, daß ſie in ihrer bittern Noth redlich arbeiteten und Vieles mit geduldiger Ergebung trugen, ohne zu klagen. Und es gelang ihnen, ſich wieder empor zu arbeiten. Sie blieben auch nicht ohne Hülfe aus ihrem Vaterlande, als ihre Lage daſelbſt bekannt wurde. Margaretha Fuller, die nachherige Marquiſe Oſſoli, machte eine Reiſe in die weſtlichen Staaten in Begleitung der Mrs. Carke (der Mutter dieſer großwüchſigen Söhne). Die Vorſehung führte ſie zu den Anſiedlern am Pine Lake. Der Capitän Schneidau lag damals an einer ſchweren Wunde am Fuße ſeit mehren Monaten hart danieder. Seine junge ſchöne Hausfrau war genöthigt geweſen, während des ſtrengen Winters die gröbſten Arbeiten vorzunehmen und hatte ihr einziges liebes Kind im Bette müſſen erfrieren ſehen, während Schnee und Regen ihre Wohnſtube erfüllten. Mitten in der Wildniß waren ſie ganz allein und wußten weder Rath noch Hülfe — Beides in dieſer Gegend ſo unendlich koſtbar. Die Magd, welche ſie einige Zeit in ihrem Dienſte gehabt hatten, hatte ſie verlaſſen und ihre Nachbarn waren theils ſehr weit entfernt von ihnen, theils von gleicher Noth zu Boden gedrückt. Da kamen die beiden Frauenzimmer von Boſton an.

Margaretha Fuller beſchreibt dieſen Beſuch in ihrem „Summer on the Lakes“ mit folgenden Worten:

— „In dem innern Zimmer ſaß der Hausherr. Er

hatte schon seit langer Zeit dort gesessen, denn er hatte sich seinen Fuß am Bord des Fahrzeuges beschädigt, auf welchem er hierher gekommen war, und mußte seine Landwirthschaft durch Fremde besorgen lassen. Seine schöne junge Frau war seine einzige Pflegerin und Wärterin sowie die Vorsteherin der ganzen Haus- und Landwirthschaft. Wie gut sie alle diese, ihr so ungewohnten Geschäfte verrichtete, zeigte sich aus den Gegenständen ihrer Fürsorge. Alles, was zum Hause gehörte, war, wenn auch grob und dürftig, doch in der nettesten Ordnung. Der Verwundete, auf einem unbequemen Holzstuhl sitzend (sie hatten Niemand bewegen können, ihnen einen bequemern Stuhl aus der Stadt zu bringen), sah so elegant und wohlgekleidet aus, als wenn seine Toilette von dem Kammerdiener eines Herzogs besorgt würde. Er war von nordischem Blut mit großen, hellen, blauen Augen, ruhigen Gesichtszügen und einer Mischung von Militär, Student und Weltmann in seinem Aeußern. Er contrastirte auf eine starke, aber angenehme Weise mit seiner Gattin, deren warme Färbung und dunkles weiches Auge von ihrer Abstammung aus einem Lande zeugte, das mit der Sonne mehr bekannt war. Er sah aus, als wenn er noch eine lange Zeit geduldig dazusitzen und von seinem Geiste leben könnte, seine Zeit erwartend; sie, als ob sie um der Liebe willen Alles tragen könnte, dabei aber die ganze Schwere jedes einzelnen Augenblicks fühlen müßte.

„Als wir ein Album mit Zeichnungen und Versen sahen, das von einem Kreise ergebener und fein gebildeter Freunde Zeugniß gab, welche sie in ihrem Vaterlande zurückgelassen hatte, überzeugten wir uns, daß die junge Frau hier einer Schwester und der Mann eines Freundes bedurfte, damit ihre Einsamkeit durch den Umgang mit gleichgestimmten Seelen belebt werde.

„Ich fühle ganz anders für diese Ausländer als für eingeborene Amerikaner. Amerikanische Männer und

Frauen verdienen keine Entschuldigung, wenn sie ihre Kinder nicht so erziehen, daß sie mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen im Stande sind. Es ist die Absicht unsers Sterns, daß hier, wie alle Menschen frei und gleichberechtigt sind, auch alle den Prüfungen des Freiheitslebens gewachsen und durch Vertrauen auf ihre eigene Kraft unabhängig von den Winden und Wellen auf dem Strom des Lebens sein müssen. Aber Europas Stern hat ein anderes Horoskop u. s. w."

Was Margaretha Fuller nicht erzählt, was ich aber hier erzählen gehört habe, ist die Erzählung von dem thatkräftigen Edelmuthe, mit welchem sie und ihre Freunde sich der unglücklichen Schweden annahmen und nach einiger Zeit eine vollständige Umänderung ihres Schicksals bewerkstelligten. Aus der einsamen Farm im Walde zogen sie in die Stadt Chicago. Schneidau genoß die Pflege eines geschickten Arztes, wurde wieder gesund und ist gegenwärtig der geschickteste Daguerreotypist, der sich — — — wahrscheinlich in ganz Illinois findet, und hat als solcher ein sehr bedeutendes Einkommen. Er ist in diesen Tagen aus Neuyork zurückgekommen, wo er eine große, ganz vortreffliche Daguerreotype von Jenny Lind aufgenommen hat. Hier ist er allgemein beliebt. Seine lebhafte hübsche Frau erzählt gegenwärtig, lachend und weinend zugleich, die Ereignisse ihres frühern Lebens in der Wildniß in einem Gemisch von englischer und schwedischer Sprache, welches köstlich ist. Unonius und seine Frau sind auch unter bessern Verhältnissen als früher hierher gezogen.

Unonius ist gegenwärtig in Neuyork, um der Jenny Lind seine Aufwartung zu machen und von ihr einen Geldbeitrag zur Vollendung der lutherischen Kirche in Chicago auszuwirken. Ich verbrachte einen Abend bei seiner Frau. Das fröhliche muthige Mädchen, von welchem ich erzählen hörte, als sie sich in Upsala verheirathete, um über das Meer in die Neue Welt zu reisen,

hat harte Prüfungen durch Krankheit, Entbehrungen und Sorgen beſtanden. Vier Kinder hat ſie in die fremde Erde ſchlafen legen müſſen. Einen einzigen Knaben nur hat ſie behalten. Sie war noch immer jung und hübſch, aber die Freude — — — ſie war vorüber. Ihr früherer friſcher Muth hatte ſich in ſtille Ergebung verwandelt. Sie beſaß jetzt ein kleines neugebautes Haus (in einer geſündern Lage als die, in welcher ſie früher gewohnt hatte) ganz in der Nähe der kleinen lutheriſchen Kirche. Dieſe letztere war recht ſchön, aber im Innern noch nicht vollendet. In derſelben ſah ich eine Schar von dreißig und etlichen ſchwediſchen und norwegiſchen Kindern zum Unterricht verſammelt; es waren hübſche, freundliche, helle, blauäugige Geſichter! Der größere Theil davon waren Kinder von wenig bemittelten Leuten, die rings um die Stadt auf kleinen Höfen anſäſſig waren. In der Schule lernten ſie ihre Mutterſprache und die engliſche Sprache leſen und ſchreiben. In hieſiger Gegend ſind ſehr wenige Schweden anſäſſig; in Milwaukie und der Umgegend ſowie in Wisconſin gibt es mehre.

Von Schneidau und ſeiner Frau hörte ich viel über Erik Janſon und über die Umſtände, welche deſſen Tod veranlaßten; allein ich verſpare die Mittheilung dieſer Erzählung, bis wir einander perſönlich treffen. Ein räthſelhafter Charakter ſcheint dieſer Mann geweſen zu ſein, halb Betrüger und halb — von ſich ſelbſt oder von ſeinem Dämon — betrogen.

Eines Abends, als ich Schneidaus beſuchte, ſah ich meine „Belle of Baltimore“, Hanna Hawkins, ein ſtilles, hübſches, junges Mädchen von jener Art Frauen, welche die ſchönſten Handlungen zu vollbringen im Stande ſind, ohne zu ahnen, daß ſie etwas Beſonderes thun. Sie ſind moraliſche Schönheiten und folgen ihrer Natur, wie die Blumen der ihrigen folgen.

Deutſche gibt es eine Menge in Chicago, beſonders Handeltreibende und Handwerker. Die Stadt iſt erſt

zwanzig Jahre alt und ist während dieser Zeit zu einer Stadt von fünfundzwanzigtausend Einwohnern angewachsen. Sie trägt in ihrem Wappen den Namen: „die Stadt im Garten". Und wenn die Prairie rings um die Stadt zum Garten geworden ist, dann wird sie ein Recht auf diesen poetischen Namen haben.

Helle hohe Schulzimmer habe ich hier ebenfalls gesehen und von der Schuljugend unter der Leitung eines vortrefflichen Meisters vierstimmige Lieder auf eine Weise singen gehört, die mich bis zu Thränen gerührt hat. Und wie aufmerksam, wie lernbegierig waren die Kinder! Hurrah! Der Westen baut helle Lehrzimmer, in denen die Jugend fröhlich und rein singen lernt. Der Westen muß mit Ehren vorwärts schreiten.

Meine hiesigen Freunde klagen über den chaotischen und unreinen Zustand der politischen Verhältnisse, verursacht durch die starke Emigration von den rohesten Volksmassen Europas und durch die Leichtigkeit, mit welcher diese Emigration hier das volle Bürgerrecht erwirbt. Nach einjährigem Aufenthalte in einem Staate der Union erhält der Auswanderer das Stimmrecht daselbst und nimmt an der Wahl der Staatsbehörden und der Stadtobrigkeit Theil. Niedrigdenkende politische Agitatoren bedienen sich der Unwissenheit der Auswanderer und wiegeln sie durch Reden zum Vortheil derjenigen Candidaten auf, für welche sie wirken und von denen sie bisweilen bezahlt werden. Die bessern und edlern Staatsmänner vermögen mit solchen Gaunern nicht zu wetteifern und halten sich zurück. Darum gelangen oft nicht die besten Männer ans Staatsruder. Ehrgeizige kühne Glücksritter erlangen leicht Aemter und wenn sie einmal im Amte sind, dann suchen sie sich durch allerlei Kunstgriffe und Kniffe darin festzuhalten und schmeicheln der Masse des Volkes, um ihre Popularität beizubehalten. Das unwissende europäische Volk, welches der Meinung ist, daß Könige und hohe Herren

alles Böse in der Welt verursachen, stimmen für den Mann, der am meisten gegen die Mächtigen schreit und am lautesten ausruft, daß er ein Volksmann ist.

Auch hörte ich darüber klagen, daß die skandinavischen Auswanderer nicht selten mit dem Glauben hierher kommen, Staatskirche und Religion seien Eins und wenn sie die erstere hinter sich gelassen hätten, so hätten sie auch mit der letztern nichts mehr zu thun. Der lange Gedankenzwang, unter dem sie gelegen haben, hat ihre Denkkraft bis zu diesem Grade abgestumpft und sie treten im Westen anfangs oft genug als Leugner der christlichen Kirche und jedes höhern Gesetzes auf. Das ist ganz natürlich für Menschen, die nicht daran gewöhnt sind, genau nachzudenken. Aber es ist ein Uebergangsmoment, der bei gesunden Gemüthern und in einem Welttheile nicht lange dauern kann, in welchem der Blick so wach und klar für Das ist, was das höchste Lebensprincip des Menschen und der Gesellschaft ausmacht.

Illinois ist ein junger Staat mit einer Million Einwohner, soll aber bei seinem reichen und fruchtbaren Boden wenigstens zehn Millionen Bewohner ernähren können. Das Klima ist jedoch Auswanderern aus Europa nicht günstig, denn diese leiden in den ersten Jahren ihres hiesigen Aufenthaltes schon sehr an Fiebern und andern klimatischen Krankheiten.

Morgen verlasse ich Chicago und reise über Lake Michigan nach Milwaukie in Wisconsin. Ein junger angenehmer Mann, Mr. Reed, kam gestern hier an, um mich dorthin abzuholen.

Ich bin blos wenige Tage in Chicago gewesen, gleichwol aber habe ich Menschen dort gesehen, mit denen ich gern Zeit meines Lebens leben wollte.

Aber jetzt — — — diese Gefühle für liebenswürdige Menschen, welche ich hier und da auf meiner Pilgerfahrt getroffen habe, sind gewissermaßen „ein Zelt in der Nacht", unter welchem ich dankbar ruhe.

Ich möchte länger bleiben. Aber am nächſten Morgen muß ich aufbrechen und weiter reiſen. Ich thue es mit einem Seufzer.

Lebt wohl, ihr angenehmen Menſchen in dieſer unangenehmen Stadt! Habet Dank, ihr warmen Herzen in Chicago!

Nachſchrift.

Jenny Lind iſt in Neuyork mit amerikaniſchem Furore empfangen worden — — — das Unſinnigſte von allem Unſinnigen. Die Auction von Einlaßkarten zu ihrem erſten Concert ſoll bis zu vierzigtauſend Dollars gegangen ſein. Sie hat ihren ganzen Antheil von dem erſten Concert den wohlthätigen Stiftungen in Neuyork geſchenkt. Dreihundert Ladies ſollen ſie tagtäglich belagern und Tauſende von Menſchen aus allen Ständen ſollen ihren Spuren folgen. Briefe an ſie kommen zu Hunderten des Tages. Armes Mädchen! Ein Hercules würde unter dieſer Laſt erliegen!

Fünfundzwanzigster Brief.

Watertown, Wisconsin, 1. Oct. 1850.

Der allerherrlichste Morgen! Welchen Genuß habe ich in ihm und in einer einsamen Wanderung an dem Ufer des kleinen Flusses Rockriver (einem Tributpflichtigen des Mississippi), an welchem diese kleine Stadt gelegen ist, gefunden! Mancher Gedanke flog auch himmelwärts und sagte meinen Lieben „guten Morgen!" Vor Allem aber möchte ich diese Luft und diese Sonne aus dem indianischen Sommer dieser Neuen Welt zu dir tragen, meine Agathe!

Watertown ist eine kleine, neulich erst entstandene, junge Stadt von zweitausend Einwohnern. Die kleinen netten Häuserchen, meist von Holz und weiß angestrichen, liegen geputzt und geschmückt an dem kleinen Abhange zwischen Wald und Strom zerstreut herum. Rauchsäulen steigen von ihren Herden in die stille Morgenluft hinauf und die Sonne beglänzt dieselben und diesen spiegelhellen Fluß. — „Seid ihr Sonnenblumen?" — fragte ich sie (in petto, natürlich!) — Sind Menschen in euch, wie die innern Blumen der Sonnenblumen, jede ihren Samen in sich tragend?" — So wird es sicher einmal in diesem Lande, das gleich einer riesigen Sonnenblume

ſich aus den Wellen des Oceans erhebt; allein je tiefer ich in den Weſten hineinkomme, deſto klarer wird es mir, daß es im Allgemeinen noch nicht ſo iſt, und daß die Menſchen in dem großen Weſten noch hauptſächlich für die Eroberung des materiellen Lebens, mit einem Wort von der „Business“ eingenommen ſind! Man hat noch nicht Zeit gehabt, ſich an die Sonne zu wenden.

Aber die emporſteigenden Kirchen, die Schulen, die wohlthätigen Zufluchtsſtätten und die kleinen Häuſer und Heimweſen, welche anfangen, ſich mit Blumen zu ſchmücken und Gärten um ſich her anzulegen — — — ſie zeigen, daß das Lichtleben danach ſtrebt, ſich einen Weg zu bahnen.

Von Chicago ſchrieb ich zuletzt an dich. Von da aus fuhr ich auf einem Dampfboot über den Lake Michigan nach Milwaukie, begleitet von einem jungen gemüthreichen Manne, Mr. Reed. Die Eigenthümer des Dampfbootes geſtatteten mir nicht, für die Ueberfahrt zu bezahlen. Die Reiſe war ſonnenhell und angenehm. Wir legten bei mehren kleinen Städten am Ufer an, wie z. B. bei Southbord, Elgin, Racine u. ſ. w., ſämmtlich erſt ſeit ſieben oder acht Jahren entſtanden, aber unter dem Einfluſſe der Schiffahrt und des Handels mit großer Schnelligkeit wachſend.

In Milwaukie wurde ich von Herrn Lange empfangen, einem Schweden, der dort als Kaufmann anſäſſig iſt. Er hatte mich in ſein Haus eingeladen und führte mich in ſeine Wohnung, wo mich ſeine Hausfrau, eine kleine gutherzige Irländerin, freundlich aufnahm. Es war Abends. Der nächſte Morgen war regneriſch, allein das Wetter klärte ſich bald auf und wurde wunderſchön. Den ganzen Vormittag mußte ich vor einem Strom von Herren und Damen als Löwin agiren, erhielt Geſchenke von Blumen, Büchern und Verſen, mußte dafür aber auch artig ſein, wieder und immer wieder auf dieſelben Fragen antworten, wieder und immer wieder dieſelben ſchwedi-

sche Lieder und Tänze auf dem Fortepiano spielen. Einige Personen besaßen augenscheinlich ein Interesse, welches ich mit Vergnügen und Nutzen in einer Unterhaltung mit ihnen hätte vergrößern mögen, aber ach! dieser Strom riß alle Perlen mit sich fort.

Mittags war ich in einer großen Pensionsanstalt, sah darin eine Menge schöner junger Mädchen, hielt eine Rede an dieselben, wünschte ihnen Glück dazu, daß sie amerikanische Bürgerinnen waren, und sah auch einige liebenswürdige Lehrerinnen, im Uebrigen natürlich wieder mehre Herren und Damen. Eine bedeutende Umbildung in der innern Organisation der Frauenzimmerschulen geht in den westlichen Staaten gegenwärtig vor sich, und zwar unter der Leitung einer Miß Beecher, der Schwester des begabten Predigers in Brooklyn und einer Art Directrice im Schulwesen.

Nachmittags wurde ich in einem Wagen, den mir ein Herr aus der Stadt zur Disposition stellte, herumgefahren, um mir die Stadt zu besehen. Das war sehr angenehm. Denn die Stadt ist schön, hat eine prächtige Lage auf einer Anhöhe zwischen dem Lake Michigan und dem Milwaukiefluß und wächst mit aller Macht. Vier große Schulhäuser, in jedem District der Stadt eins, glänzten mit ihren Kuppeln im Sonnenschein. Sie waren noch im Bau begriffen, alle gleich schön, wiewol ohne Pracht.

Ich besah mir einige schöne, wohlgebaute Straßen mit schönen Häusern und Läden. Das war eine ganz andere Art als in Chicago! Fast alle Gebäude in Milwaukie sind von Ziegelsteinen erbaut, und die eigenthümlichste Art von Ziegeln, welche hier an Ort und Stelle aus einer besondern Thonerde gefertigt wird und eine sanfte hellgelbe Farbe hat, gibt der Stadt ein sehr heiteres Ansehen, als ob die Sonne fortwährend darauf schien. Ich sah auch mehre schöne Landhäuser in der Nähe der Stadt mit einer prächtigen freien Aussicht über

Land und Meer. Milwaukie, nicht Chicago, verdient die Königin der Seen genannt zu werden. Eine stattliche Stadt ruht sie auf sonnenbeglänzten Höhen und wächst und breitet sich mit jedem Tage mehr aus. Fast die Hälfte der Stadt ist deutsch, und dieser Theil der Stadt wird „die deutsche Stadt" genannt und liegt am jenseitigen Ufer des Milwaukieflusses. Hier sieht man deutsche Häuser, deutsche Inschriften an den Thüren und auf den Aushängeschildern, deutsche Gesichter. Hier werden deutsche Zeitschriften herausgegeben und viele Deutsche leben hier, die nie Englisch lernen und den deutschen Stadttheil nur höchst selten verlassen. Ueberhaupt scheinen die Deutschen im Westen sich clanweise aneinander zu schließen, zusammen zu leben und sich zusammen zu vergnügen, wie in ihrem Vaterlande. Ihre Musik, ihre Tänze und ihre übrigen Vergnügungen zeichnen sie vor dem anglo-amerikanischen Volksstamme aus, der, besonders im Westen, kein anderes Vergnügen kennt als „business".

Das erinnert mich an eine Unterredung, die ich einst — ich glaube, es war in Augusta in Georgien — in einem Laden hatte, in welchen ich gegangen war, um Etwas zu kaufen. Ein Frauenzimmer im mittlern Alter stand hinter dem Ladentische und ich hörte an ihrer Aussprache, daß sie eine Deutsche war. Ich fragte sie auf Deutsch, wie es ihr in der Neuen Welt gefiele? — „O!" antwortete sie mir mit einem Seufzer — „Es ist gut genug hier, um „business" zu machen und Geld zu verdienen. Aber wenn ich nun den ganzen Tag gearbeitet habe und der Abend kommt, so habe ich hier kein „plaisir". Im alten Lande, wenn man auch mit seiner Arbeit nicht so viel verdient, hat man doch sein „plaisir", sobald die Arbeit vorüber ist. Aber hier weiß man nichts von „plaisir", sondern blos von Geschäften, Geschäfte Tag aus und Tag ein; und das ist kein angenehmes Leben."

Das war im Süden, wo die Emigration nur noch ein kleiner Fluß iſt. In den nordweſtlichen Staaten wandern aber die Deutſchen in ganzen Scharen ein, ſchließen ſich aneinander und haben „plaisir“ genug; ihre Muſik dringt dann und wann mit erweckenden Tönen zu den Ohren der Amerikaner und die deutſchen kräftigen blühenden Mädchen ziehen zuweilen die Augen der Letztern ſtark genug auf ſich, um eine Annäherung und ein Streben nach „plaisir“ zu veranlaſſen.

Abends nahm ich an einem Souper bei dem Maire der Stadt Theil, wo ich mehre recht angenehme Leute kennen lernte. Eine liebenswürdige junge Frau nahm ihr Armband von ihrem Arme und legte es um den meinigen. Ich werde die Erinnerung an ſie in meinem Herzen bewahren.

Das Haus des Maire lag auf einer Anhöhe ungemein maleriſch und blickte hinunter in ein tiefes Thal, in welchem ebenfalls Menſchen wohnten und bauten.

Es hat übrigens ſeine Gefahr, ein Haus auf einer Anhöhe zu erbauen. Du haſt z. B. auf einer Anhöhe einen Platz gekauft, groß genug für ein Haus und für ein Gärtchen; du haſt dir darauf ein ſchönes Haus gebaut, haſt Bäume und Blumen rings um daſſelbe gepflanzt und freueſt dich über dein Haus und über die prächtige Ausſicht, welche dir den ganzen See und einen großen Theil des Landes eröffnet. Das iſt heute. Morgen erfährſt du, daß das Land dicht vor deinem Hauſe von Jemand gekauft worden iſt, welcher ſeinen Theil von der Anhöhe mehre Ellen tief abzugraben beabſichtigt und unter deinem Hauſe eine Straße zu erbauen gedenkt. Du proteſtirſt und machſt vorſtellig, daß dein Haus einſtürzen muß, wenn der Boden gerade neben den Mauern deſſelben ſo tief abgegraben wird. Es hilft dir nichts. Uebermorgen ſiehſt du, wie das Abgraben unmittelbar vor deinen Mauern beginnt, und haſt die angenehme Ausſicht, nach einiger Zeit die Erdſchichten nachſtürzen,

dein Haus mit denselben zusammenfallen und einen Purzelbaum hinunter auf die neue Straße machen, dort aber, wenn dir das Glück günstig ist, das Haus in Stücken schlagen zu sehen, welches dein Todtengräber erbaut hat. Aber das ist ein düsteres Gemälde, und gleichwol sah ich es in Milwaukie vor meinen Augen. Ich möchte gern einige Zeit in Milwaukie auf diesen schönen Höhen, unter diesen freundlichen, rührigen Leuten wohnen — aber Häuser bauen dort — — — nein, dafür danke ich!

Ein Tag unter den Schweden am Pine-Lake.

Es war am Morgen des 29. Sept., als ich diese erste schwedische Ansiedelung im Westen erreichte. Ich fuhr von Milwaukie dahin, in Begleitung Herrn Lange's, der unsern kleinen Wagen auf dem keineswegs leichten Wege durch die einsame Gegend, zwanzig und etliche englische Meilen von Milwaukie, führte. Es war an einem Sonntag Morgen, ein schöner, sonnenwarmer Morgen, als wir ankamen. Die kleine schwedische Colonie am Pine-Lake, obgleich zum größern Theil auseinander gesprengt, besteht noch immer aus einem halben Dutzend Familien, die wie die Farmer in hiesiger Gegend leben. Es ist ein Seeufer so reizend und romantisch, wie man sich dasselbe nur denken kann, ein wahrhaft schwedisches Seeufer. Man kann sich daher leicht denken, wie diese Gegend die ersten schwedischen Einwanderer entzückte, sodaß sie, ohne erst den Boden zu untersuchen, den Entschluß faßten, hier ein neues Schweden zu begründen und Neu-Upsala zu erbauen.

Ich verbrachte den Vormittag mit Besuchen bei mehren schwedischen Familien. Fast alle wohnten sie in Blockhäusern und schienen sich in ziemlich beschränkten Ver-

hältniſſen zu befinden. Am beſten unter ihnen ſtand ſich ein Schmied — der, ſoviel ich weiß, auch in Schweden Schmied geweſen war — der ſich ein hübſches kleines „Farmhaus" im Walde erbaut hatte, ein hübſcher Mann war und eine junge hübſche Norwegerin zur Frau hatte. Auch ein Herr Bergwall, der in Schweden Gutsbeſitzer geweſen, hier aber ein tüchtiger Bauer geworden war, hatte einige Tonnen gutes Land erkauft, bearbeitete daſſelbe mit Eifer und Kraft, ſtand ſich gut dabei und war eine beſonders heitere, gutmüthige, ſchwediſche Natur. Er hatte ſchönes Vieh, deſſen Pflege er ſelbſt beſorgte, und eine gute Ernte von Mais ſtand draußen auf dem Felde, um im Sonnenſchein zu trocknen. Er hatte an ſein Blockhaus ein kleines „Farm-house" angebaut, um das erſtere zu erweitern, und in dem Blockhauſe hatte er eine der hübſcheſten, freundlichſten und angenehmſten jungen ſchwediſchen Frauen mit ſo friſchen roſenrothen Wangen, wie man ſie nur ſelten in Amerika ſieht, und zwar obgleich ſie gegenwärtig einen kleinen Knaben im Alter von vier Wochen, ihr erſtes Kind, ſtillte und alle Arbeit im Hausweſen ganz allein mit einer jüngern Schweſter zu beſorgen hatte. Es war ein fröhliches und glückliches Haus, ein gutes ſchwediſches Haus mitten in den Einöden Amerikas. Und das Mittageſſen, welches ich daſelbſt einnahm, war bei aller ſeiner Einfachheit ausgeſucht gut und beſſer als irgend eins, welches ich jemals in Amerikas großen prächtigen Hôtels gegeſſen hatte. Gegenwärtig waren hier zehn Schweden bei ihnen, meiſt junge Männer, einer der Letztern verlobt mit der ſchönen jungen Schweſter der Hausfrau. Ausgezeichnete Milch, vortreffliches Brot und Butter, die leckerſten Seevögel und leckere Torte, die Herzlichkeit in ihrer Gaſtfreundſchaft, die fröhliche geſunde Gemüthlichkeit bei Tiſche, die ſchöne ſchwediſche Sprache, in welcher Alle redeten — — Alles machte mir dieſe Mahlzeit zu einem wahren Feſte.

Unsere junge hübsche Wirthin sorgte für den Tisch, ging zuweilen hinaus in die Küche (in das Nebenzimmer), um nach dem Essen am Feuer oder nach ihrem Knaben in der Wiege zu sehen, wenn er nach seinem Mittagessen schrie, kam dann wieder zu uns, und ihr gutmüthiges Lächeln erglänzte und ihre frischen Rosenwangen blühten, trotz ihres sorgenvollen Blickes in den klaren blauen Augen. Beide Schwestern waren blond mit runden Gesichtern, blauen Augen, hellen Haaren, weißer Haut, frischen schönen weißen Zähnen, schlanke Gestalten, echte Schwedinnen, besonders war die junge Frau ein schönes Exemplar einer jungen Schwedin.

Nachmittags führte mich die junge Frau durch einen kleinen Waldweg hinunter an den ungemein schönen See Pine-Lake, in dessen Nähe (aber tiefer im Walde) ihre frühere Wohnung gelegen war und um welche auch die übrigen schwedischen Wohnungen herum lagen. Unterwegs fragte ich sie über ihr Leben aus und erfuhr nun, jedoch ohne die mindeste Klage, die mannichfachen Beschwerden desselben. Die Schwierigkeit, Hülfe bei der Arbeit oder Das, was wir Knechte und Mägde nennen, zu bekommen, ist eine der größten Beschwerden für die neuen Ansiedler im Westen. Sie müssen die Hülfe entweder sehr theuer erkaufen (und oftmals ist sie um keinen Preis zu erkaufen) oder sie müssen sich ohne dieselbe behelfen. Und wenn dann die Arbeitskräfte fehlen, wenn Krankheit oder sonst ein Unglück kommt, dann ist die Noth da. Es bedarf großer Liebe und großen Vertrauens, um unter solchen Umständen zu wagen, sich hier niederzulassen. Aber Beides lebte auch in dem Herzen dieser jungen Schwedin, und ihre Augen glänzten, wenn sie von ihrem Manne, von dessen gutem Herzen und von seiner frischen Kraft und von seinen frischen Sinnen sprach. Während wir an dem stillen See standen, bekränzt von herbstprächtigen belaubten Bäumen und Gebüschen, hörten wir die fröhliche Stimme des Mannes,

der die Ochsen zur Tränke trieb, und bald darauf sahen wir die stattlichen Hörner der letztern durch das dichte Laubwerk dringen. Unser heiterer lebhafter Wirth war hier ein rüstiger Ochsentreiber.

Von hier begaben wir uns zu der ältesten Ansiedelung am Pine-Lake, wo uns die Mutter der Frau Bergwall, eine Witwe Petterson, mit dem Kaffee erwartete. Ich fuhr mit Herrn Lange in unserm kleinen offenen Wagen dahin. Die übrigen schwedischen Familien fuhren mit Ochsen. Ein junger schwedischer Mann, mit einer ältern Amerikanerin (einer dicken Witwe) verheirathet, war auch unter der Gesellschaft. Ich sah sie durch den Wald ziehen, sie mit dem Sonnenschirm auf dem Wagen sitzend, während ihr junger Mann die Ochsen antrieb. Einer von Frau Petterson's Söhnen, ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ritt vor uns her durch den Wald und zeigte uns den Weg durch dessen Labyrinth.

So gelangten wir an ein Blockhaus (das einem unserer freundlichen Bauerhäuser in Arsta glich), auf einer grünenden Anhöhe gelegen, mit der allerschönsten Aussicht über den See, den man von hier aus in seiner ganzen Ausdehnung sah.

Frau Petterson, eine große, früher sehr schöne Frau, kam mir entgegen, gestützt auf ihren Krückstock, mit gekrümmtem Rücken, aber das redliche Gesicht von Wohlwollen strahlend. Sie ist noch nicht funfzig Jahre alt, aber durch Mühen und Kümmernisse vor der Zeit gealtert und gebrochen. Ich sah in ihr einen echten Typus einer schwedischen Bürgersfrau mit dem überfließenden Herzen, das so leicht in die Augen überquillt, in Worten und im Ausdruck, mit dem Herzen, das nicht peinlich abmißt, was die Hand gibt oder die Zunge spricht — eine prächtige, warmherzige alte Frau, die ebenso gern tractirt, als sie lebt. Sie erfreute uns mit

dem köſtlichſten Kaffee und würzte den warmen Trank mit warmen wohlwollenden Blicken und Worten.

Ihr Mann hatte hier als Landwirth begonnen, aber er und ſeine Frau waren der harten Arbeit ungewohnt. Sie hatten ſchlechten Boden (außer Bergwall's Antheil ſchien der ganze Boden am Pine-Lake mäger zu ſein), ſie entbehrten des Beiſtands und der Bequemlichkeit, ſie hatten viele Kinder und bekamen noch mehre; ſie litten unglaublich viel. Frau Petterſon mußte, während ſie ihre Kinder ſtillte, die ſchwerſten Arbeiten verrichten. Knieend, von Gichtſchmerzen zuſammengezogen, mußte ſie oft die Wäſche des Hauſes reinigen.

Ihr Mann mußte endlich die Landwirthſchaft aufgeben, er wurde Schuhmacher und war ſo glücklich, durch dieſe Profeſſion den nothdürftigen Lebensunterhalt für ſich und die Seinigen zu gewinnen. Gegenwärtig war er ſchon ſeit mehren Jahren todt und ſeine Witwe ſchickte ſich an, die kleine Beſitzung, welche ſie nicht länger bearbeiten konnte, zu verlaſſen und zu ihrem Schwiegerſohn Bergwall zu ziehen.

Sie ſelbſt fühlte ſich abgenutzt und alt, vor der Zeit vorüber, wie ſie ſagte, aber ſie bereute doch nicht, nach Amerika gekommen zu ſein, denn ſie dachte an ihre Kinder und an die Zukunft, welche ſich für dieſelben in der Neuen Welt öffnete, reicher und glücklicher als die Zukunft, welche ihnen ihr Vaterland geben konnte; ſie war zufrieden damit, ihnen dieſe Zukunft durch das Opfer ihres Lebens erkauft zu haben; ſie war zufrieden, vor der Zeit in ihr Grab zu gehen und dort ihre Krücke ablegen zu dürfen.

Ihre Kinder, vier Söhne und vier Töchter (die beiden jüngſten Töchter hier geboren und noch Kinder) waren alle hübſch, einige von ihnen ſogar ausgezeichnet ſchön, beſonders die beiden jüngſten Söhne Knut und Sten. Sten ruderte mich in einem Eichſtock an den Ufern dieſes ſchönen Sees umher. Er iſt ein ſchöner,

schlanker, siebzehnjähriger Jüngling, und wie er dasaß in seinen weißen Hemdärmeln mit blauseidener Weste, mit den klaren dunkelblauen Augen, dem reinen gutmüthigen Ausdruck in dem jugendfrischen Gesicht, war er wirklich das Ideal eines Hirten der Idylle. (Die Schwestern rühmten mir heimlich Sten und Knut als „ein paar innig gute und herzige Buben", die Alles für die Schwestern und für das Haus thäten.)

Wir fuhren die belaubten Ufer entlang, die sich mit ihren prächtigen Herbstfarben in dem spiegelhellen See spiegelten. Hier, auf einer weit herausschießenden Landzunge, bedeckt von glänzenden Laubmassen, sollte „Neu-Upsala" erstehen. So dachten Unonius und seine Freunde, als sie zuerst in diese wilde Gegend kamen und von deren Schönheit entzückt wurden. Ach! diese wilde Gegend wollte Upsalas Söhne nicht dulden. Ich sah die öde Wohnung, in welcher er (Unonius) und Scheidau vergebens mit der Noth gekämpft, vergebens zu leben versucht hatten.

Aber die Gegend — sie ist lieblich und schön, schwedisch schön, denn düstere Tannen mischen sich mit Laubgehölz und der Wald dehnt sich hinunter bis an den See, wie bei unsern Seen, wo der Neck im Mondenschein sitzt und die Harfe spielt und unter dem grünen Laubgewölbe singt. Die Sonne ging eben unter. Es war ein nordisches Schauspiel, auch in der Beziehung, daß es kalt war und der Sonnenuntergang nicht den in Amerika gewöhnlichen glühenden Farbenglanz hatte.

In die Blockhütte zurückgekehrt, verbrachten wir den Abend, einundzwanzig Schweden zusammen, unter Spielen, Gesängen und Tänzen auf wahrhaft schwedische Art.

Während der ganzen Zeit auf meiner Reise in den Westen hatte ich in meinen Gedanken eine Rede herumgetragen, die ich meinen schwedischen Landsleuten im Westen halten, in der ich ihnen Grüße aus ihrem Vaterlande bringen und sie auffodern wollte, ein neues Schwe-

den in dieſer Neuen Welt zu ſchaffen. Ich wollte ſie an das Große erinnern, was ihr altes Vaterland in ſeinen Erinnerungen, Gedanken, in ſeiner Sitte und Art hat, ich wollte ihre Gemüther mit der Eingebung eines neuen Skandinaviens erfüllen. Ich war oft tief gerührt worden durch den Gedanken an die Worte und Gedanken, die ich ausſprechen wollte. Aber jetzt, als ich mich an dem Ort und an der Stelle befand, wonach ich mich geſehnt hatte, und an meine Rede dachte, da — — — wollte ſie nicht heraus. Und ſie kam auch nicht heraus. Ich fühlte mich glücklich, bei meinen Landsleuten zu ſein, glücklich, ſie hier ſo liebenswürdig und noch ſo ſchwediſch mitten im fremden Lande zu finden. Aber ich fühlte mehr Anſatz zur Heiterkeit als zur Feierlichkeit. Und ſo las ich denn der Geſellſchaft die kleine nordiſche Sage „Der Tannenbaum", von H. C. Anderſen, vor und foderte dann meine Landsleute auf, ſchwediſche Lieder zu ſingen. Die ſchönen ſchwediſchen Stimmen verleugneten ſich auch hier in der Neuen Welt nicht, und ich wurde ganz feierlich geſtimmt und tief gerührt, als die Männer unter Bergwall's Leitung mit ihren hellen Stimmen friſch ertönen ließen:

„Auf Schweden, für König und Vaterland!"

Und hernach noch mehre alte vaterländiſche Lieder. Die ſchwediſche Gaſtfreundſchaft und Heiterkeit, der ſchwediſche Geſang lebte hier ſo friſch wie irgendwo im alten Lande.

Die alte Petterſon ſorgte für ein tüchtiges Tractament, fehlerloſen Kaffee und Thee, ausgeſucht gutes Wild, Früchte, Torte und mehre gute Sachen, reich und lecker zubereitet, wie auf einer fürſtlichen Tafel. Die jungen Söhne des Hauſes warteten auf. (Daheim in Schweden würden dies die Töchter des Hauſes gethan haben.) Alle waren gemüthlich und heiter.

Nach dem Eſſen gab es wiederum Geſang und dann Tanz. Die alte Petterſon gab den Ton zu jedem neuen

Lied, welches vorgeſchlagen wurde, mit einer ſtarken, reinen (aber etwas gellenden) Stimme an, „ſowie ſie dieſelbe — wie ſie ſagte — nicht durch Kunſt, ſondern von der Natur ſeit Beginn der Welt erhalten hatte.“ Die alte Petterſon würde auch am Tanz und an der Polska Theil genommen haben, wenn ſie nicht durch ihre rheumatiſchen Leiden daran gehindert worden wäre. Ich foderte den ehrlichen ſchwediſchen Schmied zum Tanz auf und führte mit ihm die Verneigungspolska an, welche Alt und Jung mit ſich zog und Alle dermaßen elektriſirte, daß die jungen Herren hohe Sprünge machten und die dicke Amerikanerin vor übermäßigem Lachen auf eine Bank hinfiel. Endlich tanzten wir rund um das Haus. Später gingen wir an dieſem ſchönen Abend hinunter an den Seeſtrand und ſangen das Sternenlied von Tegnér unter dem hellen Sternenhimmel. Als wir uns endlich voneinander trennen mußten, bat ich die alte Petterſon, einen ſchwediſchen Abendpſalm zu ſingen, und wir Alle ſtimmten in den Pſalm ein:

„Nun ruht die ganze Erde.“

Dann ſchieden wir mit herzlichem Handſchlag und Wünſchen des Wohlergehens voneinander. Und Jedes ging heim zu den Seinigen in dieſer ſternenhellen Nacht.

Ich blieb bei Frau Petterſon zurück, nicht ohne Unruhe wegen der Ausſichten auf meine nächtliche Ruhe; denn ſo reichlich auch unſere Abendmahlzeit geweſen war, ſo zeugte doch der Zuſtand des Hauſes von dem größten Mangel an allen gewöhnlichen Lebensbedürfniſſen. Ich mußte mit der alten Petterſon in einem Bett zuſammenliegen, während ſechs Kinder und Kindeskinder in dem Nebenzimmer, welches die Küche war, lagen. Unter dieſen war auch die junge Frau Bergwall mit ihrem kleinen Knaben und mit ihrem kleinen Stiefſohn. Als ſie beim Einbruch der Nacht nach Hauſe fahren wollte, und zwar mit Herrn Lange's Pferden, wurden dieſe in der tiefen Dunkelheit des Waldes ſcheu und wollten nicht

weiter gehen. Sie selbst wurde furchtsam und wagte nicht, sich und ihr kleines Kind den Pferden anzuvertrauen. Bergwall begab sich daher allein nach Hause, indem er zu Fuße durch den Wald ging, und ich hörte seine Frau ihm zurufen: — „Lieber Bergwall, melke die weiße Kuh recht gut, und zwar noch heute Abend!“ — (Nb. Hier zu Lande sind es die Männer, welche die Kühe melken und alle Geschäfte außer dem Hause besorgen.) Er rief ein fröhliches Ja zurück. Und Frau Bergwall und ihre Mutter baten mich um Entschuldigung, daß so viele Personen im Hause übernachten müßten u. s. w. Entschuldigungen gegen mich, die Fremde, welche in ihr Haus eindrang! Ich war Diejenige, welche Entschuldigungen zu machen hatte. Und lieber hätte ich draußen vor dem Hause liegen, als auch nur die geringste Unzufriedenheit oder Verdrießlichkeit über irgend Etwas im Hause zeigen mögen. Und als Frau Petterson, nachdem sie sich niedergelegt hatte, zu mir sagte: — „Ach, Mamsell Bremer, wie Vieles kann doch der Mensch entbehren, was er nicht für möglich hält!“ —, seufzte ich: — „Ja, ja!“ —, gab den Gedanken auf, eine Lichtscheere zu suchen, die sich nicht fand, löschte das Licht mit einem Stückchen Papier aus und kroch auf meinen Antheil von dem Bett, wo ich zwar nur sehr wenig Schlaf genoß, aber doch recht gut ausruhte. Ich freute mich am nächsten Morgen darüber, daß ich mich wohl befand, und stand mit der Sonne auf. Diese leuchtete etwas matt durch den Nebel über die schöne Gegend des Sees. Es war ein kühler feuchter Morgen; aber die warmherzigen Menschen, der warme treffliche Kaffee und die gastfreie Bewirthung erwärmten Leib und Seele.

Mit herzlicher Rührung und Dankbarkeit nahm ich nach dem Frühstück Abschied von meinen schwedischen Freunden. Frau Petterson wollte mir die einzige Kostbarkeit schenken, welche sie noch besaß — — — einen großen, großen goldenen Ring. Aber ich vermochte nicht,

ihn anzunehmen. Wie reich hatten sie mich nicht schon beschenkt! — Wir trennten uns nicht ohne Thränen. Die liebenswürdige junge Mutter, deren Wangen wie die wilden Rosen blühten, begleitete mich durch den Wald, indem sie still und freundlich neben dem Wagen herging. Schweigend schieden wir voneinander mit einem herzlichen Händedruck und mit einem innigen Blick. Diese schöne junge Schwedin war die schönste Blume der amerikanischen Wildniß. Sie wird die letztere verschönern und veredeln.

Herzlichkeit und Gastfreiheit, Ernst und Heiterkeit in einem reinen Familienleben — diese Charakterzüge eines schwedischen häuslichen Lebens (wenn dieses Leben nämlich ein gutes ist) müssen von schwedischen Ansiedlern in die Wildnisse des Westen getragen werden, wie es hier geschehen ist. Dieser Tag unter den Schweden am Pine-Lake, diese stattliche alte Frau, diese schönen warmherzigen Männer, diese schönen, schüchternen und freundlichen Frauen, dieses liebreiche Familienleben, diese reiche Gastfreundschaft in armen Hütten sind mir Bürgen dafür. Die Schweden müssen auch in der Neuen Welt Schweden bleiben; ihre Tänze und Spiele, ihr Nationalleben und ihr Charakter, ihre Sternengesänge und Psalmen müssen dem Westen ein neues Element von Leben und Schönheit geben. Sie müssen dem Volke in diesem Lande zeigen, daß Ernst und Heiterkeit recht wohl zusammen gedeihen können und daß man des Sonntags wie an andern Tagen fromm und doch zugleich fröhlich sein kann. Und sie ihrerseits müssen an dem amerikanischen Volke die Ordnung und die Ausdauer, das System des Lebens lernen, die ihnen noch fehlen. Ein neues Skandinavien wird eines Tages im Mississippithal, in dieser großen Versammlung der Völker, erblühen, mit Männern und Frauen, mit Spielen, Gesängen und Tänzen, mit Tagen, die so heiter und unschuldsvoll sind wie dieser Tag unter den Schweden am Pine-Lake.

Im Laufe dieses Tages hatte ich allen Schweden, mit denen ich zusammentraf, Fragen über die Aussichten und Erwartungen vorgelegt, die sie in diesem neuen Lande im Verhältniß zu den Aussichten und Erwartungen in ihrem Vaterlande haben könnten. Ihre Antworten waren alle ziemlich übereinstimmend und ließen sich in Folgendem zusammenfassen:

— „Würden wir in Schweden so hart arbeiten, wie wir es hier thun, so würden wir uns dort eben so wohl, oft sogar noch besser befinden wie hier.

— „Niemand, der nicht an harte Feldarbeiten gewöhnt ist, kann hier Ackerbauer werden.

— „Niemand, der sich in seinem Vaterlande einigermaßen wohl befindet, sollte hierher übersiedeln, wenn er eine zahlreiche Familie hat, insofern er es nicht seiner Kinder halber thut; denn die Kinder haben hier bessere Aussichten in die Zukunft als in ihrem Vaterlande. Sie können hier die Schulen unentgeltlich besuchen, erhalten guten Unterricht und finden dann leicht Gelegenheit zu ihrem Unterhalt.

— „Aber die Alten, die an harte Arbeit und an die Entbehrung aller Bequemlichkeiten des Lebens nicht gewöhnt sind, sie können dem Klima, den Krankheiten und den zahlreichen andern Beschwerden, die ihnen hier begegnen, nicht lange widerstehen.

— „Junge, unverheirathete Leute können in Gottes Namen hierher kommen, wenn sie damit anfangen wollen, bei Andern in Dienst zu treten. Als Diener in den amerikanischen Häusern werden sie gut genährt und gut gekleidet und erhalten gute Bezahlung, sodaß sie bald eine hübsche Summe zurücklegen können. Für junge rasche Leute ist es hier nicht schwer, sich durchzuschlagen. Aber sie müssen darauf vorbereitet sein, tüchtig zu arbeiten und anfangs von dem Klima und von den Krankheiten, die hier zu Lande häufig sind, hart zu leiden.

— „Die Norweger ſchlagen ſich im Allgemeinen hier beſſer durch als die Schweden, denn ſie denken mehr daran, zu arbeiten und zu ſparen, und weniger daran, ſich zu vergnügen als wir. Auch wandern ſie in größern Maſſen aus und können einander in ihren Arbeiten bei ihrer Coloniſation beiſtehen."

Abends hatte ich bei Frau Petterſon einen Bauer aus Norwegen geſehen, der mit ſeinem Sohn kam, um ihr Gehöft zu beſehen, weil er Luſt hatte, es zu kaufen. Er war vor kurzer Zeit von Schweden hierher gekommen, aber — wie er ſagte — blos „um ſich hier umzuſehen". Aber es gefiel ihm hier, und ſo wollte er denn wieder nach Hauſe reiſen, ſeine Frau, ſeine Kinder und ſeine Sachen holen und dann hierher zurückkehren, um ſich hier niederzulaſſen. Dieſer Mann war eins der ſchönſten Exemplare eines ſkandinaviſchen Bauers, hochgewachſen, ſtarkgegliedert, mit reinen regelmäßigen Geſichtszügen, mit großen, dunkeln, blauen Augen, das Haar über der Stirn geſcheitelt und auf beiden Seiten des Kopfes gerade herabfallend, ein kräftiges, ehrliches, gutes und edles Geſicht, ſowie man es gern anſieht. Sein Sohn war noch ſehr jung, verſprach aber ſeinem Vater an männlicher Schönheit gleich zu werden. Es thut mir innig leid, daß ſolche Perſönlichkeiten Schweden verlaſſen. Doch — — — das neue Schweden in der Neuen Welt hat ſein Gutes von ihnen!

In der aufſteigenden Septemberſonne zogen Herr Lange und ich auf den verſchlungenen Wegen des Waldes dahin, bis wir den großen Landweg erreichten, an welchem ich die Diligence auf dem Wege nach Madiſon erwarten ſollte, während Herr Lange nach Milwaukie zurückzukehren beabſichtigte.

Es liegen in dieſer Gegend höchſt reizende Landſeen mit ſehr romantiſchen Ufern, und tagtäglich entſtehen mehr Wohnungen um dieſe Ufer. Ich hörte unter dieſen Seen den Silberſee, den Rob-Maddinſee und den Naſchotaſee

nennen, letzterer ein ungemein schöner Landsee, in dessen Nähe ich die Diligence erwartete. Hier befand sich ein neuerbautes, schönes Landhaus und mehre entstehende Anlagen. Der wilde dichte Wald mußte sich hier und da öffnen und freie Aussichten über den romantischen See eröffnen.

Die Diligence kam. Sie war mit Herren angefüllt; allein diese rückten zusammen und ich wurde zwischen zwei Fremde eingeklemmt. Mit beiden Händen auf meinen Regenschirm wie auf einen Stock gestützt, wurde ich unbarmherzig hin und her geschüttelt oder vielmehr geworfen auf den neugeborenen Wegen von Wisconsin, die durchaus gar keine Wege, sondern blos Fortsetzungen von Gruben, Hügeln und Wasserlöchern sind, in welche letztere bald das eine, bald das andere Wagenrad tief einsank, während das andere Rad hoch in der Luft stand. Zuweilen hing der Wagen halb umgestürzt in einer Grube fest und es dauerte eine gute Weile, ehe er wieder herausgezogen wurde, um gleich darauf eben so tief auf der andern Seite zu versinken. Ich fand diese Art und Weise, zu fahren, fast unglaublich, und konnte nicht begreifen, wie man auf diese Weise wirklich fahren und auch wirklich von der Stelle kommen konnte. Dann fuhren wir ein langes Stück im Wasser, und zwar so tief, daß ich jede Minute erwartete, die ganze Equipage schwimmen oder versinken zu sehen. Und als wir das Land wieder erreichten, geschah es nur, um auf die wunderbarste Weise den Weg über Stöcke und Baumstümpfe fortzusetzen. Man tröstete mich jedoch damit, daß die Diligence „very often“ nicht umzustürzen pflege! Und zu meinem Erstaunen kam ich auch, ohne umgeworfen worden zu sein, nach Watertown; allein ich hatte keine Lust, von da weiter zu fahren, sondern beschloß, dort zu übernachten.

Madison, 5. Oct. 1850.

Ich setze meinen Brief in der Hauptstadt von Wisconsin fort, in einer kleinen hübschen Stadt (meist aus Landhäusern und Gärten bestehend) mit der allerschönsten Lage zwischen vier Seen mit Ufern, die von Laubwäldern bekränzt sind. Ich befinde mich hier in einem guten und schönen Hause, am Ufer des Sees, mit allem Comfort des Lebens, von guten gebildeten Menschen und Freunden umgeben.

In Watertown machte ich die Entdeckung, daß der Director der Postwagengesellschaft von Wisconsin Befehle gegeben hatte, mir freies Reisen auf der Post durch den ganzen Staat zu gewähren. Und der Wirth des Gasthauses, in welchem Alles sehr angenehm und sehr gut war, wollte für meinen Aufenthalt in seinem Hause durchaus nichts bezahlt nehmen, sondern dankte für mein „call" in sein Haus.

In Watertown machte ich Bekanntschaft mit einigen Dänen, die dort wohnhaft waren, und verlebte einen sehr angenehmen Abend bei einem derselben, welcher sich kurz vorher mit einer jungen hübschen Norwegerin verheirathet hatte. Sie befanden sich wohl und schienen sich auch in dieser Stadt zu gefallen, wo sie sich durch den Handel schnell bereichert hatten. Nicht ganz so wohl befand sich ein älterer Herr (ebenfalls ein Däne), der ein Amt in der Stadt bekleidete, sich aber über Mangel an geselligem Leben und an belebenden Zerstreuungen während der langen einsamen Abende beklagte! Er war Witwer, und ein Witwer und ein Mann ohne Frau und ohne häusliches Leben hat in Amerika ein ödes vereinsamtes Leben, besondes in kleinen Städten und auf dem Lande.

Ich trennte mich mit Wehmuth von dieser kleinen freundlichen Stadt, um nach Madison zu reisen. Mein Koffer war durch ein Misverständniß von Watertown

mit einer Diligence fortgegangen, ich wußte nicht, mit welcher und wohin. Aber Dank sei dem elektrischen Telegraphen, der die telegraphische Botschaft von diesem Unglücksfall sogleich nach drei verschiedenen Richtungen hintrug, sodaß ich am nächsten Tage meinen verlorenen Koffer wohlbehalten wieder bekam.

Merkwürdig ist es, daß überall durch dieses junge Land, längs seiner elenden Wege (die gar keine Wege sind) die elektromagnetischen Fäden von Baum zu Baum, von Pfahl zu Pfahl über das Prairieland gehen und Städte und Dörfer in Verbindung miteinander bringen.

Der Weg nach Madison war schlecht, glich aber mehr einem wirklichen Weg als der zwischen Milwaukie und Watertown. Wir waren blos wenige Personen in der Diligence und ich konnte mich darum ein wenig bequemer darin setzen; ein sanftes Nordlicht tanzte strahlend über das Prairieland, durch das wir in der sternenhellen Nacht fuhren, und Leuchtfliegen glimmten den Weg entlang im Grase. Die Reise war nicht unangenehm. Die weiten, öden, grünenden, wogenden Felder und der weite sternenbesäete Raum über ihnen hatten etwas Großartiges und Ruhiges. Und ich saß schweigend und still.

Schlag halb Zwölf des Nachts war ich in Madison, wo ich im Gasthofe nur mit Mühe ein Zimmer bekam und Jemand finden konnte, der mir Rede stand. Aber am nächsten Tage fand ich Haus, Heimat und Freunde; und Alles war vortrefflich.

Ich bin bei einer Familie Namens Fairchild. Der Familienvater, welcher Richter im Staate Wisconsin ist, befindet sich jetzt nicht hier, aber seine Gattin und ihre junge neuvermählte Tochter, die im Hause der Aeltern wohnt, gewähren mir das angenehmste häusliche Leben. Man kann sich kaum ein behaglicheres Bild denken als das, welches hier von drei Generationen, von Mutter, Tochter und Tochtertochter, gebildet wird. Die ältere Frau ist fein und angenehm, noch immer hübsch; die

Tochter, mit einem gewiſſen Zug von Jenny Lind und mit einem Ausdruck von unausſprechlicher Güte in ihrem blonden Angeſicht, iſt eine allerliebſte junge Frau; ihr kleines Kind endlich gehört zu jenen lieblichen jungen Weſen, die nicht blos von der Mutter und von der Großmutter, ſondern auch von jeder fremden Perſon als eine Ausnahme betrachtet werden müſſen und von günſtigen Mächten ſchon in der Wiege mit mehr als gewöhnlicher Anmuth begabt worden ſind. Als ich heute Morgen die junge Mutter ſtehen ſah, wie ſie ihr Kind auf dem Arme hielt und ſo wieder von den Armen ihrer Mutter umſchloſſen wurde, die ganze Gruppe ſchweigend und unbeweglich im ſonnenbeglänzten Zimmer ſtehend, alle Drei glücklich in ihrer gegenſeitigen Liebe ruhend, ſo mußte ich denken: — „Warum ſucht man den Tempel der Sonne glänzend hoch über der Erde? — Iſt nicht jede Sonnenblume ein Tempel, ſchöner als die Tempel Perus und Salomo's? — Und dieſe Menſchen, die im Geiſte und in der Wahrheit lieben und anbeten, ſind ſie nicht die wahren Sonnenblumen, der wahre Tempel der Sonne auf Erden?“

Die männliche Abtheilung des Hauſes beſteht gegenwärtig aus dem jungen Sohn im Hauſe und aus dem Mann der jungen Frau.

6. Oct.

Soeben bin ich aus der Kirche zurück. Der Prediger hielt eine ſtrenge Strafpredigt an die Herren des Weſten. Er ſetzte alle ſeine Hoffnungen auf die Frauen und pries deren Thätigkeit im Weſtlande. Auf dieſe nicht ganz billige und auch nicht ganz wohlüberlegte Strafpredigt folgte das Abendmahl, ſtill, heilig, heiligend, ſeinen edeln Wein in den ſchwachen mangelhaften Kelch ergießend, mit Worten, die nicht Menſchenworte waren — mit einer Kraft, die nicht Menſchenkraft war.

Nach dem Gottesdienſte verſammelte ſich die Sonntags-

schule, in welcher junge hübsche Frauenzimmer jedes seine Classe von armen Kindern unterrichtet. Und wie mütterlich, wie zweckmäßig thaten sie dies, besonders meine junge Wirthin, Mrs. Dean, die ich bei der Uebung ihres mütterlichen Berufs mit dem innigsten Vergnügen betrachtete.

Das Wetter war sonnenhell, obgleich kalt, und ich wünschte den Nachmittag zu einer Spazierfahrt auf die schönen Seen und zum Besuch ihrer Ufer zu verwenden. Aber: — „Es ist Sonntag!" — wurde mir lächelnd geantwortet; und am Sonntag darf man sich hier nicht einmal an Gottes schöner Natur vergnügen. Aber in der Kirche schlafen — — — das darf man ungehindert.

7. Oct.

Ich hatte von einem blühenden norwegischen „settlement" Namens Koskonung, etwa vierundzwanzig englische Meilen von Madison entfernt, sprechen hören, und als ich meinen Wunsch äußerte, dasselbe zu besuchen, erbot sich eine junge freundliche Frau Collin, mich mit ihrem Wagen und ihren Pferden dahin zu bringen.

Tages danach machten wir uns auf den Weg in einem kleinen offenen Wagen mit einem norwegischen Burschen als Fuhrmann. Das Wetter war mild und sonnig und der Wagen rollte leicht über den Boden dahin, der hier aus Hochland bestand und eine harte Oberfläche und natürlich gute Wege besaß. Der ganze erste Theil des Weges zog sich durch neues, oft noch ganz wildes, unbebautes Land, das überall einem englischen Park mit berasten Anhöhen und Thälern (das Gras wogte hoch und goldgelb) und lichten Eichenwäldern glich. Die Bäume waren nicht hoch und der Erdboden unter ihnen so frei von Buschholz, als wenn das letztere ganz sorgfältig ausgerodet worden wäre. Man schreibt dies dem Gebrauche der Indianer zu, auf dem berasten Boden alljährlich Feuer anzuzünden, durch welche der

junge Anwuchs von Büschen und Bäumen vernichtet wird; und bis vor wenigen Jahren ist diese Gegend von den Indianern bewohnt worden.

Im weitern Verlauf des Weges wurde das Land ein wenig cultivirter. Man erblickte hier und da ein grobgezimmertes Blockhaus mit dabeiliegenden Maisfeldern, auch neugesäeten Weizen. Dann kamen wir auf eine große Prairie, „Liberty prairie“ genannt, die gar kein Ende zu nehmen schien. Unsere Pferde waren müde und die Dunkelheit begann anzubrechen. Erst ganz spät Abends und in völliger Dunkelheit kamen wir nach Koskonung, und unser junger Fuhrmann, der von da gebürtig war, fuhr uns sogleich vor das Haus des norwegischen Geistlichen. Auch dieses war blos ein kleines Blockhaus.

Der norwegische Geistliche, Herr Preuß, war erst vor wenigen Monaten aus Norwegen hier angelangt. In der Küche, in welcher ein tüchtiges Feuer leuchtete, stand seine liebe hübsche Frau und kochte Grütze, als ich eintrat und sie in schwedischer Sprache begrüßte. Sie schien anfangs erstaunt und erschrocken über diesen späten Besuch, denn ihr Mann war in Amtsgeschäften abwesend und sie wohnte hier mit ihrem kleinen Bruder und einer alten Magd ganz allein. Aber mit echter nordischer Gastfreundschaft und mit herzlichem Wohlwollen nahm sie uns auf und wollte alles Mögliche in der Welt thun, um uns zu erquicken und zu beherbergen. Da das Haus klein war und auch die Mittel gering schienen, so fuhr die gute Frau Collin mit ihrer jüngern Schwester zu einem amerikanischen Farmer, der ein Stück weiter entfernt wohnte. Ich blieb über Nacht bei der hübschen kleinen Norwegerin. Sie war erst neunzehn Jahre alt, sehnte sich nach ihrer Mutter, nach ihrer Heimat und nach den Bergen ihres Vaterlandes und befand sich höchst unwohl in diesem fremden Lande und in ihren neuen Verhältnissen, an welche sie nur wenig

gewöhnt war. Sie war ſchön, fein und liebenswürdig; ihr ganzes Aeußere, ihre Kleidung, die Guitarre, die an der Wand hing, Alles zeugte davon, daß ſie in einem Kreiſe gelebt hatte, der dem Blockhaus in dieſer Einöde unter Bauern ſehr unähnlich ſein mußte. Das Haus war nicht gut verwahrt; man konnte durch das Dach ſehen. Ihr Mann, mit dem ſie ſich erſt ganz kürzlich in Norwegen verheirathet hatte und dem ſie aus Liebe in die Neue Welt gefolgt war, befand ſich jetzt ſeit mehren Tagen abweſend; ſie hatte keinen Freund und keinen Bekannten weder in der Nähe, noch in der Ferne in dieſem neuen Welttheil. Darum war es kein Wunder, daß ſie nicht Alles in „dieſem garſtigen Amerika" ſchön und gut finden konnte. Aber ein ſo reizendes und gutherziges Weſen, wie ſie, wird unter dem warmherzigen Volke hier zu Lande nicht lange einſam bleiben.

Ihr neunjähriger kleiner Bruder war ein ſchöner Knabe mit prächtigen blauen Augen und friſchem Muth (obgleich er gegenwärtig an einem der gewöhnlichen langdauernden Fieber dieſes Landes litt) und dachte noch Biſchof zu werden, „wie ſein Großvater in Norwegen, Biſchof Nordahl Brun". Denn dieſe beiden Geſchwiſter waren in der That Kindeskinder von Norwegens berühmtem Dichter und Biſchof Nordahl Brun, dem Norwegen ſeine meiſten nationalen Lieder zu danken hat. Sie waren auf dem gewöhnlichen Wege der weſtlichen Auswanderung, auf dem Eriekanal (von Neuyork) und dann mit dem Dampfboot über die Landſeen hierher gekommen. Sie klagte über die Unſauberkeit und Unbehaglichkeit auf den Kanalbooten und darüber, daß die Leute dort ſo ſtreng gegen den kleinen Knaben geweſen ſeien, denſelben aus ſeinem Bette getrieben und ihn oft ſchlecht behandelt hätten.

Die junge Frau gab mir ausgeſuchten Thee und ein gutes Bett in ihrem eigenen Zimmer. Aber ein entſetzliches Gewitter mit Strömen von Regen, welches die

ganze Nacht hindurch dauerte, störte unsern Schlaf, besonders den meiner lieben Wirthin, die sehr furchtsam war und über das Leben in „diesem garstigen Lande“ seufzte.

Am Morgen glänzte die Sonne; die Luft war angenehm und mild, und nach dem Frühstück mit der jungen Frau, bei dem ich mir alle mögliche Mühe gab, um ihr eine bessere Meinung von diesem Lande und bessern Muth einzuflößen, ging ich hinaus auf die Wanderschaft. Das Pfarrhaus bei aller seiner Einfachheit lag reizend auf einem Hügel von jungen Eichen umgeben. Bei einiger Pflege kann dieses Grundstück schön und behaglich werden. Ich ging den Weg entlang. Das Land öffnete sich sonnig und hell vor mir wie ein ungeheurer englischer Park mit den schönsten Wiesenabhängen im Hintergrunde, bekränzt von reichen Laubwäldern, die gegenwärtig in den Farben des Herbstes prunkten. Hier und da sah man kleine Gehöfte, an den Rändern der Waldungen gelegen, meist Blockhäuser, aber auch hier und da ein „Frame house“ und einzelne kleine steinerne Häuser.

Ich sah draußen auf den Feldern Leute, die mit der Kornernte beschäftigt waren. Ich redete sie in norwegischer Sprache an und sie antworteten ganz erfreut auf meine Anreden. Ich fragte Mehre, sowol Männer als Frauen, ob sie zufrieden wären und ob sie es hier besser hätten als in dem alten Norwegen. Sie antworteten fast Alle: — „Ja! Wir haben es hier besser. Wir haben weniger harte Arbeit und leben hier leichter!“ — Nur ein einziger alter Bauer sagte: — „Es hat seine Schwierigkeiten hier, wie dort. In dem alten Lande ist die Gesundheit besser, wie hier.“

Mit Frau Preuß zusammen besuchte ich auch einige norwegische Bauerhäuser. Es kann jedoch sein, daß ich nicht gerade die besten traf. Aber gewiß ist es, daß der Mangel an Sauberkeit und Ordnung in denselben

ſtark mit dem Zuſtande der amerikaniſchen, auch der ärmſten Hütten contraſtirte. Aber die Normänner wiſſen ihre Häuſer klug anzulegen, gewöhnlich an einem kleinen Fluß oder Bach, und wiſſen ſich auch guten Boden auszuwählen. Sie kommen als alte und erfahrene Ackerbauer hierher und wiſſen den Boden zu behandeln. Sie ſtehen einander bei der Arbeit bei, leben dürftig und ſuchen keine Vergnügungen.

Das Land ſchien mir überall reich und idylliſch ſchön. Berge ſah man nirgends, nur wellenförmige, mit Laubwäldern bekränzte Anhöhen. Ungefähr ſiebenhundert norwegiſche Anſiedler wohnen in dieſer Gegend, alle in kleinen Gehöften, oft in weiter Entfernung voneinander. Sie haben zwei Kirchen oder Verſammlungshäuſer in Koskonung.

Man ſchlägt die Anzahl der norwegiſchen Einwanderer, welche gegenwärtig in Wisconſin wohnen, auf dreißig- bis vierzigtauſend an. Aber Niemand weiß es genau. Mit jedem Jahre kommen neue Einwanderer und laſſen ſich oft in Gegenden nieder, die von andern Anſiedelungen weit entfernt ſind. Sie nennen eine ſolche neue Anſiedelung ein „Settlament“, nach dem engliſchen Worte „Settlement“. Ich habe eine ſolche unter dem Namen „Lutherthal“ in der Nähe der Grenze von Illinois als eine große und beſonders blühende Anſiedelung unter der Leitung eines guten und thätigen Geiſtlichen Namens Clauſſen erwähnen hören. Hätte ich Zeit, ſo würde ich dahin reiſen!

Ein Theil dieſer norwegiſchen Auswanderer wird als ſchwer zu gewinnen für kirchliche und bürgerliche Ordnung, als widerſpänſtig und ungemüthlich geſchildert. Aber ſie bauen den Boden gut, ſie bahnen einem beſſern Geſchlecht den Weg, und ihre Kinder, wenn ſie in amerikaniſche Schulen kommen und von da aus Dienſte in den beſſern amerikaniſchen Häuſern nehmen, werden als die beſten Diener, als treu, arbeitſam und anhänglich

gerühmt, ſollen aber ſchwer an vollkommene Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen ſein. Der' größere Theil der Dienſtleute in den Städten dieſer jungen Miſſiſſippiſtaaten kommt aus den norwegiſchen Anſiedelungen, die über das ganze Land verbreitet ſind.

Im Allgemeinen ſcheinen die Norweger ſich hier beſſer zu zeigen als die Schweden. In Madiſon wird eine norwegiſche Zeitung herausgegeben, die ſich „de Norskes Ven“ (Freund der Norweger) nennt und wovon ich einige Blätter erhalten habe.

Nach einem reichlichen Frühſtück, während deſſen unſere junge Wirthin uns auf meine Bitte mit Liedern aus ihrer Heimat erfreute, welche ſie mit einer reinen angenehmen Stimme zur Guitarre ſang, nahmen wir Abſchied von dieſer liebenswürdigen jungen Frau, welche in der trefflichen Frau Collin eine gute Freundin gewonnen hat und durch dieſelbe noch mehre Freundinnen in Madiſon gewinnen wird.

Unter Regenſchauern reiſten wir heimwärts, hielten hier und da unterwegs an, um mit norwegiſchen Arbeitern draußen auf den Feldern zu reden und kamen bei dem prachtvollſten Sonnenuntergang über der herrlichen Seegegend und der Stadt in Madiſon an. Das häufige ſonnige Wetter in Amerika macht dort das Reiſen leichter und angenehmer als irgendwo. Man kann oft auf ſchönes Wetter rechnen. Kommt ein Sturzregen, ſo hält er nicht lange an und die Sonne iſt bald wieder da.

In Madiſon habe ich viel Leute geſehen, darunter mehre langweilige Frager (ich rechne ſie unter die Ziegen) mit den gewöhnlichen Fragen: — „Wie gefallen Ihnen die Vereinigten Staaten? — Wie gefällt Ihnen Madiſon? — Wie gefällt Ihnen der Weſten? — Wie gefallen Ihnen die Wege? — Kennen Sie Jenny Lind perſönlich?“ u. ſ. w. Es waren aber auch mehre intereſſante, höchſt angenehme Perſonen (dieſe rechne ich unter die Schafe) darunter, die an ſich ſelbſt ſo viel zu ſagen

hatten, daß ſie nicht von Fragen zu leben brauchen. Und dieſe gewährten mir höchſt intereſſante Stunden der Unterhaltung. Zuerſt unter dieſen Letztern muß ich den Kanzler der Univerſität Wisconſin nennen, Mr. Lathrop, einen angenehmen und geiſtreichen Mann, voll von Leben und mit einem hellen aufmerkſamen Blick auf die Aufgabe dieſes jungen Staates in der Staatengruppe der Vereinigten Staaten von Nordamerika und auf die gemeinſame Aufgabe der letztern in der Weltgeſchichte. Großes Vergnügen habe ich in ſeiner Unterhaltung und in der Lectüre der Rede gefunden, die er vor kurzer Zrit auf dem hieſigen Capitolium bei ſeiner Inauguration als Kanzler der Univerſität gehalten hat. Dieſe Rede und eine andere, welche einer der Directoren des Erziehungscomités, Mr. Hyatt Smith, bei derſelben Gelegenheit gehalten hat, zeugen von großer Kenntniß der ſocialen Verhältniſſe im Allgemeinen und beſonders auch in der Neuen Welt, ſowol im Verhältniß der Vergangenheit zur Gegenwart, als der Gegenwart zur Zukunft, und ſind im edelſten Ton gehalten.

Ich habe früher als ein Kennzeichen, wodurch ſich die amerikaniſchen Reden von den europäiſchen Reden unterſcheiden, erwähnen hören, daß die erſtern eine größere Maſſe von Gegenſtänden und Ausſichten umfaßten und gewöhnlich zum Zwecke hätten, die ganze Welt (die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft) und das ganze Menſchengeſchlecht zu umfaſſen. Sie durchgehen große Räume, ſtellen die Gegenſtände in große Gruppen zuſammen und geben große Ueberblicke über das Verhältniß der erſtern zu dem „göttlichen Geſetz des Fortſchrittes". Ich möchte als charakteriſtiſch hinzuſetzen, daß ſie dies Alles auf Eiſenbahnen oder mit der Schnelligkeit des Dampfwagens thun, der nah und fern gelegene Gegenſtände mit unglaublicher Geſchwindigkeit verbindet und den größten möglichen Gegenſatz zu der deutſchen Umſtändlichkeit bildet, die ihr Ziel nie erreicht. Ich finde

dieſen Charakter im höchſten Grade in dieſen Reden, die im Prairieland des Weſten, in dem jüngſten Staate der Union gehalten worden ſind.

Chancellor Lathrop findet, daß jede materielle Entwickelung auf Erden, die durch die Kunſt oder die Wiſſenſchaft zu Stande gekommen iſt, zuletzt die Wirkung hat, die Seele auf ſich ſelbſt zurückzuwerfen. Die Uebung ihrer Kräfte bei dem Bemühen, ſich der phyſiſchen Welt zu bemächtigen, ſtärkt und belebt ſie zu neuen Eroberungen im Gebiete des Geiſtes. Und eine vollkommnere Kenntniß von den Geſetzen dieſer Welt bereitet uns wieder zu einer vollkommnern Gewalt über die Welt außer uns vor.

— „Die Geſchichte der Philoſophie" — ſagt Lathrop — „zeugt von dieſem wechſelſeitigen vertrauten Verhältniß zwiſchen den Wiſſenſchaften des Geiſtes und der Materie. Die geiſtigen Tendenzen des Menſchengeſchlechts haben ſich nie mehr ausgezeichnet als in dieſem Zeitalter, welches gleichwol mechaniſch und materiell, das eiſerne Zeitalter der Welt, genannt wird.

— „Die Reſultate der metaphyſiſchen Beſtrebungen der frühern Zeitalter ſeit der Auffoderung: — «Erkenne dich ſelbſt!» — eröffneten dem Denker ein Gebiet endloſer Forſchungen.

— „Aber laßt uns nicht länger im Vorhof verweilen, laßt uns in den innern Tempel eintreten! Das Streben nach phyſiſchen, mathematiſchen oder metaphyſiſchen Wahrheiten erhält nach Allem ſeinen hauptſächlichſten Werth durch das Verhältniß derſelben zu den ſocialen Principien der Menſchheit. In dieſem ruht der Werth des Individuums als eines bewußten Weſens und als eines Mitgliedes des Univerſum.

— „In allen Fragen, welche ſich auf den menſchlichen Fortſchritt beziehen, muß daher der Schwerpunkt dieſer Fragen den ſocialen Fortſchritt der Menſchheit berückſichtigen.

— „Dieſe Frage hat zwei Geſichtspunkte: zuerſt den Menſchen als einen Theil von Gottes Reich im Allgemeinen betrachtet, ſodann den Menſchen als ein Mitglied der politiſchen oder nationalen Verbindung angenommen. Die Geſetze, welche ſich auf den erſten Geſichtspunkt beziehen, ſind moraliſche und geiſtige; die, welche ſich auf den zweiten Geſichtspunkt beziehen, ſind politiſche Geſetze und Inſtitutionen.

— „Wenn wir die vergangenen Zeiten befragen, welche hiſtoriſche Rechenſchaft ſie über die Entwickelung der moraliſchen Inſtitutionen zu geben haben, durch welche Gott die Menſchen auffodert und befähigt, an der ſittlichen Wiedergeburt ihres Geſchlechts zu arbeiten und ſich für das geiſtige Leben, welches ihrer Prüfungszeit auf der Erde folgen wird, für das Wirken in einer höhern Gemeinſchaft und für die Seligkeit in dem herrlichen innern Tempel vorzubereiten, zu welchem dieſe phyſiſche Welt mit allen ihren tauſendfältigen geoffenbarten und noch verborgenen Geheimniſſen blos der Vorhof und das Vorzimmer iſt: ſo weiſen uns dieſelben auf die philoſophiſchen Schulen, auf dieſe Laboratorien ethiſcher Wahrheiten, auf die Inſtitutionen der Hebräer, göttlich in ihrem Urſprung, und auf die herrliche chriſtliche Offenbarung. Und in Bezug auf die letztere unter dem Geſetze des Fortſchritts weiſen ſie uns auf die kanoniſchen Schriften der Väter, auf die Reformationen in Deutſchland und in England, auf den Proteſt der Puritaner, auf die Klippe von Plymouth, auf die Tauſende von Inſtitutionen und Aſſociationen unſerer Tage, die ſich in Folge der Arbeiten der Evangeliſten und der Lehren der Prediger entwickeln, alle danach ſtrebend, den chriſtlichen Glauben als den univerſellen in der Welt auszubreiten und den Geiſt deſſelben immer allgemeiner, vernünftiger und ſegensreicher zu machen.

— „Fragen wir ferner die Zeit, was ſie gethan hat, um die wahre Theorie der politiſchen Organiſation zu

entwickeln, den Mechanismus des socialen Systems zu vervollkommnen und dessen Wirkungen praktische Anwendbarkeit zu geben, sodaß der Staat seinen höchsten Pflichten gegen seine Bürger Genüge leisten kann, gegen die Bürger, um deretwillen er da ist und deren Treue er in Anspruch nimmt: so weist sie uns auf das Bündniß der Amphiktyonen, auf Solon's und Lykurg's Gesetze, auf die römischen XII Gesetztafeln, auf die bürgerlichen Gesetzgebungen, auf die Magna Charta und auf die amerikanischen Verfassungen — diese kostbaren Denkzeichen der Intelligenz, die mit ihren Inschriften längs des Weges zum Fortschritt der bürgerlichen Gesellschaft stehen. Sie zeigen in starken Contrasten den Kampf der Anarchie gegen die wohlthätige Leitung der socialen Ordnung — den blinden Despotismus der ältern Regierungen im Gegensatz zu den abwägenden und ausgleichenden Kräften in den constitutionellen Monarchien unserer Tage — die wilde formlose Demokratie der Vorzeit, diese ersten Versuche der jungen Freiheit, im Gegensatz zu den geschriebenen Constitutionen, dieser sichern Bewegung in den neuern repräsentativen Republiken.

— „Wie klar ist es nicht, daß unser Zeitalter eine Zeit der «Resultate» ist, deren Ursache weit zurück in dem Strom der Zeiten liegt."

Ich habe so viel von dieser Rede angeführt, weil ich glaube, daß du daraus eine gute Probe von der Tendenz und Bewegung des Denkens hier zu Lande, besonders im Westen, entnehmen kannst, wo sich die Gesellschaft in weit höherm Grade weltbürgerlich und universell fühlt, weil sie aus den Völkern aller Welt besteht, die durch Auswanderung hier zusammengeflossen sind, und vielleicht auch, weil die ungeheuern Aussichten, die man hier auf das Prairieland hat, den Geist einen weit ausgedehntern Flug nehmen lassen.

Von seiner großen Tour auf der Eisenbahn durch die Welt und durch die Weltgeschichte kommt Lathrop

endlich in seiner Rede auf die Pflichten, welche die Pfleger des jungen Staates Wisconsin zu erfüllen haben, um diesen Staat seinen großen Beruf als ein Heimatsort für verschiedene Völker, Angelsachsen, Celten, Germanen, Skandinaviern — die sämmtlich dessen Leben mit neuen Lebenselementen erfüllen — ausführen zu lassen.

— „Freie Schulen und eine allgemeine Erziehung haben überall in den Vereinigten Staaten sich als ein großes entwickelndes und erhebendes Princip bewiesen. Die amerikanische Seele hat die Idee ergriffen und wird sie nicht wieder fahren lassen, daß das ganze Eigenthum des Staates, allgemeines wie privates, für die heilige Pflicht verantwortlich ist, allen Kindern im Staate Erziehungsmittel zu gewähren.

— „Ohne die Annahme dieses Systems ist die politische Gleichheit, deren wir uns rühmen, nur ein Traum, eine angenehme Illusion. Kenntnisse sind die wahren Gleichmacher. Sie machen die wahre Demokratie aus. Sie gleichen nach aufwärts aus, sie ziehen nicht ausgleichend herab."

Indem der Sprecher die Erziehung, welche die Universität zu geben vermag, bevorwortet, macht er darauf aufmerksam, daß der Standpunkt der Erziehung erhöht werden muß und daß der Mangel an geschickten Erziehern ein allgemein beklagter Mangel ist. Darum sollte eine Normalschule zur Vorbereitung von Lehrern zur Universität gehören.

Und die Bibliothek soll den Zweck haben, „Alles zu enthalten, was von der Literatur aller Länder und Zeiten des Besitzes werth ist — die Summe alles menschlichen Denkens und aller Erfahrungen der Gesellschaft."

— „Wisconsin, der jüngste von den Staaten der Union, entstanden unter den günstigsten Verhältnissen, um alle Erfahrungen der ältern Schwesterstaaten benutzen zu können, reich an neuen Volksarten, reich durch seinen fruchtbaren Boden und durch seine glückliche Lage zwi-

schen diesen großen Landseen und diesem großen Fluß — der Pulsader des Welthandels — Wisconsin muß, Minerva gleich, im Leben hervorragen und unter dem Vorschreiten des Volkes im socialen Leben die Initiative ergreifen!"

Es ist doch ein frisches Leben, meine Agathe! Und erfrischend muß es sein, der Leiter eines so jungen Staates zu sein. Die hiesigen Leiter sind jedoch noch nicht weiter, als bis zur Schule und zur Erziehung der Schule als zu dem höchsten Beförderungsmittel der Volkswohlfahrt gekommen. Und weiter ist der amerikanische Gedanke überhaupt nicht gekommen.

Aber er muß noch weiter vorwärts dringen, wenn er zu den Quellen gelangen soll, zu den Quellen des Lebens, aus denen Völker und Staaten ein erneuendes Jugendleben trinken können!

Der Staat Wisconsin ist erst zwei Jahre alt. Ein sehr hoffnungsvolles „Baby" des Westen — meinst du nicht? — Vor siebzehn Jahren erst wurde dieser Staat ein Territorium, und vor drei oder vier Jahren kämpfte man hier den letzten großen Kampf mit den eingeborenen Indianern und mit deren tapferm Häuptling, dem Schwarzen Falken (black hawk). Er und sein Volk wurden endlich auf diesen Prairien gefangen und als Trophäen nach Neuyork gebracht. Jetzt sind keine Indianer mehr in Wisconsin.

Die Bevölkerung Wisconsins mit weißen Männern nimmt sehr schnell zu. Wisconsin hat keine Berge, sondern überall culturfähigen (zum großen Theil fruchtbaren) Boden, von Strömen und Seen durchschnitten. Es ist ein Staat für Ackerbau und Viehzucht. Aber der Grund und Boden in mehren Gegenden (und besonders hier um Madison), wo er von der Föderalregierung als Einkommen für die Universität des Staates angewiesen worden ist, ist bereits sehr theuer. Von Speculanten für den Gouvernementspreis (einen bis fünf Viertel Dollar für

die Tonne Landes) gekauft, wird er unter zehn bis zwölf Dollars für die Tonne Landes nicht wieder verkauft.

— „Und wer soll euch dies dafür bezahlen?“ — fragte ich Ch. Lathrop.

— „Eure Landsleute“ — erwiderte er heiter. — „Eure Landsleute, die hierher kommen und deren Söhne an unserer Universität frei lernen werden.“

Mit Ch. Lathrop und seiner heitern geistreichen Frau besuchte ich gestern das Universitätsgebäude, welches nun bald fertig ist. Es liegt auf einer Anhöhe, „College hill“ genannt, mit freier schöner Aussicht. Es ist ein großes Gebäude, ohne unnöthige Pracht im Aeußern, wie das Girard College in Philadelphia, aber mit viel Räumlichkeit und Bequemlichkeit im Innern. Die Menge der Fenster überraschte mich. Die untergehende Sonne glänzte darauf. Ein Tempel der Sonne auf den Prairien des Westen! Und wenn er seine Aufgabe erfüllt, ein Tempel des Lichtes im Geiste und in der Wahrheit; — mehr als die Tempel Perus!

Es sind nur wenige Jahre seit der Zeit vergangen, als die Indianer noch um diese reizenden Seen herumwohnten. Und alle Jahre im Herbst kommen sie noch hierher, besuchen ihre frühern Begräbnißplätze und lassen auf denselben ihre Klagegesänge ertönen.

Blue Mound, 8. Oct.

Ich schreibe jetzt an dich aus einem kleinen Blockhaus mitten in der Prairie zwischen Madison und Galena. Das Blockhaus gehört zu einer „Farm“ und ist zugleich Posthaus und eine Art von ländlichem Gasthof. Mr. Dean, der Schwiegersohn meiner guten Wirthin in Madison, war so artig, mich selbst hierher zu fahren, und zwar in einem kleinen offenen Wagen, damit ich die

Reiſe auf eine bequemere Art machen ſollte als mit Stage, der dieſen Weg des Nachts fährt.

„Blue Mound" iſt eine der größten Anhöhen in Wisconſin und hat ihren Namen von der dunkelblauen Farbe, in welcher ſie von weitem erſcheint. Sie iſt davon wie von einem durchſichtigen dunkelblauen Schleier umgeben und zeigt ſich ſchon in einer Entfernung von mehren Meilen ſichtbar, indem ſie glänzend von dem blaßblauen Himmel abſticht. Sie gleicht dem Kinnekulle bei uns, hat aber einen ſteilern Abhang. Gleich dem Kinnekulle iſt ſie mit Wieſen und Wald bedeckt.

Als ich hier angekommen war, wurde ich ſo entzückt von der großen herrlichen Ausſicht, die man von hier aus rings über das Prairieland genießt, daß ich einige Tage hier zu bleiben beſchloß, um in Frieden und Einſamkeit der Prairie und den Sonnenblumen Geſellſchaft zu leiſten. Im Hauſe war nur ein einziges kleines Gaſtſtübchen, und das war ein Dachſtübchen auf einem großen Dachboden, auf welchem ein halbes Dutzend Arbeiter ihre Nachtherberge hatten. Allein man gab mir die Verſicherung, daß dieſe Arbeiter ſehr ſtille und beſcheidene Leute wären, und händigte mir eine Partie Baumbaſt ein, womit ich die Klinke an meiner Stubenthür, welche kein Schloß hatte, von innen befeſtigen könnte. Das Stübchen war reinlich und hell, obwol ſehr niedrig und unregelmäßig geformt, und ich war erfreut, meine Wohnung darin nehmen zu können. Die Treppe, welche hinaufführt, iſt halsbrechend.

Geſtern verlebte ich faſt den ganzen Tag ganz allein draußen auf der Prairie; bald über die Fläche wandernd und hinaus über die unermeßliche Ebene blickend, wobei ſich mein Geiſt und mein Körper gewiſſermaßen erweitern und fliegen zu wollen ſcheinen; bald mitten unter den Sonnenblumen und Aſtern an einem kleinen Hügel mit einigem Gebüſch ſitzend und Emerſon leſend, dieſen ſeltſamen Ariel, rein und erfriſchend, aber flüchtig und

verflüchtigend in ſeinen Philoſophemen, wie der Wind, der über die Prairien fährt und den elektriſchen Telegraphendrähten melodiſche Töne entlockt, die in demſelben Augenblick erklingen und verklingen. Seine Philoſophie gleicht häufig dieſem Winde. Er ſelbſt iſt jedoch weit mehr und weit beſſer. Es iſt ſeine Perſönlichkeit, welche dieſen unvollkommenen Accorden dieſen wunderbaren zauberiſchen Ton gibt.

Wie großartig iſt doch der Eindruck, den dieſe unendliche Fläche mit ihrer Einſamkeit und ihrem Schweigen macht! In Wahrheit, ſie machen, daß die Seele ſich erweitert und wächſt und mit tiefern Athemzügen aufathmet. Der große Weſten! Ja, allerdings! Aber welche Einſamkeit in dieſem Weſten! Ich ſah keine Wohnungen (außer dem kleinen Gehöft, in welchem ich wohne), keine Menſchen, keine Thiere; nichts außer dem Himmel und der mit Blumen geſchmückten Erde. Der Tag war ſchön und warm, und die Sonne zog hell und glänzend über die Erde bis gegen Abend, als ſie ſich allmälig in leichten Wolken von Sommerrauch verbarg, welcher beim Untergang einen Gürtel bildete, durch welchen die feurige Kugel mit mattem Glanze leuchtete, ſodaß es ausſah, als ob ein großes Pantheon mit goldener Kuppel am Horizont über dieſer unermeßlichen Fläche ſtünde. Dieſer Tempel der Sonne war mir ein Sinnbild, das ich nie vergeſſen werde.

Morgen oder übermorgen verlaſſe ich dieſen Ort, und Montag hoffe ich am Miſſiſſippi zu ſein. Nun will ich ein paar Worte an die junge Mrs. Dean, meine liebenswürdige Sonnenblume in Madiſon, ſchreiben. Ich muß dir ſchließlich noch mittheilen, daß die Köchin in ihrem Hauſe, eine brave tüchtige Norwegerin, durchaus kein Geld von mir als Dank für die Mühen, die ich ihr verurſacht hatte, annehmen wollte.

Im Blockhause, 9. Oct.

Heute Morgen war es trübe und ich fürchtete Regen. Aber ich ging doch aus „a la bonne Aventure“. So auf eigene Hand herumzulaufen ist mein Vergnügen. Ich folgte einem kleinen Wege, der sich durch niedriges Gebüsch über die Prairie hinschlängelte. Auf diesem Wege begegnete ich mehren kleinen Kindern mit kleinen Eßkörben, die zur Schule wanderten. Ich folgte ihnen und gelangte auf diese Weise an ein kleines Haus, ebenfalls aus Holzstämmen erbaut und äußerst ärmlich. Es war das Schulhaus. Das Schulzimmer war eine Stube, in welcher einige Bänke standen. Die Kinder, ein Dutzend an der Zahl, waren zerlumpt gekleidet, wahre Kinder der Wildniß. Aber sie schienen ziemlich lernbegierig zu sein, und an den Balkenwänden der Stube hingen Karten der Erdkugel, auf denen mir die kleinen Schuljungen die Länder, welche ich nannte, sehr schnell zeigten. In diesem ärmlichen Schulhause befanden sich Lehrbücher, wie die „National-Geography“ von Goodrich und die „Quarto Geography“ von Smith, welche Uebersichten über die ganze Welt gewähren; und in dem hier eingeführten Lesebuche fand ich Perlen aus der Literatur aller Länder, besonders Englands und Nordamerikas. Der Schullehrer war ein hübscher junger Mann. Er hatte einen Gehalt von funfzehn Dollars monatlich.

Ich ging weiter; die Sonne trat hervor, der Tag wurde herrlich und ich verlebte wieder einen schönen Tag in der Prairie.

Wirth und Wirthin in meinem Blockhause sind von holländischer Abkunft und nicht ohne Bildung. Ihr Essen ist einfach, aber gut (ich bekomme auf mein Verlangen hier gute Milch und Kartoffeln), ohne Gewürze und Fett. Und die Kartoffel ist hier zu Lande mein bestes Gericht; ebenso gut ist Butter und Brot. Alles im Hause ist sauber, allein Meubles und sonstige Be-

quemlichkeiten sind nicht besser, als man sie in einem schwedischen Bauernhause findet. Bei Tische sitze ich mit den Mägden und Knechten des Hauses und mit Tausenden von Fliegen.

Je weiter ich nach Westen komme, desto zeitiger am Tage finde ich die Mahlzeitsstunden. Was meinst du zu einem Frühstück um sechs Uhr Morgens, zum Mittagessen um zwölf Uhr und zum Thee Abends halb sieben Uhr? — Mir gefällt es nicht übel. Wenigstens tausend mal besser, als die fashionablen Mahlzeitsstunden in Neuyork und Boston.

Es ist Abend. Es hat angefangen zu regnen und zu stürmen; und Regen und Sturm lassen mich nicht draußen vor dem Fenster verweilen, das ich ohnehin offen halten muß, der erstickenden Hitze wegen, die ein eisernes Rohr ausströmt, welches von einem eisernen Ofen in der Unterstube durch mein Stübchen geht. Ich fange an mich hier weniger behaglich zu fühlen und freue mich, daß ich morgen nach Galena abreise. Was meine sechs Nachbarn betrifft, so höre ich keinen Mucks von ihnen; so still und schweigsam sind sie. Die Blockhäuser sind im Allgemeinen warm, erzeugen aber sehr viel Staub, wie ich von Vielen gehört habe und selbst bezeugen kann.

Galena, 11. Oct.

Hier hast du mich nun, einige Meilen von dem großen Mississippi entfernt, in einer kleinen Stadt, malerisch auf einzelnen Höhen um einen kleinen Fluß gelegen, welcher der Feveefluß genannt wird und in vielfachen Krümmungen sich in der Tiefe zwischen den Höhen hindurch windet. Die Stadt lebt von den Bleigruben, die sich überall in dieser gebirgigen Gegend finden, indem sie dieses dunkle schwere Metall aus der Erde gräbt,

in Oefen ſchmilzt und im Handel ausführt. Zufällig hängt auch gerade ein bleigrauer Himmel über der Stadt, und auf den Straßen ſehe ich wankende Frauen in graufarbigen Mänteln und alten Hüten, wie ebenſo viele arme Frauen in armſeligen Mänteln und Hüten auf den Straßen von Stockholm bei herbſtgrauem Wetter — auch Herren oder halbe Herren in zerriſſenen Röcken, etwas weniger durch die letztern genirt, als ſie es bei uns ſein würden. Es ſieht Alles entſetzlich grau und alltäglich aus! Und dazu herrſcht eine Kälte wie bei uns im November.

Geſtern war es anders. Geſtern war der herrlichſte Sommertag. Zwar war es regneriſch, als ich bei Tagesanbruch „Blue Mound" verließ, allein es klärte ſich bald auf und der Wind jagte die Wolken über die ungeheure Ebene; und das Spiel von Schatten und Lichtern auf dieſer Ebene und die herrliche Ausſicht — — — ich kann gar nicht beſchreiben, wie viel Genuß mir dieſe Tagereiſe gewährt hat! Der Weg über das hohe Prairieland war hart und eben, wie die Wege bei uns im Sommer zu ſein pflegen. Die Diligence, in welcher ich — und zwar meiſt ganz allein — ſaß, rollte leicht dahin. Ich glaubte, durch die Felder zu fliegen, indem ich mich mit jedem Augenblick dem Rieſenfluß, dem Ziel meiner Reiſe in den Weſten, mehr näherte. Die Luft war warm, wie bei uns im Monat Juli. Und dieſe Ausſichten im Weſten, immer größer, je mehr man ſich dem großen Fluß nähert — ſie machen einen unausſprechlichen Eindruck. Ich wüßte nicht, daß jemals ein Naturgegenſtand einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht hätte!

Gegen Abend wurden die Wege ſchlechter. Tüchtig ermüdet kam ich ſpät am Abend in eine kleine Stadt, Namens „Waterville", wenn ich mich recht erinnere. Es war ſehr dunkel, obgleich der Himmel ſternenhell war. Ich war hungrig und müde und wünſchte in dem

Hôtel des Ortes über Nacht zu bleiben, theils um auszuruhen, theils um meine Reise bei Tageslicht fortzusetzen und die riesengroßen Feldflächen übersehen zu können. Allein das ganze Hôtel war von Herren besetzt, die eben hier zu einer Berathung über Erziehungsfragen versammelt waren und gegenwärtig gerade Session hielten. Es gab keinen Platz für mich. Und als ich von meiner Müdigkeit sprach, und von meiner Furcht, des Nachts auf Wegen zu reisen, die häufig gar keine Wege sind und auf denen die Diligence regelmäßig sechs mal die Woche umzustürzen pflegt, antwortete mir der Wirth des Hôtels mit der Schilderung der großen und wichtigen Zusammenkunft, die eben in der Stadt gehalten wurde, und der merkwürdigen Männer, die dazu versammelt waren und in seinem Hause wohnten. Er that so wichtig und war so sehr von der großen Berathung über Erziehungsangelegenheiten, die in seiner Stadt vor sich ging und deren Mitglieder in seinem Hause wohnten, erfüllt, daß er weder ein Ohr, noch ein Herz für die arme müde reisende Dame hatte die um ein kleines Zimmer für die Nacht bat. Sein Hôtel war eigentlich, wie er sagte, gar kein Hôtel für Damen, sondern blos für Herren. Zwar gäbe es noch ein anderes Hôtel in der Stadt, in welches er mir einen Begleiter anbot; allein auch dieses dürfte voll von merkwürdigen Mitgliedern der großen Berathung sein. Und zur Nachtzeit müßte ich in jedem Falle reisen, da die Diligence nach Galena zu keiner andern Zeit führe. Gerade in dieser Nacht könnte ich auf den besten und sichersten Kutscher rechnen, die Nacht wäre sehr schön und ich würde gewiß ganz wohlbehalten und gut nach Galena kommen.

Da die merkwürdige Session der großen Berathung bis weit in die Nacht hinein dauern zu wollen schien und die Diligence augenblicklich wieder abfahren sollte, so hatte ich keine Hoffnung, mit einem dieser merkwürdigen Herren zu sprechen, um einen guten Rath oder

eine Handreichung von der amerikaniſchen Artigkeit und Gaſtfreiheit, die dem Wirth des Hôtels gänzlich zu fehlen ſchien, zu erbitten. Ich mußte weiter reiſen.

— „Lieber Freund" — ſprach ich bittend zu dem Kutſcher der Diligence — „ich bin eine Fremde aus weit entferntem Lande und bin ganz allein; verſprecht mir, daß Ihr mich nicht umwerft!"

— „Das kann ich Euch nicht verſprechen, Madame" — antwortete der Kutſcher — „aber ich verſpreche Euch, mein Beſtes zu thun, um Euch gut zu fahren." — Das war eine verſtändige Antwort, und zwar mit einer Stimme ausgeſprochen, die mir Vertrauen einflößte. Ich ſetzte mich in die Diligence und verließ den erſten ungaſtfreundlichen und unartigen Ort, den ich in Amerika gefunden habe.

In der Diligence ſaßen drei oder vier Herren außer mir, die ich das einzige Frauenzimmer war. Es war aber ſo dunkel, daß ich die Geſichter meiner Reiſegeſellſchafter nicht ſehen konnte. Allein ihre Stimme ſowie ihre Fragen ſagten mir, daß ſie jung waren und einer ungebildeten Claſſe angehörten.

— „Are you scared, Mis Bremer? — Are you afraid, Maam?" — u. ſ. w. waren die Ausrufungen, mit denen ſie mich ſogleich überhäuften, gutmüthig und freundlich, aber roh. Ich beantwortete ihre Fragen mit einem einſilbigen „No" und wurde dann in Frieden gelaſſen. Allein ich war nicht ohne Beſorgniſſe wegen dieſer nächtlichen Fahrt. Ich hatte kürzlich von Diligencen gehört, welche umgeworfen worden waren, von einem Frauenzimmer, welches den Arm gebrochen, von einem andern, welches einen ſo derben Stoß in die Seite davongetragen hatte, daß ſie noch jetzt daran in Galena krank lag, von einem Herrn, dem der Kopf dermaßen beſchädigt worden war, daß er auf mehre Stunden die Beſinnung gänzlich verloren hatte u. ſ. w.

Mehre von den jungen Herren waren einander un-

bekannt, machten aber bald Bekanntſchaft miteinander. Einer von ihnen ſollte irgendwo, näher am Miſſiſſippi, Schulmeiſter werden. Er hatte einen jammervollen Vortrag und ſeine Ausſprache war breit und ſtotternd. Einer von den übrigen Herren fragte ihn, ob er ein gewiſſes mathematiſches Problem „mit Waſſer" löſen könnte. Der Schulmeiſter ſchien dabei ſein ganzes Concept zu verlieren und ſein neuer Lehrer begann nun, ihm weit und breit das fragliche Experiment auf eine Weiſe zu beſchreiben, welche Fabian Wrede jedenfalls ſehr viel Vergnügen gemacht haben würde. Der Schulmeiſter that verſchiedene Fragen, welche bewieſen, daß er in dieſen Waſſerkünſten nicht heimiſch war, und als er bald nachher die Diligence verließ, rief ſein Lehrer aus: — „Ar'nt he green for a schoolmaster!" — Und Alle ſchlugen ein lautes Gelächter auf. Augenſcheinlich waren ſie insgeſammt ein wenig „benebelt", aber dabei harmlos und guter Laune. Sie ſingen an, Negerlieder zu ſingen und ſangen recht friſch und charakteriſtiſch: — „Oh Susanna!" — „Dandy Jim from Caroline" u. ſ. w. Dann ſchliefen ſie ein. Die Nacht war ſchön und hell, der Weg nicht ſchlecht, der Kutſcher augenſcheinlich gut und vorſichtig. Nur ein einziges mal blieben wir in einem Loch ſtecken und die jungen Leute mußten heraus und den Weg unterſuchen. Um halb ein Uhr des Nachts langten wir glücklich in Galena an, wo die ganze Welt in tiefem Schlafe zu liegen ſchien. Auch im Hôtel war Alles finſter und ſtill.

Der Portier in „American house", ein alter Herr mit ſtark markirter engliſcher Phyſiognomie, buſchigen Augenbrauen, ſtarker Naſe und breitem Kinn, von humoriſtiſchem Ausſehen und etwas gentlemänniſchem Anſtrich, kam mit einer Laterne in der Hand heraus und nahm ſich gewandt meiner und meiner Sachen an. Er wies mich in ein kleines, behagliches Zimmer. Aber als ich die Thür des Zimmers verſchließen wollte, bemerkte ich,

daß das Doppelschloß durchaus nicht schließen wollte. Ich rief meinen alten Gentleman herein und zeigte ihm meine Verlegenheit. Er machte mir durch Zeichen verständlich, daß ich nur meinen kleinen Koffer vor die Thür zu setzen brauchte, „um Alles gethan zu haben, was zu meiner Sicherheit nöthig sei.“ Aber da ich dies nicht für hinlänglich hielt, arbeitete er an dem Schloß herum, bis es plötzlich zuschnappte. Nun war es allerdings zu. Aber als er es wieder öffnen wollte, um hinauszugehen, ging es — — nicht wieder auf! Er drehte und drehte; das Schloß bewegte sich nicht. Ich und der alte Herr waren in dem Zimmer eingeschlossen, das keinen andern Ausgang hatte. Bei dieser Entdeckung machte er eine so komische Grimasse, daß ich nicht gut unterlassen konnte, in ein herzliches Gelächter auszubrechen. Nachdem er hierauf seine Künste und seine Kräfte mehre Minuten lang vergebens erschöpft hatte, um die Thür wieder zu öffnen, versuchte ich die meinigen. Ich untersuchte das Schloß genau und entdeckte bald eine kleine Feder, an welche ich drückte. Sogleich sprang das Schloß auf und ich entließ meinen alten Gentleman, der fast ebenso erfreut wie ich zu sein schien, diesem nächtlichen Abenteuer glücklich zu entkommen, aus seinem Gefängniß.

Später.

Ich wurde durch mehre Besuche im Schreiben unterbrochen und mußte in „the ladies parlour“ hinausgehen, wo ein schönes junges Frauenzimmer saß und so falsch sang, daß es mir in die Seele einschnitt. Und sie wollte gar nicht aufhören! Ein junger Herr, der neben ihr saß und die Notenblätter umwendete, muß entweder total taub oder verliebt bis über die Ohren gewesen sein.

Von einem Ehepaar, das ich in meinem Zimmer empfing und das soeben aus der Wildniß hinter dem Mississippi herkam, erhielt ich interessante Mittheilungen über

die ſogenannten „Squatters“, eine Menſchenart von weißer Race, die einen Theil der erſten Anſiedler im Weſten ausmacht. Sie laſſen ſich hier und da in der Wildniß nieder, cultiviren den Boden und die Freiheit, wollen aber von irgend einem andern Cultus nichts wiſſen. Sie bezahlen keine Steuern und wollen nichts vom Geſetz und von der Kirche wiſſen. Sie leben in Familien zuſammen, haben keinen communlichen oder ſtaatlichen Verband, ſind aber äußerſt friedlich und laſſen ſich keine Verletzung der Geſetze zu Schulden kommen. Alles, was ſie verlangen, beſteht darin, daß ſie in Frieden gelaſſen werden und freien Spielraum für ihre Anſiedelung behalten. Mit den Indianern kommen ſie gut aus, weniger gut aber mit den civiliſirten Weißen. Wenn dieſe Letztern mit ihren Schulen, Kirchen und Handelsbuden kommen, dann ziehen die „Squatters“ fort, tiefer in die Wildniß hinein, um — wie ſie ſagen — in Unſchuld und Freiheit leben zu können. Der ganze Weſten hinter dem Miſſiſſippi bis ans Stille Meer ſoll ſtellenweiſe von dieſen „Squatters“ oder „Erdanbetern“ bewohnt ſein, deren Urſprung ebenſo unbekannt zu ſein ſcheint wie der Urſprung der Erdeſſer in Südcarolina und Georgia. Auch ihre Lebensweiſe hat viel Aehnliches mit der Lebensweiſe der Erdeſſer. Aber die der Weſtländer zeugt von mehr Kraft und Arbeitsluſt. Die Erdeſſer unterwerfen ſich dem Naturleben; aber die Erdanbeter ſind Repräſentanten der Wildniß und ſtehen, wie dieſe ſelbſt, der Civiliſation in ſtrenger Oppoſition gegenüber.

Galena, 12. Oct.

Wieder auf und wieder friſch nach einer ſchweren Migraine von zwei Tagen, während welcher ich von meiner kleinen, gutmüthigen, zum Hauſe gehörigen irländiſchen Magd auf die trefflichſte Weiſe verpflegt und bedient wurde. Ich hätte in meinem eigenen Hauſe kaum

beſſer verpflegt werden können. Und ohne einen Denkzettel konnte ich doch der unangenehmen Reiſe durch Wisconſin nicht entkommen. Aber damit iſt auch der beſchwerlichſte Theil meiner Reiſe in den Weſten überſtanden. Und ich habe meinen Körper und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne behalten und Alles iſt im Ganzen ſo gut gegangen und ich fühle meinen frühern trefflichen Geſundheitszuſtand ſo trefflich wieder hergeſtellt, daß ich nur von ganzem Herzen fröhlich und dankbar ſein kann.

Erſt zum Montag verlaſſe ich Galena, denn erſt an dieſem Tage geht das gute Dampfboot Menomonie (nach einem Indianerſtamme ſo genannt) von hier den Miſſiſſippi hinauf nach St.-Paul. Ich will inzwiſchen meine Freiheit in dieſem guten Hôtel und auf Spaziergängen auf den maleriſchen Höhen der Umgegend genießen.

Gute Nacht, Geliebte! Ich umarme dich und die Mama und grüße alle gute Freunde in und außer dem Hauſe von ganzem Herzen!

Deine

Fredrika.

Sechsundzwanzigster Brief.

Auf dem Miſſiſſippi, 15. Oct. 1850.

Bei Sonnenuntergang an dem allerlieblichſten, herrlichſten Abend fuhren wir aus dem kleinen, engen, ſich windenden Feveſluß hinaus auf den großen Miſſiſſippi, der ſpiegelklar und breit dahinfloß, mit ſeinen niedrig gelegenen, üppig grünenden Inſeln, zwiſchen fernen blauen Höhen, unter dem milden hellen blauen Himmel, an welchem Mond und Sterne aufgingen, emporſteigend in ihrem Glanz, je tiefer die Sonne hinter die Berge ſank. Der indianiſche Sommer warf ſeinen durchſichtigen Nebelſchleier über die ganze Gegend, und man hätte dieſen Nebel für ein Rauchopfer der dankbaren Erde halten können, welches am Abend zu dem freundlichen Himmel emporſtieg. Kein Lufthauch bewegte ſich, Alles war ſchweigend und ſtill in dieſem großartigen Schauſpiel. Es war unbeſchreiblich ſchön. Da donnerte plötzlich ein Schuß, eine Rauchwolke ſtieg von einer kleinen grünen Inſel empor und Scharen von wilden Enten und Gänſen ſtiegen ringsum auf, fliehend vor dem verſteckten Jäger, der an dieſem Abend, wie ich hoffen will, ohne Braten blieb. Dann war Alles wieder ſchweigend und

still und Menomonie schoß in ruhiger und gleichmäßiger Fahrt den herrlichen Fluß hinauf.

Ich stand auf dem obersten Deck neben dem Capitän Mr. Smith und dem Repräsentanten von Minnesota, Mr. Sibbley, der in Begleitung seiner Gattin und seines Kindes von Washington heimkehrte und jetzt mit mir das schöne Schauspiel betrachtete.

War das wol der Mississippi, der wilde Naturriese, den ich mir so gewaltig, so wild und so trübe bewegt gedacht hatte! — Hier war sein Wasser hell, von frischer lichtgrüner Farbe und lag in diesem herrlichen Rahmen der fernen bläulichen Berge wie ein Himmelsspiegel da, grünende traubenreiche Inseln in seinem Busen tragend. Der Mississippi war hier noch in seiner Jugend, im Stande seiner Unschuld. Er war noch nicht weit entfernt von seinen Quellen; keine Scharen von Dampfschiffen trüben sein Wasser (Menomonie und noch ein anderes kleineres Boot sind die einzigen Dampfschiffe, welche von Galena den Fluß hinaufgehen); keine Städte werfen ihren Abschaum und Unrath hinein, nur reine Ströme ergießen ihr Wasser in denselben; Ureinwohner und Urwald umgeben ihn noch. Später, weiter nach dem Weltmeer zu, wenn der Mississippi ins staatliche Leben eintritt, wenn er Staatsmann wird, zwölfhundert Dampfboote und ich weiß nicht wie viele Schuten tragen muß, den Städten und den Stadtbewohnern überliefert und mit dem Missouri vermählt wird: dann ist es anders, dann ist es mit der Schönheit und Unschuld des Mississippi vorbei.

Aber jetzt, jetzt war er schön, und dieser ganze Abend auf dem Mississippi erschien mir wie eine Bezauberung.

Die Entdeckung des Mississippi durch europäische Völker hat zwei Epochen, und in jeder Epoche etwas Romantisches, einander so ungleich wie Tag und Nacht, wie die sonnenbeglänzte Idylle und die düstere Tragödie, wie der Mississippi hier in seinem Jugendleben und der

Miſſiſſippi unterhalb St.-Louis — wie der Miſſiſſippi-Miſſouri. Die erſtere gehört dem Norden, die andere dem Süden an; die erſtere hat den ſanften Prieſter, den Vater Marquette, die andere den ſpaniſchen Krieger Ferdinand de Soto zum Helden.

Frankreich war, mit England wetteifernd, der erſte Eroberer von Nordamerikas einzelnen Ländern. Franzöſiſche Jeſuiten waren die Erſten, welche durch die Wildniß in Canada und zu den großen Landſeen des Weſten vordrangen. Religiöſer Enthuſiasmus verpflanzte die Puritanercolonie auf die Plymouthsklippe; religiöſer Enthuſiasmus pflanzte das Kreuz neben den Lilien Frankreichs an den Ufern von St.-Laurence, am Niagara und noch bei St.-Marie, unter den wilden Indianern am Lake Superior auf. Der edle, ritterliche, von brennendem Eifer erfüllte Champlain hatte geſagt: — „Die Rettung einer Seele gilt mir mehr als die Eroberung eines Königreichs!“

Zu dieſer Zeit gingen die Schüler Loyola's in alle Welt hinaus, um dieſelbe für das Reich des Friedensfürſten zu erobern, und richteten das Zeichen des Kreuzes in Japan, in China, in Indien, in Aethiopien, unter den Kaffern, in Californien, in Paraguay auf. Sie brachten den Barbaren den Frieden des Chriſtenthums.

Die Prieſter, welche in dieſer Miſſion von Canada aus weſtwärts in die Wildniſſe Nordamerikas vordrangen, gehörten zu den Edelſten ihres Ordens. — „Sie hatten“ — ſchreibt Bancroft über ſie — „den Fehler, daß ſie einem aſcetiſchen Aberglauben huldigten, aber die Schreckniſſe eines Lebens mitten in der Wildniß wußten ſie mit einem unbeſiegbaren paſſiven Muth und mit einem innigen innern Frieden zu tragen. Allen Bequemlichkeiten des Lebens entfremdet, fern von jeder Veranlaſſung zu nichtigem ehrgeizigem Streben, waren ſie gewiſſermaßen todt für die Welt und erhielten ihre Gemüther in unerſchütterlicher Ruhe. Die Wenigen, welche ein

höheres Alter erreichten, wenn auch gebeugt von den Mühseligkeiten ihrer langen Mission, brannten noch von dem Feuer eines wahrhaft apostolischen Eifers. Die Geschichte ihrer anstrengenden Arbeit ist mit dem Aufblühen jeder namhaften Stadt im französischen Amerika eng verbunden; — keine Landenge wurde umschifft, kein Fluß wurde untersucht, ohne daß ein Jesuit die Leitung übernahm.

Die Jesuiten Brebeuf, Daniel und der sanfte Lallemand zogen mit einer starken Schar barfüßiger Huronen hinauf zu deren Wohnorten durch schreckliche Wälder. Sie gewannen das Ohr und die Liebe dieser Wilden.

Brebeuf, „ein Muster jeder religiösen Tugend", lebte funfzehn Jahre unter den Huronen, taufte dieselben auf Christi Namen und lehrte sie Künste des Friedens. Werke der Liebe, harte Selbstpeinigungen, innige Gebete bis tief in die Nächte hinein — das war sein Leben. Und dabei wuchs nur seine Liebe zu dem Herrn, dem er diente, und sein Eifer, im Dienst des Herrn zu leiden. Danach sehnte er sich, wie sich Andere nach den Genüssen des Lebens sehnen. Er that ein Gelübde, nie einer Veranlassung zum Märtyrerthum auszuweichen und den Todesstreich nur mit Freude zu empfangen.

Ein solcher Glauben mußte Berge versetzen. Aber er that noch mehr — er versetzte das Liebesleben Jesu in die Herzen blutgieriger Wilden.

Der große Krieger Ahasistari sagte:

— „Ehe Ihr in dieses Land kommt, habe ich, wenn ich zuweilen großen Gefahren entgangen war, zu mir selbst gesagt: — «Irgend ein mächtiger Geist wacht über mein Leben!»"

Und er bekannte seinen Glauben an Jesum als den guten Geist, an den er früher geglaubt hatte, ohne ihn zu kennen. Und nachdem er die Taufe empfangen hatte, sprach er zu einem Trupp neugetaufter Indianer: — „Nun

wollen wir uns Mühe geben, die ganze Welt dahin zu bringen, daß sie Jesu Lehre annimmt!"

Weiter und immer weiter drangen die Missionäre gegen Westen vor. Sie hörten dort von großen kriegerischen Indianerstämmen reden, von den mächtigen Sioux, die an dem großen Fluß Messipi wohnten, von den Stämmen Erie und Chippewas und Pottowattomis u. m. a., die an den großen Binnenseen lebten. Gefahren, Mühseligkeiten, die Wildniß, die Wilden, Alles stand ihnen drohend entgegen, aber — — es zog sie nur noch mehr an.

Feindliche Stämme überfielen den Indianerstamm, der sie begleitete. Die wilden Mohawks nahmen den Missionär Jogues und mit demselben den edeln Häuptling Ahasistari gefangen. Dem Ahasistari war es gelungen, sich glücklich zu verbergen; als er aber Jogues gefangen sah, trat er zu ihm und sprach:

— „Mein Bruder, ich habe dir das Versprechen gegeben, dein Schicksal im Leben wie im Tode zu theilen. Hier bin ich, um mein Versprechen zu halten!"

Die Grausamkeit der Wilden übte sich an den Gefangenen mehre Tage und Nächte hindurch. Als Jogues gemartert durch die Reihen der Wilden gehen mußte, erschien ihm die Heilige Jungfrau. Nach einem Tag voller Schmerzen wurde dem guten Vater Jogues Abends ein Maiskolben mit dem Stiel zugeworfen, und siehe! — auf dem breiten Blatt des letztern lagen Thautropfen, Wasser genug, um zwei neue christliche Bekenner zu taufen.

Ahasistari und zwei von seinem Volk wurden verbrannt. Er ging seinem Tode mit dem Stolze eines Indianers und mit der Ruhe eines Christen entgegen.

Jogues war zu demselben Schicksal bestimmt, wurde aber damit verschont und in Freiheit gesetzt. Einsam in den stattlichen Wäldern des Mohawksthales herumstreifend, schnitt er den Namen Jesu und das Zeichen des

Kreuzes in die Rinde der Waldbäume, Besitz von diesem Landstrich im Namen Gottes nehmend. Oft erhob er seine Stimme in Lobgesängen und tröstete sich in seinen Bekümmernissen mit dem Gedanken, daß doch ein Mensch in dieser weiten großen Gegend zu dem wahren Gott, zu dem Gott des Himmels und der Erde bete.

Er kam glücklich nach Canada zu den Seinigen zurück, aber blos um zwei Jahre später neue Gefahren in demselben Dienst aufzusuchen.

— „Ich gehe, um nicht wieder zurückzukommen!“ — sagte er damals.

Bald darauf wurde er von den Mohawks-Indianern gefangen, die ihn beschuldigten, daß er durch Zauberei ihren Ernten schade. Furchtsam von Natur, aber muthig durch seinen Glaubenseifer, empfing er ruhig den Todesstreich.

Brebeuf, Anthony, Daniel und der sanfte Lallemand erlitten sämmtlich den Märtyrertod unter Martern, welche nur Wilde zu ersinnen im Stande sind; sie erlitten denselben mit frommem Muth, wie ihn nur die Liebe zum Christenthum einflößt.

Die Gebäude und Ansiedelungen, welche die frommen Väter gegründet hatten, wurden niedergebrannt, die neuen Christen mit Feuer und Schwert vertilgt. Alle die mehrjährigen Arbeiten der Jesuiten wurden vernichtet und über ihren Spuren schien die Wildniß wieder zusammen zu wachsen.

So großen Hindernissen gegenüber schien es, als ob sie wanken und weichen müßten. Aber sie wankten nicht, sie wichen keinen Schritt zurück; sie gingen vielmehr aufs neue vorwärts.

Während die wilden Völkerschaften einander durch grausame Ueberfälle bekriegten und jeden Schritt in die Wälder des Westen zu einem Todesschritt machten, wurde der Bischof von Quebec, Francis de Laval, von Eifer entzündet, die Lehre des Friedens zu den Ufern

des großen Flusses zu tragen. Er wollte selbst dahin gehen. Allein das Loos fiel auf René Mesnard. Alle möglichen Beweggründe des persönlichen Interesses mußten diesen bestimmen, in Quebec zu bleiben, allein ein „mächtiger innerer Trieb" mahnte ihn, sein Leben diesem Unternehmen zu widmen. Er war alt, als er auszog, den Weg zu betreten, der noch roth von dem Blute seiner Vorgänger war. — „Nach Verlauf von drei oder vier Monaten könnt ihr mich unter die Todten rechnen!" — schrieb er unterwegs an einen Freund. Er ging, um nicht zurückzukommen. Weit draußen in den Wildnissen des Westen ging er, während eines Tages seine Begleiter mit dem Flottmachen eines Bootes beschäftigt waren, in einen Wald und wurde von da an nicht wieder gesehen. Sein Rosenkranz und sein Gebetbuch wurden nach einiger Zeit gefunden und von den Indianern als heilige Amulete verehrt. Ein anderer Missionär fiel unter den Pfeilen der Indianer in einem Kampf zwischen feindlichen Stämmen.

Es ist eine wahre Erfrischung, sich von den blutigen und grausamen Scenen, welche das erste Auftreten der Sendboten Europas im Westen bezeichnen, ab- und zu der idyllisch-friedlichen Missionsreise des Jesuiten Marquette hinzuwenden. Mitten unter diesen wilden kriegerischen Indianerstämmen gleicht diese Reise einem Sonnenstrahl zwischen gewitterschwangern Wolken.

Schon hatte der muthige Vater Alvuez die meisten Indianerstämme um den Lake Superior aufgesucht und während eines zweijährigen Aufenthalts unter ihnen die Chippewasindianer das Pater-Noster und das Ave-Maria beten gelehrt; er hatte von den sonnenanbetenden Potowattomies Einladungen zu deren Wohnungen empfangen und hatte die Friedenspfeife mit dem Stamm Illinois geraucht, der ihm von seinen großen, mit hohem Gras bewachsenen Ebenen erzählte, auf denen Haufen von wilden Rehen und Büffeln weideten; er war auch mit

den streitbaren, mächtigen Sioux zusammengetroffen, die von wildem Reis lebten, ihre Hütten mit Thierfellen deckten und auf den Prairien des großen Flusses wohnten, den sie „Messippi" nannten.

Marquette faßte den Entschluß, diesen großen Fluß aufzusuchen und zu befahren.

Er hatte die Ueberreste des huronischen Volksstammes um sich gesammelt und war mit denselben hinab an das Ufer des Lake-Michigan gezogen, in welchem sich ein großer Reichthum von Fischen befand. Dort bauten sie sich Hütten, und der Vater Marquette lehrte die wilden Kinder der Natur, Gott zu verehren und friedlich den Werken des Friedens zu leben.

Von da aus wollte Marquette in Begleitung eines Franzosen Namens Joliet und eines jungen Indianers vom Illinoisstamme sich auf seine Entdeckungsreise begeben. Der französische Intendant in Canada, Talon, begünstigte Marquette's Unternehmen, denn er wünschte zu erfahren, ob Frankreichs Fahnen auf dem großen Flusse bis an die Küsten des Stillen Meeres geführt oder am Mexicanischen Meerbusen neben dem Banner Spaniens aufgepflanzt werden könnten.

Marquette suchte jedoch auf seiner Reise den Ruhm eines andern Herrschers. — „Ich will mein Leben freudig opfern, um Seelen zu retten" — gab er einigen Abgeordneten des Potawattomiestammes zur Antwort, die ihn mit den Worten vor seiner Reise warnten: — „Diese entfernt wohnenden Völkerschaften schonen keinen Fremden; ihre fortwährenden gegenseitigen Kämpfe füllen die Ufer mit Kriegern; und der große Fluß ist voll von Ungeheuern, welche Menschen und Böte verschlingen; übrigens ist die übermäßige Hitze daselbst tödtlich." — Auf Marquette's Antwort vereinigten sich diese Kinder der Wildniß im Gebet mit ihm.

Marquette gelangte an den Forstrom, wo die indianischen Stämme Kickapoos, Mascoutins und Miamis

zusammen auf einer schönen Anhöhe wohnten, die von Prairien und prächtigen Waldungen umgeben war. Vater Aluez hatte daselbst ein Kreuz aufgerichtet, welches die Wilden mit prächtigen Thierfellen und schönen Gürteln „als Dankopfer für ihren Gott, den großen Manitou", behangen hatten. Die Aeltesten der Stämme traten zu einer Berathung zusammen, um die Pilger zu empfangen.

— „Mein Begleiter" — sprach Marquette zu diesen — „ist von Frankreich ausgesandt, um neue Länder zu entdecken; ich bin ausgesandt von Gott, um diese Länder mit seinem Evangelium zu erleuchten." — Er bot ihnen zugleich Geschenke an und bat sie um zwei Wegweiser für den folgenden Tag. Die Männer antworteten ihm wohlwollend und schenkten ihm eine Matte, die er auf seiner langen Reise als Bett benutzen sollte.

— „Siehe" — ich folge nun dem Geschichtschreiber Bancroft wörtlich, denn ich kann nichts Besseres thun — „siehe, am 10. Juni des Jahres 1673 der reinherzige, demüthige, anspruchslose, berühmte Vater Marquette mit seinem Begleiter Joliet, fünf Franzosen und zwei Algonquins als Wegweiser, zwei Canoes über die schmale Landzunge tragend, die den Forstrom von dem Flusse Wisconsin trennt. Sie erreichen das Wasser, sie stehen am Wisconsin und indem sie ein inbrünstiges Gebet zur Heiligen Jungfrau emporsenden, verlassen sie die Ströme, die in ihrem Laufe ihre Grüße zu dem Schloß zu Quebec getragen haben könnten. — «Die Wegweiser kehrten um» — sagt der sanfte Marquette — «und ließen uns allein in dem unbekannten Land, in den Händen der Vorsehung.»"

Frankreich und das Christenthum standen im Mississippithal.

Die Pilger fuhren auf den breiten Wisconsin hinaus und segelten allein und ohne Führer westwärts den Strom entlang, zwischen wechselnden Prairien und Waldabhän-

gen entlang, ohne irgend ein menſchliches Weſen oder nur die gewöhnlichen Thiere des Waldes zu ſehen. Kein Laut unterbrach dieſes feierliche Schweigen, außer dem Plätſchern des Waſſers um das Canoe und dem Brüllen der Büffel tief im Innern des Waldes. Nach ſieben Tagen gelangten ſie „glücklich in den großen Fluß, mit einer Freude, die nicht beſchrieben werden kann", und die beiden Boote von Birkenrinde, ihre Segel vor unbekannten Winden und unter einem neuen Himmelsſtrich fröhlich blähend, glitten den ſtillen oceanähnlichen Fluß hinab über den klaren breiten Sandgrund — den Aufenthalt unzähliger Schwärme von Waſſervögeln, glitten an kleinen Inſeln vorüber, die mit ihren reichen Laubmaſſen aus dem Schoos des Stromes empor zu quellen ſchienen, und erreichten auf dieſe Weiſe die weiten Ebenen zwiſchen Illinois und Jowas, von majeſtätiſchen Wäldern bekränzt oder mit einzelnen Baumgruppen überſtreut, abwechſelnd mit unüberſehbaren Prairieflächen.

Ungefähr ſechzig Meilen unterhalb der Mündung des Wisconſin wurden am weſtlichen Ufer des Fluſſes im Sande Spuren von Menſchen entdeckt. Ein ſchmaler Fußſteig führte durch eine ſchöne Prairie. Marquette und Joliet verließen ſogleich die Canoes und ihre Begleiter und entſchloſſen ſich, allein einen Beſuch bei den Wilden zu machen. Nachdem ſie etwa ſechs Meilen landeinwärts gegangen waren, erblickten ſie dicht am Bett eines Stromes ein Dorf und in einiger Entfernung an einem Abhang zwei andere Dörfer. Dieſer Strom wurde der Mou-in-gou-e-na oder Moingona, ſpäter des Moines genannt. Marquette und Joliet waren die erſten weißen Männer, die den Boden Jowas betraten. Sie befahlen ſich Gott und ſtießen einen lauten Ruf aus. Die Indianer hörten es. Vier alte Männer kamen ihnen langſam entgegen, die Friedenspfeife tragend und von vielfarbigen Federn glänzend. — „Wir ſind Illinois" (d. h. Männer) — ſagten ſie.

Ein alter Häuptling empfing sie in seiner Hütte und sagte, indem er die Hände zum Himmel erhob: — „Wie schön ist nicht die Sonne, Franzmann, da du kommst, uns zu besuchen! Unser ganzes Dorf erwartet dich und du sollst friedlich in unsern Hütten wohnen!"

In der großen Rathsversammlung dieser Indianer verkündigte Marquette die Lehre von dem alleinigen wahren Gott, ihrem Schöpfer. Er sprach auch von dem großen Capitän der Franzosen in Canada, der die feindlichen indianischen Völkerstämme bestraft und Frieden anbefohlen hatte, und fragte sie nach dem Mississippi und nach den Völkerstämmen an dessen Ufern.

— „Den Boten, welche die Niederlage der Irokesen verkündigten, wurde ein prächtiges Gastmahl von Homouny, Fischen und auserlesenem Wild aus der Prairie gegeben.

Nach sechstägigen Festlichkeiten unter diesen Wilden fuhr der kleine Haufen der Entdecker weiter. — „Ich fürchtete den Tod nicht" — sagt Marquette — „ich würde es für das höchste Glück gehalten haben, für Gottes Ehre zu sterben."

Sie fuhren an den steilen Felsen vorüber, welche den Gestalten seltsamer Thiere gleichen; sie hörten in der Entfernung das Rauschen von den Gewässern des Missouri, den sie nur unter dem algonquinischen Namen Pekitanoni kannten; und als sie zu der Vereinigung zweier Ströme — der schönsten in der Welt — kamen, da wo der schnelle Missouri wie ein Eroberer in den ruhigern Mississippi stürzt — da beschloß Marquette in seinem Herzen, den mächtigen Strom bis an dessen Quelle hinauf zu schiffen, über die Landstrecke zu pilgern, welche das Weltmeer davon trennt, und das Evangelium allen Völkern in dieser neuen Welt zu verkündigen.

Vierzig Meilen weiter fuhren sie an der Mündung des Ohio vorüber, damals Wabash genannt. An den

Ufern deſſelben wohnten die friedlichen Shawnees, welche vor den Ueberfällen der Irokeſen zitterten.

Das dicke Schilfrohr (canes) begann ſich längs der Flußufer ſo dicht und ſo ſtark zu zeigen, daß die Büffel nicht hindurchzubrechen vermochten. Die Hitze der Juliſonne und die Inſekten wurden unerträglich.

Die Prairien verſchwanden. Dichte, hohe Wälder von Laubholz bedeckten die Ufer bis ans Flußbett. Hier war das Land der Chickeſawsindianer und die Wilden führten Büchſen.

Sie gelangten an das Dorf Milihigamea in einer Gegend, die ſeit den Tagen Ferdinand de Soto's nicht beſucht worden war. — „Jetzt müſſen wir in der That die Hülfe der Heiligen Jungfrau anrufen" — dachte Marquette, als er die Indianer ſein Canoe umgeben ſah, mit Bogen und Pfeilen, Streitäxten und Keulen bewaffnet und unaufhörlich ihr wildes Schlachtgeſchrei ausſtoßend. Allein Marquette erhob die Friedenspfeife und dieſer Anblick rührte die Herzen der alten Krieger; ſie hielten den Eifer der jungen Wilden zurück, warfen Bogen und Pfeile in ihre Canoes und riefen den Fremdlingen ein friedliches Willkommen zu.

Die Reiſenden ſegelten bis an die Mündung des Arkanſasfluſſes. Hier waren ſie in den milden Regionen, die faſt gar keinen Winter, ſondern nur eine kurze Regenzeit haben. Hier waren ſie in der Nähe des Golfes von Mexico und machten Bekanntſchaft mit Indianerſtämmen, welche durch den Handel mit den Spaniern europäiſche Waffen erhalten hatten.

So, nachdem er von Gott und von den Geheimniſſen des katholiſchen Glaubens zu dieſen wilden Völkern geſprochen und ſich überzeugt hatte, daß „der Vater der Flüſſe" ſich nicht in den Ocean öſtlich von Florida, noch weniger in den Californiſchen Meerbuſen ergießt, verließ Marquette mit Joliet „Akanſea" und ſegelte wieder den Miſſiſſippi aufwärts.

Bei dem 38. Breitengrad drangen sie in den Illinoisstrom und entdeckten ein Land von unvergleichlicher Fruchtbarkeit, bedeckt mit Büffeln und Rehen, durchzogen von zwei kleinen Flüssen, an denen es von wilden Schwänen, Papageien und Truthühnern wimmelte. Die Illinoisindianer luden den Vater Marquette ein, zu kommen und unter ihnen zu wohnen. Einer ihrer Häuptlinge in Gesellschaft mehrer junger Männer begleitete den Franzosen über den Chicago bis zum Lake-Michigan und noch vor dem Ende des Monats September waren Alle wieder glücklich in der neuen Ansiedlung an der Green-Bay.

Joliet kehrte nach Quebec zurück, um daselbst die gemachten Entdeckungen anzuzeigen, die durch Talon an Colbert mitgetheilt wurden und dessen Ehrgeiz erregten.

Der anspruchslose Marquette blieb zurück, um das Evangelium den Miamisindianern zu predigen, die im nördlichen Illinois rings um Chicago wohnten.

Zwei Jahre später drang Marquette, indem er von Chicago nach Makinäw segelte, in einen kleinen Fluß im Michigan ein. An dem Ufer desselben errichtete er einen Altar und las die Messe nach dem Ritual der katholischen Kirche. Dann bat er die Männer, die das Boot ruderten, sie möchten ihn auf eine halbe Stunde allein lassen.

Nach Verlauf dieser halben Stunde gingen die Männer zurück, um ihn aufzusuchen, und fanden ihn schlafend, aber — — — um nicht wieder zu erwachen. Der gute Missionär, der Entdecker einer Welt, war zwischen dem Altar und dem Ufer des Flusses, welcher gegenwärtig seinen Namen trägt, eingeschlafen. An der Mündung dieses Flusses gruben ihm die Bootsleute sein Grab im Sande. Seit dieser Zeit pflegen die Bewohner der Wälder in Gefahren seinen Namen anzurufen. Die Bevölkerung des Westen sollte ihm ein Denkmal errichten."

Das ist die Erzählung über Vater Marquette.

Ein kleines Menſchenleben, aber wie reich, wie ſchön, wie fertig und vollendet!

Siehſt du nicht einen Strahl des himmliſchen Lichtes durch das nebelverhüllte, blutbeſpritzte Miſſiſſippithal glänzen? — Weiter unten auf dem Miſſiſſippi will ich dir von Ferdinand de Soto erzählen.

Auf dem Miſſiſſippi, 15. Oct.

Feucht und kalt; aber die ſtattlichen Berge, die ſich immer höher auf beiden Seiten des Fluſſes erheben, bedeckt von Eichenwäldern, die mit ihrem prächtigen Gelbbraun gegen den Herbſthimmel glänzen, und die zwiſchen den Bergen ſichtbaren Ausſichten auf die unendliche Prairie gewähren einen ſchönen und beſtändig wechſelnden Anblick. Und dann — Alles iſt ſo jung, ſo neu, ſo jungfräulich. Hier und da am Fuße der Berge, am Ufer des Fluſſes hat ein neuer Anſiedler ſein kleines Blockhaus erbaut und ein Stück Feld urbar gemacht, auf welchem er eben Mais erntet. Die Luft iſt grau, aber ganz ſtill. Wir fahren ganz langſam, denn der Waſſerſtand iſt zu dieſer Zeit des Jahres niedrig und der Fluß zeigt häufig den Grund. Er iſt zuweilen ſehr ſchmal, oft aber auch ſehr breit und voll von größern und kleinern Inſeln. Dieſe ſind mit wilden Weinreben bewachſen, welche ſich in Feſtons zwiſchen den größtentheils entlaubten Bäumen hinziehen. Aber die Weinreben ſind noch grün. Wir fahren zwiſchen Wisconſin (zur Rechten) und Jowa (zur Linken). Eben jetzt fahren wir an der Mündung des Fluſſes Wisconſin vorüber, wo Vater Marquette in den Miſſiſſippi hinausſegelte. Wie gut kann ich mir ſeine Gefühle denken, als er dieſen großen Fluß entdeckte! Ich fühle mich gegenwärtig, zweihundert Jahre ſpäter, faſt ebenſo glücklich wie er; denn auch ich bin allein und auf einer Entdeckungsreiſe, wiewol von anderer Art, begriffen. Der Ausfluß des

Wisconsin in den Mississippi zwischen Ufern, die mit belaubten Büschen und Bäumen bewachsen sind, ist wie eine schöne Idylle. Morgen kommen wir in wildere Gegenden und unter die Indianer. Wenn nur das Wetter nicht gar zu stürmisch wird!

Am Abend.

Es sieht aus, als ob es sich aufklären wollte. Die Sonne ist unter- und der Mond aufgegangen, und der Mond scheint auf die Wolken zu wirken, sodaß sie sich zertheilen. Bei Sonnenuntergang legte Menomonie am Ufer an, um Holz einzunehmen. Es war am Ufer von Iowa. Ich ging mit Mr. Sibbley ans Land. Da lag ein neuerrichtetes Blockhaus am Fuße eines Abhangs, etwa funfzig Schritte vom Ufer entfernt. Wir gingen hinein in dieses Haus und trafen darin eine junge hübsche Frau mit einem derben kleinen Knaben, „a baby", auf dem Arme. Ihr Mann war draußen im Walde. Sie befanden sich erst seit einigen Monaten an dieser Stelle, waren aber zufrieden und hofften, daß sie gut durchkommen würden. Zwei fette Kühe mit Schellengeläute gingen weidend um das Blockhaus herum, durch keine Einzäunung beschränkt. Im Innern des Hauses war Alles ordentlich, reinlich und zeugte von einem gewissen Comfort. Ich sah auf einem Schrank einige Bücher stehen — es war die Bibel, ein Gebetbuch und einige amerikanische Lesebücher, welche ausgewählte Stücken in Prosa und in Versen aus der englischen und amerikanischen Literatur enthielten.

Die junge Frau sprach verständig und ruhig über ihr Leben und ihre Lage als neue Ansiedler im Westen. Als wir das Haus verlassen hatten und ich sie mit ihrem schönen Kind auf dem Arm in der Hausthür stehen sah, gab ihre Gestalt, von dem Thürgewände umrahmt, in der wilden Beleuchtung des westlichen Him-

mels ein schönes Bild von dem neuen Leben im Westen. Diese junge, kräftige, ernste Mutter mit ihrem Kind auf dem Arme; diese kleine Wohnung, welche die edelsten Schätze der Liebe und des Gedankens in sich birgt — — siehe da die Pflanzschule, welche nach und nach die Wildniß füllen und sie erblühen lassen wird wie eine Lilie.

16. Oct.

Ein herrlicher sommerwarmer Morgen! Es hat heute Nacht geregnet und am Morgen hat sich das Wetter aufgehellt. Die dicken dunkeln Wolkenmassen wurden von leuchtenden Sonnenstrahlen durchbrochen und zerrissen. Und daraus entstand ein Spiel von kühnen Schatten und himmlischen Lichtern auf diesen immer kühnern, immer steilern und immer pittoreskern Höhen. Das war ein Leben! Und ich war wieder allein mit Amerika, meiner geliebten, meiner großen, schönen Schwester, der Sibylle, zu deren Füßen ich lauschend sitze und mit liebevollen Blicken empor zu ihr blicke. O — — — was sie mir Alles an diesem Tage sagte, an diesem Morgen voller Eingebungen, als sie durch Thränen das Licht des Himmels trank und die dunkeln Schatten wie einen Schatten von ihrem Antlitz zurückwarf, um dasselbe recht voll von dem göttlichen Lichte bestrahlen zu lassen! Diesen Morgen werde ich nie vergessen.

Sie kamen wieder und immer wieder diese dunkeln Wolken, Nacht verbreitend über diese tiefen Klüfte, aber sie mußten weichen und der Sonne Raum geben, die endlich ganz allein siegreich herrschte und über dem Mississippi und seiner Welt im schönsten Glanze eines Sommertags leuchtete. Und das innere Licht in mir redete mit dem äußern. Es war herrlich.

Die Berge an den Ufern wurden immer ungewöhnlicher und phantastischer, die überraschendsten Gestalten darstellend. Die Hälfte der Berge — eine Höhe von

etwa vier- bis fünfhundert Fuß über dem Waſſerſpiegel — war von goldſchimmerndem Laubwald bedeckt, aus welchem ſich ſteile, nackte, ruinenartige Felſen, rothbraune Wälle, Thürme, halbzerfallene Mauern, wie von frühern prächtigen Burgen und Schlöſſern erhoben. Die Burgruinen am Ufer des Rhein ſind Kleinigkeiten gegen dieſe gigantiſchen Ueberreſte aus der Urzeit, als es noch keine Menſchen gab, als die Titanen der Urnatur, die Megatherien, Maſtodons und Miſſurier aus den Fluten aufſtiegen und allein auf der Erde wandelten.

Bei mehren dieſer kühnen Pyramiden und gebrochenen Façaden war es ſchwer, ſich zu überzeugen, daß ſie nicht Werke von Menſchenhänden waren, ſo regelmäßig, ſo architektoniſch waren dieſe koloſſalen Bildungen. An einigen Stellen ſah ich kleine Häuſer von Menſchenhänden erbaut auf dieſen Klippen; ſie ſahen aus wie Vogelbauer auf einem hohen Dach. Allein ich freute mich darüber, weil ſie mir verkündeten, daß dieſe prächtige Gegend bald Bewohner und dieſer Tempel der Natur bald Verehrer in dem erkennenden und dankbaren menſchlichen Gemüth bekommen würde. Die Gegend jenſeit dieſer ſteilen Felſen iſt Hochland, ein herrliches, fruchtbares Prairieland, Land für viele Millionen Menſchen. Die Amerikaner ſollten auf dieſen Höhen gaſtfreie, ſchöne Häuſer bauen und hier arbeiten, beten, lieben und genießen. Eine veredelte Menſchheit wird einſt auf dieſen Höhen wohnen.

Unten im Fluſſe, zu den Füßen dieſer Bergrieſen, wurden die kleinen grünen Inſeln immer zahlreicher. Alle hatten denſelben Charakter, alle waren reizende Oaſen, von Weinranken umwunden. Die wilden Weintrauben ſind klein und ſauer, aber man ſagt, daß ſie nach den Fröſten ſüß würden. Es iſt merkwürdig, wie heimiſch überall in Amerika die Weinrebe iſt! Amerika iſt ein wahres Weinland. Ich ſah hier die Weiſſagung von der Zeit und dem Lande verwirklicht, wo „Jedermann

unter ſeinem eigenen Weinſtock in gutem Frieden ſitzen, wo Lamm und Wolf einträchtig miteinander ſpielen wird, wo die Wildniß blühen ſoll gleich einer Lilie" — Alles im Namen des Friedensfürſten.

Dieſe Berge, obwol verſchieden in Bezug auf ihre Form und auf die Felſenüberreſte, welche ſie tragen, haben eine Aehnlichkeit: — ſie ſind faſt alle von gleicher Größe, und keiner von ihnen überſteigt eine Höhe von acht- bis neunhundert Fuß. Alleſammt gute Republikaner!

Geſtern Abend, gerade bei Sonnenuntergang, ſah ich die erſten Spuren der Indianer in einem indianiſchen Grabe. Es war eine Kiſte oder Lade auf etliche Planken gelegt, die von vier Balken unter einen herbſtlichgelben Baum getragen wurden. Es iſt die indianiſche Sitte, ihre Todten auf dieſe Weiſe ſo lange beizuſetzen, bis alles Fleiſch von den Gebeinen verweſt iſt; dann begraben ſie dieſelben unter Ceremonien, Tänzen und Geſängen in der Erde oder in Höhlen. Ein Sarg unter einem herbſtgelben Baume in der bleichen Abendſonne war alſo das erſte Zeichen dieſes armen ausſterbenden Volkes, das ich wahrnahm.

Bald darauf ſahen wir indianiſche Hütten auf den Felſen am Ufer. Sie werden von den Indianern hier „Tepees" (Wohnungen) und auf engliſch „Lodges" genannt und ſind zeltförmige Hütten, mit Büffelhäuten bedeckt, die um lange Stangen befeſtigt ſind, welche in einem Kreiſe in der Erde ſtecken und oben, wo der Rauch durch eine Oeffnung ausſtrömt, verbunden ſind. Sie erinnern an unſere Lappenhütten, ſind aber in größerm Stil ausgeführt. In jedem Zelt iſt eine niedrige Oeffnung in Geſtalt einer Thüre, welche mit einer daran befeſtigten Büffelhaut zugedeckt werden kann, wenn man will. Durch dieſe Thüre ſah ich in mehren dieſer Hütten drinnen auf dem Fußboden ein Feuer brennen. Es ſah ſehr gemüthlich aus. Kleine wilde Kinder ſprangen am Ufer herum. Es war einer der ſchönſten Mondſcheinabende.

17. Oct.

Sonnenhell, aber kalt. Wir haben (zur Linken) indianiſches Gebiet auf unſerm ganzen Wege; es iſt das Territorium Minneſota, und wir ſehen am Ufer die Indianer in größern und kleinern Lagern. Die Männer ſtehen oder gehen herum, in rothe oder weißgelbe Decken gehüllt; die Frauen ſind am Feuer innerhalb oder außerhalb der Zelte beſchäftigt oder tragen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken, eingewickelt in den gelben Filz, der ſie ſelbſt umhüllt. Alle ſind barhäuptig mit ſchwarzen, ſtruppigen, herabhängenden, pferdehaarähnlichen Haaren, die zuweilen in Zöpfe geflochten ſind. Eine Menge Kinder, beſonders Knaben, liefen ſchreiend am Ufer herum.

Wir fuhren ſehr langſam, blieben dann und wann auf dem Grunde ſitzen und mußten unſern Weg durch die Inſeln nehmen. Inzwiſchen huſchten kleine Canoes mit Indianern ſchnell und gewiſſermaßen ſchüchtern hier und da an den Ufern und Inſeln vorüber und ſchienen unter den Büſchen Etwas zu ſuchen. Es waren, wie mir ſchien, meiſtens Weiber in den Booten; allein es iſt nicht leicht, einen Mann von einer Frau zu unterſcheiden, wenn ſie in ihren Filz eingehüllt, mit bloßem dicken Haar daſitzen. Es ſind wilde Beeren und Kräuter, welche ſie unter den Büſchen ſammeln.

Wie thierähnlich ſehen doch dieſe Wilden aus! Und wie wunderlich iſt es, Menſchen zu ſehen, welche den Menſchen, die wir tagtäglich um uns ſehen, ſo unähnlich ſind, welche uns ſelbſt ſo unähnlich ſind!

Die Indianer, die wir hier ſahen, ſind von dem Volk der Sioux (Dacotah), einem der mächtigſten Stämme des Landes. Sie bewohnen das Land um die Quellen des Miſſiſſippi (Minneſota) zugleich mit den Chippewasindianern. Jeder dieſer beiden Volksſtämme ſoll ungefähr fünfundzwanzigtauſend Seelen zählen. Dieſe beiden Volksſtämme leben in beſtändiger Fehde miteinander; es

iſt jedoch kürzlich, nach einigen blutigen Ueberfällen, ein großer Friedenscongreß bei dem Fort Snelling gehalten worden, wobei die amerikaniſchen Bevollmächtigten die rachedurſtigen Völkerſchaften gezwungen haben, ſich einander — wenn auch widerwillig — die Hand zur Verſöhnung zu reichen.

Mr. Sibbley, der mehre Jahre unter den Sioux gelebt und an den Jagden und an der gewöhnlichen Lebensweiſe derſelben Theil genommen hat, erzählte mir mehre eigenthümliche Züge aus dem Leben und aus dem Charakter dieſes Volks. Eine gewiſſe Großherzigkeit zeigt ſich darin, aber ſie iſt auf einen bedeutenden Grad von Hochmuth gegründet, und ihre Rachſucht iſt wild und grauſam auf eine unedle Weiſe. Mr. Sibbley ſchätzt jedoch die Indianer hoch und ſoll auch für ſeine Perſon ein großer Günſtling derſelben ſein. Wenn wir an indianiſchen Dörfern vorüberfahren, ſtößt er zuweilen eine Art von wildem Geſchrei aus, welches vom Ufer aus jubelnd erwidert zu werden pflegt.

Inzwiſchen erblickten wir ein kleines Blockhaus und daneben zwei bis drei indianiſche Tepees. Es iſt ein Halbblutindianer, der dieſes Haus bewohnt, d. h. ein Mann, deſſen Vater ein weißer Mann und deſſen Mutter eine Indianerin geweſen iſt; und es ſind die Verwandten ſeiner Mutter oder ſeiner indianiſchen Hausfrau, die ſich in ſeiner Nähe angeſiedelt haben. Gewöhnlich iſt ein ſolcher Halbblutindianer ein Handelsmann und ſteht mit Europäern in Verbindung.

Wir haben jetzt auch mehre Indianer an Bord, eine Familie Winnebagoes, Mann, Frau, Tochter (ein Mädchen von ſechzehn Jahren), und zwei junge Krieger aus dem Siouxſtamm, mit prächtigen Federn geſchmückt und roth und gelb, ja, ich glaube mit allen Farben gemalt, ſodaß es köſtlich iſt. Sie halten ſich auf dem obern Deck auf, wo auch ich mich meiſtens aufhalte, der freien Ausſicht halber.

Der Winnebago-Mann ist ebenfalls bemalt und liegt auf dem Verdeck häufig da, auf dem Bauch, auf die Elnbogen gestützt und in seinen Mantel von Filz eingewickelt. Die Frau sieht alt und abgelebt aus, ist aber munter und gesprächig. Das Mädchen ist groß, hat ein angenehmes Aeußere, aber schwerfällige Züge und einen breiten gebogenen Rücken; sie ist sehr schüchtern und wendet sich ab, wenn man sie ansieht. Ich sah sie alle Drei ihr Mittagsessen halten, indem sie aus einem Beutel ein Stück — wie ich glaube, geräuchertes — Fleisch herausnahmen und Jedes abwechselnd ein Stück davon mit den Zähnen abbissen. Ich bot ihnen Kuchen und Früchte an, die ich bei mir hatte. Die Frau riß sie mir lachend fast aus den Händen. Sie ließen sich Beides munden, aber Niemand machte Miene, mir zu danken.

Die jungen Siouxkrieger sehen aus wie eine Art von großen prächtigen Truthähnen; sie blähen sich auf und sehen sehr hochmüthig aus; dann und wann kriechen sie aber zusammen, hocken beieinander wie Affen und schwatzen miteinander mit gelenker Zunge, wie nur ein paar Kaffeeschwestern schwatzen können. Alle Männer haben Nasen, die den Hühnernasen gleichen, und ihre Mundwinkel sind abwärts gezogen, sodaß ihr Gesicht einen unangenehmen höhnischen Ausdruck dadurch erhält. Aber nichts frappirt mich bei ihnen so sehr wie ihre Augen; denn diese haben einen gewissen fast unmenschlichen Ausdruck. Sie scheinen mir denen der wilden Thiere zu gleichen, kalt, hell, mit einem festen, harten und fast grausamen Blick. Es ist, als ob sie fortwährend nach einem Gegenstande, nach irgend einer Beute tief im Walde spähten. Dem Blicke der Indianer fehlt keineswegs die Einsicht und das Verständniß, wol aber das Gefühl. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen diesen Augen und denen der Neger. Die Erstern gleichen einem kalten Tag, die Letztern einer warmen Nacht.

In vergangener Nacht fuhren wir bei Mondschein durch den „Lake-Pepin", eine Erweiterung des Missisippi, welche so groß ist, daß sie einen See bildet, umgeben von hohen, fast senkrecht aus dem Wasser emporsteigenden Felsen, unter denen einer, der ganz besonders hervorragt, die Wenowaklippe genannt wird, und zwar nach einer jungen Indianerin, die hier ihr Sterbelied sang und sich dann in die Tiefe hinabstürzte, den Tod der Verbindung mit einem Manne vorziehend, den sie nicht liebte.

Gestern Abend spät bemerkte ich einen hochgewachsenen Indianer, welcher mit gekreuzten Armen, eingehüllt in seinen Filzmantel, unter einem großen Baume stand. Er stand so unbeweglich, daß er mit dem Baume zusammen gewachsen zu sein schien, an dessen Stamm er seinen Rücken lehnte. Er sah recht stattlich aus. Aber auf einmal sprang er heftig auf und begann unter gellendem Geschrei am Ufer hinzulaufen, und nun erblickte ich in einiger Entfernung ein Lager von ungefähr zwanzig Tepees im Walde nahe am Flusse, in welchem Feuer brannten und Alles von Menschen zu wimmeln schien. Längs am Strande hin lagen eine Menge kleiner Canoes, und ich denke mir, daß der Warnungsruf des Indianers diesen Canoes galt, denn als unser Dampfboot an dieser Stelle vorbei fuhr — es war an einer Bucht des Flusses, wo das Lager stand — richtete es ein wahres Erdbeben unter den kleinern Booten an, die wie Nußschalen, theils durcheinander, theils an das Ufer geschleudert wurden. Die Indianer, welche in den Booten saßen, sprangen heraus aus denselben ans Ufer, andere liefen aus den Zelten hinunter an die Boote, das ganze Lager kam in Bewegung, man schrie und bellte, sowol Menschen als Hunde, und erhob ein gellendes Geschrei, das noch lange gehört wurde, nachdem der Menomoni schon mit brausender Schnelligkeit vorüber geschossen war.

Das Lager mit seinen Feuern, Zelten und Menschen war ein äußerst wildes, lebendiges Schauspiel.

An einer andern Stelle sahen wir im Laufe dieses Tages einen großen hellrothen Stein auf einem Feldgrundstück in der Nähe des Flusses liegen. Man sagte mir, daß dieser Stein und überhaupt alle großen Steine dieser Art den Indianern für heilig gelten und daß die Letztern auf diesen Steinen ihre Eide ablegen, ihre Versammlungen um sie herum halten und sie als von einer Gottheit bewohnt betrachten.

Heute Nachmittag sollen wir St.-Paul erreichen, das Ziel unserer Reise und die nördlichste Stadt am Mississippi. Es ist mir verdrießlich, diese Reise so bald beendigt zu sehen; ich wünschte, daß diese Fahrt auf dem Mississippi mindestens acht Tage dauern könnte. Sie unterhält und interessirt mich unbeschreiblich. Diese neuen Ufer, so neu auf jede Weise, mit ihren beständig wechselnden Auftritten, diese wilden Völkerschaften mit ihren Lagern, ihren Feuern, ihren Booten, ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen — dies Alles ist mir eine fortwährende Erquickung. Dazu kommt noch, daß ich dies Alles wegen der vortrefflichen amerikanischen Einrichtungen für die Passagiere der Dampfboote in Frieden und Freiheit genießen kann. Sie sind gewöhnlich dreideckig. Das mittelste Deck wird hauptsächlich von Passagieren eingenommen, die, um ihre Bequemlichkeit zu genießen, einen höhern Preis als die andern bezahlen. Rings um dieses Deck zieht sich eine breite Galerie (oder Piazza), die von dem obern Deck überschattet ist, und innerhalb dieser Piazza sind die Zimmer der Passagiere rings um das ganze Boot befindlich. Jedes Zimmer hat eine Thür mit Fenstern nach der Galerie, sodaß man beliebig auf diese letztere treten oder auch von seinem Zimmer aus die Ufer betrachten kann. Dieser Thür gegenüber führt eine andere Thür in den Salon. Der Salon im hintern Theil des Schiffes ist stets für die Frauenzimmer bestimmt und rings herum sind die Zimmer für dieselben; der andere größere Salon, welcher

zugleich als Speiſeſaal dient, iſt das Verſammlungszimmer der Herren. Jedes kleine Zimmer, welches „State room“ genannt wird, hat gewöhnlich zwei Betten, eins über dem andern. Aber wenn das Dampfboot nicht übervoll von Paſſagieren iſt, ſo kann man gewöhnlich das ganze Zimmer für ſich allein behalten. Dieſe Zimmer ſind ſtets weiß ausgemalt, ſauber, hell und behaglich; man kann ſich darin, auch am Tage, ganz bequem aufhalten. Der Tiſch iſt gewöhnlich gut und reichlich, und der Reiſeaufwand verhältnißmäßig gering. So z. B. bezahle ich für die Reiſe von Galena nach St.-Paul blos ſechs Dollars, was mir ſehr wenig ſcheint im Vergleich mit all' dem Guten, das ich genieße, und mit all' dem Vergnügen, das ich habe. Mein kleines vortreffliches „State room“ habe ich ganz allein für mich, und die wenigen Standesperſonen, welche ſich gegenwärtig am Bord finden, ſind nicht von der fragelustigen Sorte. Eine derſelben, Mr. Sibbley, iſt ein kenntnißreicher, freundlicher und für mich durch ſeine Bekanntſchaft mit der Bevölkerung und mit den Verhältniſſen der hieſigen Gegend höchſt intereſſanter Mann. Einige Auswandererfamilien ſind am Bord, welche ſich an den Ufern der Flüſſe St.-Croix und Stillwater niederzulaſſen beabſichtigen und nicht zu der Geſellſchaft gehören, welche man vorzugsweiſe „die gute“ nennt, obgleich ſie mitten unter derſelben ſitzen — einige von den Frauenzimmern rauchen aus Meerſchaumpfeifen. Namentlich ſind es zwei halberwachſene Mädchen, die mir dann und wann ſehr im Wege ſind, beſonders eine von ihnen, ein großes, unförmliches Mädchen, in einem ziegelrothen Kleide und mit feuerrothem Haar, welches wie ein Beſen im Nacken hervorſteht, ſchiefäugig und, ſowie ſie aufs Verdeck kommt, ſtellt ſie ſich mit gekreuzten Armen, mit offenem Munde und mit Augen, die ſich kreuzen, als ob ſie irgend ein ungewöhnliches Thier angaffen wollten, gerade vor mich hin, um mich anzugaffen, und dann und wann

schreit sie mich heftig mit irgend einer unnützen, geistlosen Frage an. Ich betrachte diese Naturkinder als eins der zum großen Westen gehörigen mythologischen Wunder, als Töchter von dessen Riesen und Jothuner, und genire mich keineswegs, sie ein wenig kurz abzufertigen. Ach! Mag man in diesen Welttheil noch so sehr als Demokrat kommen, so läuft man Gefahr, während des Herumreisens darin Aristokrat bis zu einem gewissen Grad zu werden. Bis zu einem gewissen Grad; denn mehr als in diesem Grad werde ich es niemals, wenn auch der Riesentöchter so viele werden sollten, daß sie mir die Aussicht gänzlich verdunkeln. Das ziegelfarbige dummdreiste Mädchen hier würde — davon bin ich fest überzeugt — durch einige freundliche unterweisende Worte andere Sitten und Manieren annehmen; und wenn ich länger mit ihr zusammenbliebe, so würden wir gewiß noch gute Freunde werden.

Und dann ist unter diesen Auswandererfamilien eine alte Großmutter, jedoch noch nicht so sehr alt, aber so umsichtig, so im Stillen thätig und so sorgsam für alle die Ihrigen, so augenscheinlich gutmüthig und mütterlich von Natur, daß man ihr ihre Fragen und ihre Unkenntniß in der Geographie recht gern zu Gute hält, wenn man selbst gutmüthiger Natur ist. Aber das ist man freilich nicht, wenn man von den Façons der Riesentöchter aus seinem Humor gerissen wird, während man gerade Frieden haben will.

Der Capitän des Dampfboots, Mr. Smith, ist ein ausgezeichnet artiger und angenehmer Mann, der am Bord mein Cavalier ist und auf dessen Schiff die schönste Ordnung herrscht.

Wir sehen jetzt an den Ufern keine Spur von europäischer Cultur mehr, nur indianische Hütten und Feuer. Die Ufer des Lake-Pepin werden immer niedriger und die Natur zeigt sich immer weniger großartig.

Siebenundzwanzigſter Brief.

St.-Paul, Minneſota, 25. Oct. 1850.

Ungefähr drei Meilen vor St.-Paul ſahen wir ein großes indianiſches Dorf mit ungefähr zwanzig fellbedeckten Hütten, aus denen Rauchſäulen emporſtiegen. Mitten unter dieſen Hütten lag ein gezimmertes Blockhaus. Es war die Wohnung, welche ſich ein chriſtlicher Miſſionär mitten unter den Wilden erbaut und in welcher er eine Schule für Kinder eingerichtet hatte. In einem Halbkreiſe hinter dem Dorfe waren auf den grünenden Anhöhen eine Menge Gerüſte auf vier Balken, auf denen Särge oder Kiſten aus Baumrinde ſtanden. Kleine weiße Flaggen zeichneten die luftigen Ruheſtätten der zuletzt Verſtorbenen aus. Das Dorf, welches Kaposia heißt und zu den feſten (ſtehenden) indianiſchen Dörfern gehört, ſah ſehr belebt aus, beſonders von indianiſchen Frauen, Kindern und Hunden.

Wir fuhren raſch vorüber, denn der Miſſiſſippi war hier ſo hell und ſo tief wie der Götha Elf. Plötzlich machte der Fluß eine Krümmung nach links und wir ſahen St.-Paul vor uns auf einem hohen „bluff“ (was man in Dalarne einen „Abſatz“ nennt) des öſtlichen

Mississippiufers gelegen, im Hintergrunde das blaue Himmelsgewölbe, unten in der Tiefe den großen Fluß und davor nach rechts und links schöne Thalzüge mit grünenden waldbewachsenen Hügeln — eine wahrhaft schöne und imponirende Lage mit der schönsten Aussicht.

Wir legten an dem untern Theile der Stadt St.-Paul an. Von da steigt man in den obern Theil der Stadt auf Treppen, gerade wie wir es an dem südlichen Berge am Mosehügel in Stockholm zu thun pflegen. Längs der Straße am Ufer saßen oder lustwandelten Indianer. Sie gingen eingehüllt in ihre langen Filzmäntel und mit stolzen Schritten, einige darunter recht stattliche Figuren. Gerade vor unserm Dampfschiff saßen auf einer Treppe vor einem Hause einige junge Indianer, prächtig ausgeputzt mit Federn und mit Bändern, und rauchten aus einer langen Pfeife, welche sie von dem Einen zum Andern gehen ließen, sodaß Jeder blos einige Züge rauchen konnte.

Wir hatten noch gar nicht lange am Ufer angelegt, als der Gouverneur von Minnesota, Mr. Alexander Ramsay, und seine schöne junge Gattin an Bord kamen und mich als Gast in ihr Haus einluden. Und da bin ich nun, glücklich mit diesen freundlichen Menschen, und unternehme mit ihnen Excursionen in die Umgegend.

Die Stadt ist eins von den jüngsten „babies“ des großen Westen, erst achtzehn Monate alt, ist aber während dieser kurzen Zeit schon zu einer Bevölkerung von zweitausend Personen gewachsen und wird gewiß in kurzer Zeit zwanzigtausend Bewohner zählen, denn die Lage ist prächtig, sowol in Rücksicht auf Schönheit als auf den Handel. Hierher strömen die Pelzwaaren der Indianer aus dem ganzen ungeheuern Landstriche zwischen dem Mississippi und Missouri, Minnesotas westlicher Grenze. Und die Wälder, noch in ihrem ursprünglichen Reichthum, und die fischreichen Seen und Ströme bieten unerschöpfliche Hülfsquellen dar, zu deren Ausfüh-

rung in den Welthandel der große Miſſiſſippi dient, der ſie durch das ganze Centralamerika hinunter nach Neuorleans trägt. Auch haben mehre hieſige Kaufleute ſchon ein bedeutendes Vermögen gewonnen, und es kommen ihrer immer mehr hieher und man baut Häuſer ſo ſchnell man kann.

Aber noch iſt die Stadt in ihrer Kindheit und man behilft ſich mit nothdürftigen Wohnungen. Das Vorzimmer im Hauſe des Gouverneurs Ramſay iſt zugleich ſein „Office“, und Indianer, Arbeitsleute, Damen und Herren treten durcheinander in daſſelbe ein. Inzwiſchen baut Mr. Ramſay ſich ein ſchönes geräumiges Haus, ein Stück außerhalb der Stadt, auf einer Anhöhe mit ſchönen Bäumen und mit einer weiten Ausſicht über den Fluß. Sollte ich am Miſſiſſippi wohnen, ſo möchte ich meine Wohnung hier nehmen. Das iſt eine Hochlandsgegend, die überall ſchöne abwechſelnde Ausſichten eröffnet. Und dann — — — Alles hat ein ſo junges, ein ſo friſches Leben!

Es wimmelt in der Stadt von Indianern. Die Männer ſind meiſtentheils prächtig herausgeputzt und tragen blanke Aexte, deren Stiel ihnen zugleich als Pfeifenrohr dient. Zuweilen iſt die Hälfte ihres Geſichts mit zinnoberrothen Strichen und Figuren und die andere Hälfte mit gelben dito ſammt allen möglichen Phantaſien in Grün, Blau und Schwarz bemalt, ohne daß ich darin die mindeſte Rückſicht auf Schönheit entdecken kann. Hier kommt ein Indianer, der einen großen Fleck mitten auf der Naſe, dort kommt ein Anderer, der ſeine ganze Stirn mit kleinen Quadraten von Gelb und Schwarz bemalt hat, da geht ein Dritter mit kohlſchwarzen Ringen um die Augen. Alle haben Adler- oder Truthahnfedern im Haar, meiſtentheils gefärbt oder am Ende mit feuerrothen Wollfäden durchflochten. Ihr Haar iſt auf der Stirn kurz verſchnitten, hängt aber übrigens üppig oder auch in Zöpfen um die Schultern, ſowol bei den Män-

nern als bei den Frauen. Die Frauen sind wenig bemalt, und, wenn sie es sind, mit besserm Geschmack als die Männer, gewöhnlich nur mit einem kleinen rothen Fleck mitten auf den Wangen und auf dem Stirnbein mit Purpur gefärbt. Mir gefällt ihr Aussehen besser als das der Männer. Sie haben gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln und oft einen sehr freundlichen Gesichtsausdruck, auch in dem Blicke ihrer Augen weit mehr Menschliches als die Männer. Aber sie sind augenscheinlich blos die Lastthiere der Männer. Da geht ein Indianer mit stolzen Schritten und hält sein federgeschmücktes Haupt empor. Er trägt nichts als seine Pfeife und (wenn er auf einer langen Wanderung begriffen ist) einen langen Stab in der Hand. Hinter ihm mit gesenktem Haupt und gebeugtem Rücken geht seine Hausfrau, gebeugt unter dem Pack, das sie auf dem Rücken trägt und das ihr ein um die Stirn befestigter Riemen tragen hilft. Aus dem Pack auf ihrem Rücken guckt ein kleines rundes Gesicht mit schönen dunkeln Augen hervor; es ist ihr „Papoose“, wie die kleinen säugenden Kinder hier genannt werden. Der kleine Körper dieses Kindes ist mit dem Rücken durch Binden an ein kleines Bret befestigt, welches den Rücken gerade halten soll; und das Kind lebt und nährt sich, schläft und wächst, fortwährend an das Bret befestigt. Wenn das Kind auch laufen kann, wird es dessenungeachtet von der Mutter noch immer in den Falten des wollenen Mantels herumgetragen. Fast alle Indianer, die ich hier sehe, gehören dem Siouxstamme an.

Vorgestern führte mich der Gouverneur Ramsay zu den „Falls of St.-Anthony“, einige Meilen weit von St.-Paul entfernt. Diese Wasserfälle verschließen den Mississippi Dampfbooten und andern Fahrzeugen. Von diesen Fällen bis nach Neuorleans ist eine Entfernung von ungefähr 2200 Englische Meilen. Ein Stück oberhalb der Fälle wird der Fluß wieder schiffbar auf einige

hundert Meilen, doch nur für kleinere Fahrzeuge und nicht ohne Gefahr. „St.-Anthony Falls“ haben keine bedeutende Höhe und kamen mir blos wie das große Wehr an einer Mühle vor. Sie stürzen quer über ein Lager von Taffelsteinen herab, welche zuweilen zerbrechen und in große Blöcke spalten. Die Gegend rings um diese Fälle ist keineswegs großartig und ebenso wenig malerisch. Doch ist der Fluß hier sehr breit und es ist leicht möglich, daß deshalb die Fälle und die Höhen unbedeutender erscheinen, als sie wirklich sind. Längs der Ufer ist ein großer Reichthum von wildem Buschwerk zwischen Blöcken und Felsenwänden von Taffelstein, Alles in ruinenartigen Bildungen, aber nicht großartig. Der Fluß, die Fälle, das Land, die Aussicht — Alles hat hier mehr Breite und Weite als Größe.

Es war Vater Hennepin, der französische Jesuit, welcher zuerst zu diesen Fällen kam, gefangen von den Indianern fortgeführt. Die Indianer nannten die Fälle „Irrara“ oder „die lachenden Wasser“. Aber Vater Hennepin taufte sie St.-Anthony. Mir für meine Person gefällt der erstere Name besser, denn er ist charakteristischer für die Wasserfälle, die mehr heiter als gefährlich aussehen und deren Geräusch nichts Düsteres hat.

Der Mississippi ist in seiner Jugend ein Fluß von heiterer Art. Ich habe eine Zeichnung von seiner Quelle (ein Geschenk von Mr. Scoolcraft), dem kleinen See Itaska im nördlichen Theile von Minnesota. Dieser kleine See sieht aus wie ein klarer Himmelsspiegel mit einem Rahmen von Urwald. Nordische Tannen und Fichten, Ahorn und Buchen und alle schönen amerikanischen Gewächse dieser Zone umgeben das Wasser, wie schützende Lauben die Wiege eines Kindes. Höher hinauf in einem wild ausgedehnten Hintergrunde liegt Gebirgsland, von den Franzosen „Hauteur des terres“ genannt und einem hohen Plateau gleichend. Es ist von dichter Waldung bedeckt, überfäet mit Granitblöcken, durchzogen

von reichen Quellenadern. Fünf der letztern ergießen ſich aus verſchiedenen Richtungen in den kleinen See Itaska.

Wenn der „baby“ Miſſiſſippi aus dem Schoos des Itaska hervorſtürzt, iſt er ein heller, kleiner Strom, etwa ſechzehn Fuß breit und vier Zoll tief. Ueber Stock und Stein hüpfend erweitert er ſich, neunzig Meilen weit von ſeiner Quelle, in dem Lake-Pemidyi, einem See mit kryſtallhellem Waſſer und gänzlich frei von Inſeln. Hier ſtößt er mit dem River La Place vom Aſſawaſee zuſammen. Fünfundvierzig Meilen weit ergießt er ſich in den Caſſ-See — den Schluß der Expedition, die der General Caſſ im Jahre 1820 unternahm. Wenn der Miſſiſſippi aus dieſem See herauskommt, iſt er 172 Fuß breit und acht Fuß tief. So ſchreitet er fort, wachſend, ſich vertiefend, immer reichere Zuflüſſe aus Quellen und Strömen in ſich aufnehmend, bald in klaren Seen mit einem unendlichen Reichthum von Fiſchen ruhend, bald zwiſchen Ufern dahineilend, die mit wilden Roſen, Flieder, Hagedorn, mit wildem Reis, mit wilden Pflaumen und allen wilden Beeren des Waldes, Erdbeeren, Himbeeren, Moosbeeren bedeckt ſind, durch Wälder von weißen Cedern, Föhren, Birken und Zuckerahorn, reich an Wildpret aller Art, an Bären, Elenthieren, Füchſen, Raccoons, Mardern, Bibern u. ſ. w., durch hohe oder niedere Prairien, voll von murmelnden Quellen (in der ſogenannten Undineregion), durch Gegenden, deren fruchtbarer Boden leicht fruchtbare Ernten von Korn, Weizen, Kartoffeln u. ſ. w. tragen würde, eine Strecke von drei- bis vierhundert engliſche Meilen weit, während er auf weite Entfernungen ſchiffbar iſt, bis er St.-Anthony erreicht. Kurz vor St.-Anthony hat er ſich ſehr erweitert und umfaßt mehre größere und kleinere Inſeln, die reich mit Bäumen und Weinranken bewachſen ſind. Unmittelbar über den Fällen hat er einen Grund von einer ſo großen Steinbank, daß man mit Wagen und Pferden darüber fahren kann, was wir auch zu meinem größten

Erſtaunen verſuchten. Nicht weit unterhalb der Fälle wird der Fluß wieder ſchiffbar und Dampfboote aus dem Süden gehen aufwärts bis nach Mendota (einem Dorf beim Ausfluß des Fluſſes St.-Peter in den Miſſiſſippi), noch etwas weiter über St.-Paul gelegen. Von da aus fährt man frei und ungehindert den Miſſiſſippi hinauf bis an den Mexicaniſchen Meerbuſen. Die Fälle St.-Anthony ſind das letzte Jugendabenteuer des Miſſiſſippi. Neunhundert Meilen weit zieht ſich der Fluß durch das Gebiet von Minneſota, und zwar der größere Theil davon durch wildes, faſt unbekanntes Land.

Aber ich kehre wieder zu den Fällen von St.-Anthony und zu meinem Tag bei denſelben zurück.

Gleich unterhalb des größten Falles und umgeben von deſſen Waſſerſtaub wie von Nebelgeſtalten, liegt eine kleine Inſel von maleriſchen ruinenähnlichen Steinen, mit einem reichen Laubwald gekrönt — dem ſchönſten und bedeutendſten Punkt in dieſer ganzen Scenerie. Sie wird „the Cataract-Island“ von dem Fall der „lachenden Waſſer“ genannt. Sie heißt auch „Spirit-Island“ nach einer Begebenheit, die ſich vor einigen Jahren hier zugetragen hat und die ich dir erzählen muß, weil ſie bezeichnend für das Leben der indianiſchen Frauen iſt.

Vor einigen Jahren kam ein junger Jäger vom Stamm der Sioux und ſchlug ſein Tepee am Ufer des Miſſiſſippi auf, ein kleines Stück Weges über den Fällen von St.-Anthony. Er hatte blos eine Frau (was ſehr ungewöhnlich bei dieſen Herren iſt, die ſich zuweilen bis zu zwanzig Frauen nehmen), und dieſe hieß „Ampato Sapa“. Sie lebten Beide glücklich zuſammen mehre Jahre hindurch und hatten zwei Kinder, die um ihr Feuer ſpielten und die ſie fröhlich „ihre Kleinen“ nannten.

Der Mann war ein glücklicher Jäger, und mehre Familien ſammelten ſich nach und nach um ihn und richteten ihre Tepees in der Nähe des ſeinigen auf. Da ſie in ein näheres Verhältniß zu dem glücklichen Jäger zu kom-

men wünſchten, ſo ſpiegelten ſie demſelben vor, daß er mehre Frauen haben müſſe, daß er dadurch ſein Anſehen vermehren würde und dann bald zum Häuptling ſeines Stammes gewählt werden könnte.

Der Mann ließ ſich dieſen Rath wohlgefallen und nahm heimlich eine zweite Frau. Aber um ſie in ſein Tepee einführen zu können, ohne das Misvergnügen ſeiner erſten Frau zu erregen, welche die Mutter ſeiner Kinder war, ſprach er zu dieſer:

— „Du weißt, daß ich nie ein anderes Weib ſo zärtlich wie dich zu lieben im Stande bin. Aber ich habe geſehen, daß dir die Sorge für mich und für die Kinder zu viel und zu ſchwere Arbeit macht; deshalb habe ich mich entſchloſſen, noch eine Frau zu nehmen, die dir helfen ſoll. Aber du ſollſt ſtets die Erſte in meiner Wohnung bleiben.“

Die Frau wurde tief betrübt, als ſie dieſe Worte hörte. Sie bat ihn, an ihre frühere Liebe zu denken, an ihr Glück während einer Reihe von Jahren, an die Kinder! — — — Sie bat, daß er dieſe zweite Frau nicht in ihre Wohnung bringen möchte.

Aber am nächſten Abend führte der Mann die neue Frau in ſein Tepee. Früh in der Dämmerung des nächſten Morgens ertönte ein Todtengeſang am Miſſiſſippi. Eine junge Indianerin ſaß mit zwei kleinen Kindern in einem kleinen Canoe und ſteuerte das Fahrzeug den Fluß abwärts nach den Fällen zu. Es war Ampato Sapa. Sie ſang in Trauertönen den Kummer ihres Herzens, die Treuloſigkeit ihres Mannes und ihren Entſchluß, zu ſterben. Ihre Freunde hörten ihren Geſang und ſahen ihre Abſicht; aber zu ſpät, um die Ausführung der letztern zu hindern.

Ihre Stimme wurde bald von dem Getöſe des Falles übertönt. Am Rande des Abgrunds hielt das Boot einen Augenblick an, im nächſten Augenblick ſtürzte es

hinunter und verschwand in der schäumenden Tiefe. Mutter und Kinder erschienen nicht wieder.

Die Indianer glauben noch heute in der Morgendämmerung den Klaggesang zu hören, der die Treulosigkeit und Härte des Mannes erzählt; sie glauben auch zuweilen in den Nebelgestalten, welche aus den Fällen um die „Geisterinsel" aufsteigen, die Mutter zu sehen, die ihre Kinder an ihre Brust drückt.

Dieser Vorfall ist blos einer von den vielen derselben Art, welche alljährlich unter den Indianern vorkommen. Der Selbstmord ist unter den indianischen Frauen gar nichts Seltenes. Ein Herr, der dies bestreiten wollte, sagte mir, daß er während der zwei Jahre, welche er in dieser Gegend zugebracht, nur von elf oder zwölf solchen Vorfällen gehört hätte.

— „Das ist aber auch genug!" — erwiderte ich ihm.

Die Ursache des Selbstmords besteht bei den indianischen Frauen gewöhnlich darin, daß sie ihr Vater entweder gegen ihren Willen und ihre Neigung verheirathen will oder, wenn sie schon verheirathet sind, daß ihr Mann noch eine zweite Hausfrau nimmt. Der Selbstmord, eine so unnatürliche Handlung für die Kinder des Naturlebens, scheint mir ein bedeutendes Zeugniß für das Reinweibliche zu sein, was in diesen armen Weibern liegt und den Beweis gibt, daß sie eines bessern Looses werth sind. Junge Mädchen werden bei ihrer Verheirathung nur selten nach ihrer Neigung gefragt. Der Freier breitet vor dem Vater des Mädchens seine Büffel- und Biberhäute, vor der Mutter einige glänzende Stücken Zeug und Schmuck aus, und das Mädchen ist — verkauft. Ist sie widerspänstig, so droht der Vater, ihr Nase und Ohren abzuschneiden. Und die Tochter, ebenso hartnäckig wie der Vater, macht den Proceß dadurch kurz, daß sie — — sich erhängt; denn das Erhängen ist die Todesart, welche gewöhnlich gewählt wird. Es scheint übrigens, als ob häufig Rachsucht die Triebfeder zum Selbst-

mord wäre, und man weiß, daß die indianiſchen Weiber an Grauſamkeit gegen Feinde und Kriegsgefangene oft mit den Männern wetteifern. Aber ihr hartes Leben als Weiber iſt nichtsdeſtoweniger beklagenswerth, und ihre Entſchloſſenheit, lieber zu ſterben als ſich zu erniedrigen, zeigt deutlich, daß dieſe Kinder der Natur hochſinniger ſind als manche Frauen auf der Höhe der Civiliſation. Die Schönheiten des Waldes ſind bisweilen ſtolzer und edler als die des Salons. Aber wahr iſt es, daß die Welt der Erſtern ſehr beſchränkt iſt und ihnen nichts gibt, außer den Mann, dem ſie dienen müſſen, und die enge Wohnung, in welcher der Mann Gebieter iſt.

Auf einer größern Inſel im Miſſiſſippi, oberhalb der Waſſerfälle, tranken wir Thee in einem hübſchen Hauſe, in dem ich Bildung und Comfort fand, Muſik hörte und Bücher und Bilder ſah, wie man ſie nur an den Ufern des Hudſon finden kann. Und was mir am allerliebſten war, ich fand in den Bewohnern dieſes Hauſes Freunde. Dieſe Wohnung befand ſich noch nicht lange auf der Inſel, und die Inſel ſah auch in ihrem herbſtlichen Schmuck wie ein kleines Paradies, obgleich noch in einem halbwilden Zuſtande, aus.

Dir im Uebrigen zu beſchreiben, wie wir reiſten, auf gefällten Baumſtämmen, die vom Strom in chaotiſchen Maſſen aufgeſtaut worden waren, über den Fluß ſpazierten, wie wir unter denſelben aufwärts und abwärts klimmten und kletterten über Stöcke, Steine, Löcher und Ränder, das will ich nicht verſuchen, denn es iſt unbeſchreiblich. Ich hielt dieſen Uebergang geradezu für unmöglich, bis mir meine Begleiter, ſowol Herren als Damen, durch die That bewieſen, daß es für ſie ein ganz einfacher tagtäglicher Weg ſei. Hu!

Der Tag war kalt und grau, darum war mir die Reiſe mehr eine Arbeit als ein Vergnügen.

Ich habe mehre Wanderungen in hieſiger Gegend unternommen, theils allein, theils mit dem freundlichen Gou-

verneur Ramſay oder auch mit einem jungen artigen Geiſtlichen von hier. Ich habe auf dieſen Wanderungen mehre kleine Farms beſucht, die faſt alle von Franzoſen bewohnt waren, welche aus Canada hieher gezogen ſind. Sie loben alle den reichen Boden und deſſen Fruchtbarkeit. Sie ſcheinen ſich wohl zu befinden und hatten viele Kinder, aber — die Sauberkeit und Behaglichkeit, welche die Wohnungen der Anglo-Amerikaner auszeichnet, fand ich in dieſen franzöſiſchen Wohnungen nicht, eher das Gegentheil.

Ueberall wallt das Gras hoch und im herbſtlichen Gelb auf Höhen und Flächen. Hier gibt es keine Hände, um es zu mähen. Der Boden beſteht aus einer fetten ſchwarzen Krume, die für Kartoffeln und für die Saaten ausgezeichnet, weniger angenehm aber für Fußwanderer in weißen Strümpfen und Unterkleidern iſt. Ein feiner ſchwarzer Staub ſteigt daraus empor und beſchmuzt Alles. Zwiſchen den Höhen liegen kleine, allerliebſte Landſeen, wie klare Spiegel, in romantiſcher Schönheit und Freundlichkeit. Es iſt eine vollkommen idylliſche Natur. Aber Hirten und Hirtinnen fehlen hier noch.

Nur das öſtliche Ufer des Miſſiſſippi im Gebiet von Minneſota gehört den Weißen, deren Anzahl ſich hier auf nicht mehr als ſiebentauſend Seelen beläuft. Der ganze weſtliche Theil von Minneſota, weſtlich vom Miſſiſſippi, iſt noch indianiſches Territorium, hauptſächlich von den zwei großen Völkerſtämmen der Sioux (Dacotahs) und der Chippewas bewohnt, die in beſtändigem Kriege miteinander leben. Außer ihnen wohnen noch einige kleinere Indianerſtämme daſelbſt. Es heißt, die Regierung ſolle damit umgehen, auch dieſen Theil des Landes bald zu kaufen; und die Indianerſtämme ſollen geneigt ſein, auf dieſen Handel einzugehen und ſich auf das andere Ufer des Miſſouriſluſſes in das Steppenland Nebraska und in das Felſengebirge zurückzuziehen. Dieſe Indianerſtämme ſind bereits ſo tief geſunken durch die

Berührung mit den Weißen, daß ſie Geld und Branntwein höher ſchätzen als das Land ihrer Väter, und bereit ſind, ihr Erſtgeburtsrecht wie Eſau für ein Linſengericht dahinzugeben. Aber dieſes grauſame Volk, welches Kinder und Greiſe ſcalpirt und die Frauen zu Laſtthieren erniedrigt, mag in Gottes Namen in die Wüſte ziehen und einem edlern Geſchlechte Platz machen. Es liegt im Grunde blos eine höhere Gerechtigkeit darin.

26. Oct.

Geſtern war ich mit meinen freundlichen Wirthsleuten drüben auf dem Territorium der Indianer, in der Nähe des Fort Snelling, eines feſten Platzes, den die Amerikaner hier angelegt und und mit Militär, Fußvolk wie Reiterei, beſetzt haben, um die Indianer in Reſpect zu erhalten. Dieſe fürchten ſich aber auch nicht wenig vor den Amerikanern, welche ſie „die langen Meſſer" nennen. Die Weißen laufen gegenwärtig hier keine Gefahr mehr. Aber unter ſich fahren die Indianerſtämme in größerer und geringerer Entfernung mit ihren grauſamen Ueberfällen fort, trotz aller Interventionen der amerikaniſchen Regierung. Vor nicht gar zu langer Zeit hat hier ein Haufen Krieger vom Stamme Sioux ein Dorf der Chippewas überfallen, während die Männer auf der Jagd waren, und hat ſechzehn Perſonen, meiſtens Frauen und Kinder, getödtet und ſcalpirt. Der Gouverneur Ramſay ließ des Beiſpiels wegen die Anſtifter dieſer Schandthat feſtnehmen und ins Gefängniß werfen. Sie gingen ſtolz und mit der Miene von Märtyrern einer guten Sache in ihre Haft.

Ich war ſehr neugierig, das Innere dieſer Zelte oder Tepees zu ſehen, deren Rauch und Feuer ich ſchon ſo oft geſehen hatte. Und als ich bald darauf, nachdem ich das indianiſche Territorium betreten hatte, vier recht anſehnliche Tepees zu Geſicht bekam, eilte ich, dieſelben zu

beſuchen. Der Gouverneur Ramſay und ein Dolmetſcher, der ſeine Wohnung nicht weit davon hatte, begleiteten mich. Ich richtete meine Schritte nach dem größten von dieſen Zelten. Drei magere Hunde waren mit Stricken an den Zeltſtangen feſtgebunden. (Die Indianer verzehren ihre Hunde, wenn ihnen andere Nahrung fehlt.) Wir öffneten das Leder, welches die Thür vorſtellen ſollte. Ich hatte erwartet, Schmuz und Armuth darin zu finden, und war nicht wenig überraſcht, eine Art von orientaliſchem, wiewol grobem Luxus und Wohlbehagen zu ſehen.

Es brannte ein Feuer mitten auf dem Fußboden des Zeltes, welches ſehr geräumig und mit Büffelhäuten bedeckt war. Am Feuer ſaßen zwei Männer, mit Strichen und Figuren im Geſicht bemalt, und ſchnitten Pfeifen aus einer dunkeln blutrothen Steinart. Rings um die Wände des Zeltes ſaßen Frauen und Kinder auf Kiſſen, von denen mehre prächtig ausgenäht und auf weiße Filzdecken gelegt waren. Einige von den Frauen waren geſchminkt, indem ſie einen großen rothen Fleck auf jedem Backen und auch die Stirn roth bemalt hatten. Mit ihren lebhaften dunkeln Augen und ihren zurückgeſtrichenen Haaren ſahen ſie, bei dem Schein der tanzenden Flammen des Feuers, recht hübſch und belebend aus. Dazu waren ſie freundlich und ſchienen ſich über meinen Beſuch zu freuen. Zwei von ihnen machten mir Platz, um mich zwiſchen ſie zu ſetzen. Die alten Frauen lachten und ſchwatzten und ſchienen ſehr ungenirt zu ſein. Die jungen Frauen waren ernſthafter und ſchüchterner. Die Männer blickten gar nicht auf, nachdem ſie uns beim Eintritt angeſehen hatten, ſondern fuhren ſchweigend fort, an ihren Pfeifen zu ſchneiden.

Ueber dem Feuer hing ein großer Keſſel, der mittels eines Seiles an den Sparren in der Spitze des Zeltes befeſtigt war. Es war um die Mittagsſtunde. Eine junge Frau zu meiner Rechten fütterte ihren kleinen

Papoose, der ungefähr drei Jahre alt zu sein schien und auch einen rothen Fleck auf jeder seiner runden dicken Backen hatte.

— „Haxidan?" — fragte ich, auf das Kind zeigend. (Dieses Wort bedeutet Knabe.) — „Winona!" — antwortete sie mit leiser, melodischer Stimme; und dieses Wort bedeutet Mädchen. Nun war mein indianischer Sprachvorrath erschöpft. Ich verlangte durch Zeichen, von dem Mus zu kosten, von welchem sie und das Kind aßen. Sie gab mir bereitwillig ihre Schale und ihren Löffel. Das Gericht bestand aus einer Art Wassersuppe mit kleinen Bohnen darin, ohne Salz und ohne den geringsten Geschmack, den ich darin entdecken konnte. Dann bot sie mir einen Kuchen an, frisch gebacken und gelbbraun, der sehr wohlschmeckend aussah. Er bestand, wie ich glaube, aus Weizen und war ebenfalls ungesalzen, aber übrigens recht gut.

Der Dolmetscher war hinausgegangen. Der Gouverneur Ramsay hatte sich ebenfalls gesetzt. Die Männer schnitten an ihren Pfeifen, das Feuer brannte lustig, der Kessel kochte, die Weiber aßen oder sahen mich an, nachlässig sitzend oder halb liegend zur Seite des Feuers. Und ich — — sah sie an. Mit großer Verwunderung betrachtete ich diese Wesen, Frauen wie ich, mit weiblichen Gefühlen wie ich, und doch mir so ungleich im Lebenszweck, im täglichen Leben, in ihrer ganzen Welt!

Ich dachte an eine steife graue Haushaltung in der civilisirten Welt, an eine Familie ohne Liebe, beschränkt durch todtgeborene Vorurtheile, mit Gesellschaftspflichten, mit Pflichten für die Töchter des Hauses, den Männern zu gefallen zu suchen oder im Unterlassungsfalle nie aus dem Hause zu kommen, im Uebrigen jede Aussicht zur Selbständigkeit, Freiheit, Thätigkeit und Freude verschlossen, durch unsichtbare Mauern dichter verschlossen, als hier das Tepee durch die Büffelhäute verschlossen ist, ein nordisches Familienleben, wie es noch viele in unserm

nordiſchen Vaterlande gibt — — — und mir war es, als ob das indianiſche Zelt und das indianiſche Leben beſſer, glücklicher wäre, als irdiſches Leben betrachtet. Ich dachte an die gaserleuchteten Salons von Neuyork und Boſton, an die Hitze, an die Arbeit, artig oder liebenswürdig zu ſein und zu converſiren, an die Wünſche, hübſch auszuſehen, zu gefallen, Glück zu machen, und — — — mir war es, als ob das indianiſche Zelt eine angenehmere, glücklichere Welt wäre als der Salon. Da ſaßen ſie, dieſe Töchter des Waldes, ohne Schnürleib und ohne Gefallſucht, ohne Zwang und ohne Streben. Sie kannten keine Migräne, keine Unruhe, keine Langeweile und keinen Ueberdruß, der den kurzen Stunden der Ueberreizung folgt, keinen Widerwillen und Schmerz, der aus Kleinigkeiten hervorgeht, aus kleinen Stichen, die man zu fühlen ſich ſchämt und die man dennoch fühlt. Ihre Welt iſt einförmig, aber verhältnißmäßig ruhig und friſch, in dem engen Tepee. Und draußen vor ihnen, liegt dieſer weite freie Raum, der rauſchende Urwald mit allen ſeinen friſchen Lüften und Düften offen da. Ach!

Aber nun dachte ich mich als Indianerin. Ich dachte mich in das Leben und in die Verhältniſſe dieſer Frauen, mit keinem andern Zweck und keiner andern Ausſicht, als für einen Mann zu leben und ihm zu dienen, den ſie ſehr oft nicht ſelbſt gewählt haben, der ſie blos als Dienerinnen oder ſo betrachtet, wie der Truthahn die um ihn verſammelten Hühner! Ich ſah die Hausfrau und die Mutter gedemüthigt durch die Aufnahme neuer Frauen in die Wohnung des Mannes; ich ſah, wie der Mann den neuaufgenommenen Frauen ſeine Liebe zuwandte, vor den Augen ſeiner erſten Gattin, in derſelben Wohnung, vor den Flammen deſſelben Herdes, die an ihrem Hochzeitabend geleuchtet hatten; ich ſah ſie verſchmäht und vergeſſen von dem Manne, der ihre ganze Welt ausmachte — — — ach! — das Tepee, der Wald, der

weite freie Raum hat für die Qualen einer ſolchen Lage keinen Frieden, kein Aſyl mehr! Friede bei ſolchen Schmerzen, bei ſolchem Elend findet ſich blos in der Erniedrigung oder im Tode. Der Todtengeſang Winnona's auf dem Felſen am „Lake-Pepin", Ampato Sapa's Sterbelied auf den Wellen des Miſſiſſippi, als ſie mit ihren Kindern in der ſchäumenden Tiefe den Frieden der Vergeſſenheit ſuchte, und die vielen ihrer Schweſtern, die noch jetzt den Tod dem Leben vorziehen — ſie zeugen von dem tief tragiſchen Element in dem Schickſal der indianiſchen Frauen!

Und wieder dachte ich mich in ein Haus der gebildeten Welt, in eine liebeswarme Heimat im Norden, wie im Süden, in eine Heimat, wie ſie oft ſchon beſteht und wie ſie noch immer häufiger wird unter den freien chriſtlichen Völkern, wo das Weib dem Manne in Allem gleich ſteht, in Luſt und in Leid, wo gute Aeltern der Tochter des Hauſes Freiheit gewähren zu einer ſelbſtändigen Thätigkeit und zum Glück, zur Erſtrebung eines Zieles außerhalb ihrer engen Wohnung (nicht länger ein Tepee, mit Büffelhäuten bedeckt); ich dachte an ihre Rechte und an die Möglichkeit zur Wirkſamkeit in der Welt des Geiſtes, die auch die Plagen des civiliſirten Lebens, kleine und große, nur als vorüberziehende Wolken an einem hellen Himmel erſcheinen läßt; ich dachte an meine eigene ſchwediſche Heimat, an meine gute Mutter, an meine liebe Schweſter, an mein ſtilles Zimmer, an meinen Frieden und an meine Freiheit daſelbſt mit einer Ruhe, wie im Mutterſchoos, mit Raum und Ausſicht, unbegrenzt wie die Unendlichkeit! — — — Und ich pries Gott für meinen Theil!

Aber dieſe armen Weiber hier!

In dieſem Tepee wohnten drei Familien. Es waren blos drei Männer, aber wol zwölf bis dreizehn Weiber. Wie viele bittere, eiferſüchtige Gefühle mögen in der Bruſt mancher von ihnen glühen, die hier Tag und

Nacht um daſſelbe Feuer verſammelt ſind, dieſelben Mahlzeiten, dieſelben Lebenszwecke theilen!

Ich beſuchte auch die andern Tepees und überall begegnete mir faſt derſelbe Anblick. Zwei oder drei Männer am Feuer, mehre Frauen auf Filzdecken oder auf geſtickten Kiſſen rings um die Wände des Zeltes ſitzend oder liegend und für den Augenblick mit nichts beſchäftigt. Die Männer arbeiteten an rothen Steinpfeifen, welche ſie an die Weißen verkaufen und ſehr gut bezahlt erhalten. Allein das Arbeiten an dem harten Stein iſt nicht leicht. Dieſe rothe Steinart ſoll in einem Steinbruch weit oben am Miſſouriſluß gefunden werden.

Ich mußte die Hände der Männer bewundern, ausgezeichnet ſchön und wohlgebildet und augenſcheinlich, auch in Bezug auf die Nägel, mit einer gewiſſen Gefallſucht ſorgfältig gepflegt. Sie waren fein und geſchmeidig und glichen mehr den Händen der Frauen als der Männer.

In einem Tepee ſah ich eine junge Frau, die daſaß, indem ihr reiches Haar loſe über ihre Schultern wogte. Sie kam mir ſo ungewöhnlich ſchön vor, daß ich ſie abzuzeichnen wünſchte. Auch wünſchte ich die Porträts einiger Indianer mitzunehmen und bat den Gouverneur Ramſay, meinen Wunſch vorzutragen. Durch den Dolmetſcher, Mr. Prescott, ließ er nun einem alten Häuptling, Namens Mozah-hotah (graues Eiſen) ſagen, daß ich „Abbilder von allen großen Männern in dieſem Lande nehmen wolle, um ſie dem Volke auf der andern Seite des großen Waſſers zu zeigen, und daß ich ihn deshalb bäte, mir ein Weilchen zu dieſem Zweck zu ſitzen.“

Der alte Häuptling, der ſehr ernſt ausſah und auch ein ſehr guter und ehrenwerther Mann ſein ſoll, hörte aufmerkſam zu und ließ dann eine Art von beifälligem Grunzen hören. Dann begleitetete er uns zu dem Hauſe des Dolmetſchers, aus deſſen Fenſtern und Thüren mehre

kleine Gesichter mit indianischen Zügen und Farben herausguckten. Mr. Prescott hat nämlich eine Indianerin zur Frau und von derselben mehre Kinder.

Bald darauf saß ich mit meinem Album in einem Saal des Hauses und vor mir saß der alte Häuptling, der einigen Verdruß darüber äußerte, daß er nicht in großer Parüre (er hatte blos ein paar Adlerfedern im Haar stecken) so, wie sich gebührt, gemalt werden sollte. Er trug unter seinem weißwollenen Filzmantel einen blauen europäischen Frack und zeigte sich sehr besorgt, daß ich denselben mit ins Porträt aufnähme. Es war augenscheinlich, daß dieser Frack für etwas höchst Seltenes galt.

Der Häuptling war bei seiner Sitzung nicht ohne Unruhe und schien gar nicht wohlgemuth zu sein, als der Dolmetscher den Saal verließ. Die Indianer hegen im Allgemeinen den Glauben, daß ein auf Papier gemaltes Bild etwas von dem Leben der Person wegnimmt, welche abgezeichnet wird; und Viele wollen deshalb nicht gestatten, daß man ihre Porträts aufnimmt.

Nach dem alten Häuptling kam die junge Indianerin herein, gekleidet in ihren Brautschmuck von scharlachrothem wollenem Zeug, reich gestickt und mit wahren Cascaden von silbernen Ringen geschmückt, die bündelweise, Gelenk in Gelenk von den Ohren herabhingen bis auf die Achseln, Hals und Brust mit Schnuren von Korallen, Glasperlen und dergleichen Schmuck massenweise bedeckt. Der Kopf war unbedeckt und ohne Schmuck. Sie war so prächtig und von einer so ungewöhnlichen Schönheit, daß sie das ganze Zimmer zu erhellen schien, als sie eintrat. Ihr Rücken war breit und rund, ihre Haltung war gebeugt, wie es gewöhnlich bei den indianischen Frauen ist, die zeitig daran gewöhnt werden, Lasten auf dem Rücken zu tragen; aber die Schönheit ihres Gesichts war so außerordentlich, daß ich denken mußte, wenn ein solches Gesicht in einem Salon unserer

feinen Welt erſchiene, ſo würde es daſelbſt als die Offenbarung eines bisher unbekannten Typus von Schönheit betrachtet werden. Es war eine wilde, zugleich melancholiſche und prächtige Schönheit des Urwaldes. Dieſe ſanfte Schwermuth in den tiefen ſchönen Augen, von ungewöhnlich langen dunkeln Augenwimpern beſchattet, läßt ſich gar nicht beſchreiben; noch weniger der Glanz und das prächtige Licht in dem Lächeln, welches dann und wann ihr Geſicht erhellte, wie ein Blitz, und die ſchönſten, weißeſten Zähne ſehen ließ. Sie hatte eine ungewöhnlich helle Hautfarbe, ſodaß ſie kaum eine Indianerin ſein konnte. Ihre Backenknochen waren etwas hervorſtehend und gaben ihrem Geſicht einen etwas breiten Ausdruck; aber ihr Profil war vollkommen. Sie war ganz jung und erſt ſeit zwei Jahren mit einem jungen tapfern Krieger verbunden, der ſie — wie ſie mir mittheilte — ſo lieb hatte, daß er ihr keine Nebenhausfrau gegeben hatte und ihr nicht geſtattete, ſchwere Laſten zu tragen, ſondern ſtets ein Pferd anſchaffte, wenn ſie in die Stadt reiſen ſollte. Sie wurde Mochpedaga wen oder Federwolkenfrau genannt.

Ein junges indianiſches Mädchen, das mit ihr hereinkam, war mehr bemalt, aber weit weniger hübſch und hatte die ſchweren Züge und den ſchwerfälligen Ausdruck, der die Indianer, namentlich von dieſem Stamme, in der Regel auszeichnet.

Ich zeichnete die Federwolkenfrau in ihrem Brautſtaat. Sie war ſehr ſchüchtern und blickte beſtändig zur Erde. Mit einem Vergnügen, welches mit Rührung gemiſcht war, verſenkte ich mich in die Myſterien dieſes Geſichts. Eine ganze nächtliche Welt lag in dieſen Augen, deren dunkelbefranzte Augenlider einen tiefen Schatten auf die Wangen unterhalb der Augen warfen. Dieſe Augen blickten hinunter in die Tiefe, träumend, ſtill, ohne Wunſch, aber ohne Freude, ohne Zukunft. Das Sonnenleuchten in ihrem Lächeln war wie ein Sonnenleuchten an einem trüben Tage. Die „Federwolke" hatte

kein Licht in ſich. Sie wurde von außen beleuchtet und gefärbt, blos für den Augenblick.

Nach dieſem ſanften und ſchönen, aber melancholiſchen Bilde will ich dir den tapfern jungen Krieger Skonka-Skaw oder „weißen Hund“ präſentiren, den Gatten der Federwolke, der in voller Malerei und großer Parüre mit einem gewaltigen rothen Federbuſch hereintrat, welcher ihm casquetartig vom Haupt über den Rücken herabwallte. Er trug drei dunkle Adlerfedern mit rothen Wollquaſten hoch im Haar und auf den Wangen fünf grüne Finger gemalt, zum Zeichen, daß er ein tapferer Krieger iſt und mehre Feinde getödtet hat. Er war lang und von geſchmeidigem Wuchs und trat mit heiterer lebhafter Miene ein, indem er einen Strom von Worten ausſtieß, von dem ich nichts verſtand. Sein Geſicht hatte denſelben Charakter, den ich ſchon früher bei jungen Indianern angegeben habe, eine gekrümmte Habichtsnaſe mit breiter Baſis, helle, ſcharfe, aber kalte Augen mit thieriſchem Blick, ein unangenehmer Mund, im Uebrigen regelmäßige, aber ſcharfe Züge.

Ich zeichnete ihn ebenfalls. Er war ſehr ſtark mit Roth, Gelb uud Grün im Geſicht bemalt, durchaus nicht ſchüchtern und ſah ſehr ſtreitbar aus. Daß er ein guter Gatte war und ſeine ſchöne Gattin, die „Federwolke“, liebte, machte mich ihm geneigt.

Mrs. Ramſay war inzwiſchen mit der „Federwolke“ hinausgegangen und hatte deren Kleidung angelegt. Und da Mrs. Ramſay ſehr ſchön iſt — ſie gehört zu den reinen Quäkerſchönheiten — ſo war ſie in dieſem prächtigen Anzug wirklich ſtrahlend ſchön, und die „Federwolke“ ſchien viel Vergnügen daran zu finden, ſie in ihren Kleidern zu ſehen. Aber die wunderbare, geheimißvolle Schönheit der „Federwolke“ beſaß die ſchöne weiße junge Frau nicht. Es war ein Unterſchied wie zwiſchen Urwald und Salon.

In der Sprache dieſer Indianer bemerkte ich mehre

von den Tönen und Lauten, die mich ſchon im Allgemeinen bei der Bevölkerung Amerikas überraſcht hatten; denn da gibt es Naſenlaute und pfeifende, ſingende oder klagende Töne, die mich bei den Frauenzimmern oft ſehr unangenehm berührt haben. Wahrſcheinlich ſind dieſe Töne unter die erſten Coloniſten während ihres Umgangs mit den Indianern gekommen und haben ſich dann fortgepflanzt.

Während ich noch unter den Indianern bin, muß ich dir noch eine Sitte derſelben mittheilen, die mir beſonders auffiel. Sie betrifft ihre ſonderbaren Namen und die Art und Weiſe, wie ſie zu denſelben kommen.

Wenn nämlich die Indianer (Männer und Frauen) in die Jahre der Mannbarkeit treten, ſo gehen ſie hinaus an eine einſame Stelle und bleiben dort faſtend mehre Tage lang. Sie glauben, daß ſich dann ein Geiſt, der ſie beſonders ſchützt, ihnen offenbart. Und was während dieſer Zeit ihr Geſicht oder ihre Phantaſie ſtark erregt, das wird für ein Bild oder für ein Zeichen gehalten, durch welches ihr Schutzgeiſt ſich ihnen offenbart; und den Namen dieſes Gegenſtandes oder Zeichens nehmen ſie dann an.

Wenn ſie die gewünſchte Offenbarung erhalten haben, kehren ſie zu ihren Angehörigen zurück, allein von nun an unter einer Art von höherer Leitung und mit einem größern Recht, über ſich ſelbſt zu beſtimmen.

Unter den indianiſchen Namen auf einer Liſte des Mäßigkeitsvereins habe ich folgende geleſen:

— Hornſpitze, Rundwind, Steh und ſieh, Wolke die auf die Seite geht, Eiſenzehe, Sucht die Sonne, Eiſenblitz, Rothflaſche, Weißſpindel, Schwarzhund, Zwei Ehrenfedern, Graugras, Buſchſchwanz, Donnergeſicht, Geht auf der brennenden Erde, Todtengeiſt u. ſ. w.

Und unter den Frauennamen:

— Feuerſtütze, Geiſtesfrau, Andere Tochter im Hauſe, Blauvogel u. ſ. w.

Die „Federwolke" blickte also zum Himmel empor, um ihren Schutzgeist zu suchen. Möge dieser sie leicht über die Erde wandeln lassen und sie vor dem Schicksal Winnona's und Ampato Sapa's bewahren! Aber — diese nachtvollen tiefen Augen sehen mir aus, als ob sie den Todtengesang weissagten.

Der Todtengesang besteht aus unmusikalischen Tönen, fast ohne Melodie, durch welche die Indianer und Indianerinnen die Ursache ihres Todes aussprechen, ihre Feinde anklagen oder sich selbst rühmen.

Sie glauben, daß der Geist nach dem Tode noch einige Zeit in der Nähe seiner irdischen Umgebungen, die er soeben verlassen hat, zurückbleibt und auf gewisse Weise noch der Erde angehört. Darum setzen sie Mais und andere Lebensmittel zu den Füßen der Leiche, während dieselbe auf dem Leichengerüst liegt, den Wirkungen des Lichtes und der Sonne ausgesetzt. Die Abgeschiedenen sind dann noch nicht in das Land der Geister gekommen. Aber wenn das Fleisch von den Gebeinen verwest ist, dann begraben sie die letztern unter Gesängen und Tänzen. Dann ist der Verstorbene im Lande der Geister angelangt.

— „Wir glauben" — sagte ein berühmter Indianerhäuptling zu einem meiner Freunde — „daß wenn der Geist den Körper verläßt, er noch einige Zeit zögert, bevor er sich von seinen frühern Umgebungen trennt; dann wandert er mehre Wochen lang über große Flächen im kalten hellen Mondschein. Endlich gelangt er an einen großen Abgrund. Jenseit desselben ist das Land der Seligen, wo beständig Frühling ist und reiche Jagdgründe voll von Wildpret sind. Aber über den Abgrund gibt es keinen Weg, sondern blos eine abgeschälte Tanne, glatt und schlüpfrig. Und darüber müssen die Geister gehen, die ins Land der Seligen kommen wollen. Die Geister, welche in dieser Welt gut gewesen sind, können auch fest über die schlüpfrige Tanne

schreiten und gelangen glücklich in das Land der Seligen. Aber Die, welche auf der Erde nicht gut gewesen sind, vermögen nicht auf dem glatten Baumstamme zu gehen, sondern gleiten ab und stürzen hinunter in den Abgrund."

Kein so übles Bild für die Begriffe der Wilden von einer Wiedervergeltung nach dem Tode. Der Begriff der Indianer von Gut und Böse ist übrigens sehr unvollkommen und beschränkt, und ihre Vorstellungen von Strafe und Belohnung nach dem Tode sind nur der Widerschein ihrer irdischen Vergnügungen und Missgeschicke.

Sie glauben — so viel wir wissen — an einen Geist der Geister, an einen obersten Gott, der über Alles und über Alle herrscht und von den nordwestlichen Indianern „der große Manitou" genannt wird. Er scheint eine Macht ohne eigentlichen moralischen Halt zu sein.

Die Indianer glauben aber auch an eine Menge kleiner Manitous oder Götter und scheinen hinsichtlich ihrer Götterlehre eher Pantheisten als Monotheisten zu sein. In den Thieren, in den Steinen, im Walde, in Allem, was da lebt oder innere Kräfte zeigt, sehen sie einen Gott während seiner Wanderung. Manitou ist im Bär und im Biber, in dem Stein, welcher Feuerfunken von sich gibt, vor allem in dem Walde, welcher rauscht und die Menschen beschützt*). Sie suchen sich Manitou durch Gaben und durch Opfer geneigt zu machen, die oft blutig und grausam sind. Mittler zwischen ihnen und Ma-

*) Bemerkenswerth scheint mir der Glaube der Indianer, daß jede Thierart ursprünglich ein großes Vorbild oder einen Typus hat, von dem sie abstammt. So stammen alle Biber von dem großen Biber ab, der unsterblich unter dem Wasser lebt, alle Schmetterlinge von einem großen Schmetterling, der unsichtbar hoch über den Wolken fliegt. Der große Biber ist der große Bruder aller Biber, der große Schmetterling der Vater und Beschützer aller Schmetterlinge.

nitou ſind ihre ſogenannten Medicinmänner (Medecinemen), die durch Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen der Natur und durch (angebliche) Zauberkünſte Geiſter beſchwören, Unglück abwenden, Krankheiten heilen und Wünſche erfüllen zu können vorgeben. Dieſe Männer ſtehen in großem Anſehen unter den Indianern und ſind für ſie Prieſter und zugleich Aerzte.

Du ſiehſt beim Einbruch der Nacht Feuer auf einer Anhöhe in der Prairie längs des Miſſiſſippi aufflammen und um dieſelben eine Menge Indianer, Männer und Frauen, unter den ſeltſamſten Bewegungen verſammelt. Laß uns näher treten!

Kupferrothe Männer und Frauen, ungefähr hundert an der Zahl, tanzen oder vielmehr hüpfen mit gleichen Füßen um das Feuer herum, die Füße dicht aneinander geſchloſſen und mit herabhängenden Armen, bei der unmelodiſchen Muſik von einigen kleinen Trommeln und ein paar „gourds“. (Die runden harten Schalen einer Frucht, mit kleinen Steinchen gefüllt, ſodaß ſie tüchtig raſſeln, wenn ſie geſchüttelt werden.) Die Muſiker ſitzen auf der Erde. Die tanzenden Männer ſind auf die beſte, d. i. auf die abſcheulichſte Weiſe bemalt, bunt und erſchreckend; manche Frauen ſind reich behangen mit ſilbernen Ringen und kleinen ſilbernen Glöckchen, von den Ohren bis zu den Füßen hinab, und ſchütteln dieſelben beim Hüpfen aus allen ihren Kräften. Jedes der Tanzenden hat einen kleinen Arzneimittelbeutel (medecinebag) von Thierfellen umhängen. Das ſind die Medicinmänner und -Frauen. Rings um ſie ſteht ein Kreis von Zuſchauern, Männern, Weibern und Kindern.

Nachdem mehre alte Männer ſich mitten in den Kreis geſetzt und einige Zeit lang geſprochen haben, beginnt die ganze Geſellſchaft im Kreiſe herum zu marſchiren, wobei Einer nach dem Andern von den Marſchirenden aus der Reihe tritt und ſich in einiger Entfernung aufſtellt. Ein Medicinmann ſpringt dann aus dem Kreiſe,

bläst in seinen Arzneibeutel und hält denselben mit einem zitternden Ruf an den Mund eines außerhalb des Kreises stehenden Patienten, der sogleich bewußtlos und mit zitternden Gliedern umfällt, als ob er von einem elektrischen Schlage getroffen worden wäre. So fällt Einer nach dem Andern von den Versammelten nieder. Ein alter Indianer stand dabei und sah mit einem schlauen Lächeln zu, als wenn er sagen wollte: — „Mich sollen sie nicht so leicht zum Umfallen bringen!" — Aber seine Stunde kam auch bald. Die erste Application des geheimnißvollen Beutels ließ ihn zwar blos einige Schritte vorwärts stolpern, aber die zweite Application ließ ihn in ein hysterisches Lachen ausbrechen und die dritte warf ihn endlich bewußtlos mit convulsivisch zitternden Gliedern zur Erde.

Nach einiger Zeit richten sich die Gefallenen wieder auf und vereinigen sich mit der Procession, die sich auf diese Weise fortbewegt, bis alle Mitglieder derselben diesen medicinischen Proceß durchgemacht haben. Die unmusikalische Musik dauert während dieser ganzen Zeit fort. Die alten Männer schienen sich an diesem Anblick noch mehr zu vergnügen als die jungen.

Der Arzneimitteltanz (Medecine-dance) ist das vornehmste Fest der Minnesota-Indianer und soll mehre Tage dauern. Sie haben auch andere Tänze, unter denen der Kriegstanz der bekannteste ist. Sie malen dazu ihre Gesichter und ihre Körper auf das entsetzlichste und ihr Tanz besteht aus wilden Geberden und drohenden Stellungen, welche sie gegeneinander annehmen.

Von dem „Skalptanz" der Weiber habe ich eine Zeichnung. Dieser Tanz wird aufgeführt, wenn die Männer mit den Skalpen ihrer Feinde aus einem Kampf zurückkehren. Die Skalpe werden dann an hohen Stangen befestigt, welche die Weiber tragen, während sie tanzen oder vielmehr mit gleichen Füßen herumhüpfen, an Gestalt und Anmuth Gänsen gleich, deren Füße gebun-

den ſind. Trommeln, Geſänge und wildes Geheul begleiten dieſen Tanz. Die Männer ſtehen mit Adlerfedern im Haar um die Frauen und ſehen dieſem Ballet zu, das für ſie vermuthlich eine größere Augen- und Ohrenweide iſt als irgend ein anderes, das Bournonville's Genie erſchaffen, die Taglioni und Elsner ausführen könnte.

Als die Europäer zuerſt Amerika öſtlich vom Miſſiſſippi unterſuchten, ſprachen ihre Erzählungen oft von der Einſamkeit des Landes auf langen Wegeſtrecken; und nachdem alle Indianerſtämme von Canada bis nach Florida und Louiſiana bekannt worden ſind und ihre Volkszahl abgeſchätzt iſt, ſcheint die ganze indianiſche Bevölkerung öſtlich vom großen Fluſſe um dieſe Zeit ſich auf nicht mehr als ungefähr 180,000 Seelen belaufen zu haben. Die Stämme oder die Familien, in welche ſie ſich theilten, hatten ſämmtlich große Aehnlichkeit in ihren Phyſiognomien und in ihren Sitten, obwol manche von ihnen mehr kriegeriſch und grauſam, manche mehr friedlich geſinnt waren. Die meiſten größern Stämme leben ſeit unvordenklichen Zeiten in blutiger Fehde miteinander.

Als man die Sprache der indianiſchen Stämme unterſuchte, fand man unter dieſen zahlreichen Stämmen nur acht beſtimmt getrennte Sprachen, von denen fünf noch jetzt von anſehnlichen Stämmen geſprochen werden, drei aber gänzlich ausgeſtorben ſind. Die Sprachen der übrigen Stämme ſind blos Dialekte der Hauptſprachen. Die Hauptſprachen ſind ausgebildet und beſtimmt in ihren Formen, ſind reich an Beſtimmungen und Benennungen einzelner Gegenſtände, entbehren aber der Worte für allgemeine Begriffe. Sie bezeichnen einen Volksgeiſt, der nicht über das Gebiet der Erfahrung hinaus gekommen iſt, der das Gebiet der Reflexion noch nicht betreten hat. So z. B. haben ſie Namen für eine Menge verſchiedener Arten von Eichen, aber keine Bezeichnung für das Geſchlecht (Genus) der Eichen, für die Eiche; ſie reden von einem

heiligen Mann, aber sie haben kein Wort für Heiligkeit; sie können sprechen „unser Vater, mein Vater, dein Vater", aber sie haben kein Wort für „der Vater". Nichts in ihrer Sprache deutet auf ein Volk hin, das eine größere Cultur besessen hat, als sie gegenwärtig besitzen. Sie sprechen sehr gern durch Symbole, welche sie dem Reich der Natur entnehmen; und ihre Schrift und ihre Kunst sprechen ebenfalls durch solche Symbole. Ich habe Büffelhäute gesehen, die voll von Figuren gezeichnet sind, wie Kinder dergleichen zeichnen würden, um damit Schlachten, Friedensschlüsse und andere Begebenheiten zu bezeichnen; Sonne und Mond, Bäume, Berge und Flüsse, Fische, Vögel und allerlei Thiere kommen darin vor; Männer und Pferde (von häßlichen Verhältnissen) sind jedoch die Hauptfiguren darauf. Auch indianische Gesänge habe ich in solchen Hieroglyphen auf Baumrinde und in Bäume geschrieben gelesen.

Der religiöse Cultus der Indianer hat denselben natursymbolischen Charakter. Er bildet eine lebendige Hieroglyphenschrift. Die Indianer kennen keinen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit oder in Werken der Liebe. Aber sie haben eine Menge von religiösen Festen (die Minnesota-Indianer mehr als zehn), bei denen sie der Sonne, dem Mond, Bäumen, Flüssen, Steinen, Schlangen, ja allen Thieren und Gegenständen Opfer bringen, um sich die Götter oder die Geister derselben geneigt zu machen. Das Fest der Sonne wird am Tage, das des Mondes bei Nacht gefeiert. Ein besonderes Fest ist das Fest für ihre Kriegswaffen, welche sie für heilig halten oder mit einer innern göttlichen Kraft versehen glauben.

Bei allen diesen Festen haben sie Tänze und Trommeln, Gesänge und mehrfache Ceremonien. Das Hauptsächlichste bei diesen Festlichkeiten scheint jedoch das Schmausen zu sein. Und die Indianer scheinen es für eine Pflicht zu halten, Alles und auch noch mehr zu essen, als sie

vertragen können. Sie müssen zuweilen Arznei zu sich nehmen, um dann wieder von neuem essen zu können. Bei dem „Fest der Geister" muß derjenige Gast, welcher nicht Alles aufißt, was ihm vorgelegt wird, zur Strafe eine Büffel- oder Biberhaut erlegen. Zu diesen Festen sammeln sie auch Massen von Lebensmitteln, namentlich Wildpret. Unterdessen hungern sie.

Ihre medicinischen Kenntnisse sind, wenn man ihre abergläubischen Gebräuche abrechnet, nicht zu verachten und ihre Kenntniß heilkräftiger Kräuter und Naturkräfte ist groß. Eine Frau aus Philadelphia, die sich mehre Jahre unter den Indianern aufhielt, um deren Heilmittel kennen zu lernen, richtete nach ihrer Rückkehr eine Apotheke von indianischen heilkräftigen Kräutern ein, die sehr viel Ruf erhielt; aus dieser Apotheke haben sehr viele neue Heilmittel die amerikanische Pharmakopöe bereichert.

Auch Frauen erlangen bei den Indianern ein Ansehen als Aerzte und Traumdeuterinnen. Und die Winnebago-Indianer, welche am Lake-Superior im nordöstlichen Minnesota wohnen, haben gegenwärtig — sonderbar genug — zwei Königinnen, denen sie gehorchen, der einen wegen ihrer Weisheit, der andern wegen ihres Muthes und ihrer Tapferkeit.

Im Uebrigen sind, wie man weiß, die Frauen bei den Indianern Lastthiere, welche alle schweren Geschäfte innerhalb und außerhalb des Hauses verrichten. Sie besorgen die Arbeit auf den Feldern (Fetzen Landes ohne Form und Façon), säen und ernten, sammeln wilden Reis, Beeren, Kräuter u. s. w. und verfertigen Zucker aus dem Saft des Zuckerahorn. Wenn der Mann ein Thier erlegt hat, wirft er es der Frau hin, um es für den Gebrauch der Haushaltung zubereiten zu lassen.

— „Von welcher Art sind die indianischen Frauen hier in der Gegend in Bezug auf Charakter und Sitten?" — fragte ich eine Frau in St.-Paul, die sich längere Zeit im Orte aufgehalten hatte.

Sie antwortete mir: — „Viele indianiſche Frauen ſind ſittenlos und taugen nicht viel. Aber es ſind auch viele darunter, die ſo tugendhaft und brav ſind wie irgend eine von uns."

Ich habe hier auch Beiſpiele erzählen hören, welche beweiſen, daß die Indianerin zuweilen ſich die Hausherrenrechte im Tepee aneignet, den Mann unter ihren Moccaſin bringt und ihn tüchtig abprügelt, wenn er ſie erzürnt. Er ſchlägt dann nicht wieder, ſondern läßt ſich geduldig braun und blau ſchlagen. Er weiß jedoch, daß die Reihe auch an ihn kommt, und dann weiß er ſeine Rache zu nehmen.

Wenn ein Indianer ſtirbt, verſammeln ſich die Frauen um die Leiche, klagen, heulen, raufen ſich die Haare aus und ritzen ſich mit ſcharfen Steinen blutig. Ein Miſſionär in Minneſota ſah, daß eine junge Indianerin ſich an der Leiche ihres Bruders auf das grauſamſte ritzte und verwundete, während andere Frauen um ſie her Rachegeſänge über den Mörder des Todten ſangen. Der Gott der Rache iſt der Gott dieſes wilden Volkes.

Die Tugenden der indianiſchen Männer ſind allgemein bekannt. Ihre Treue im Worthalten, ihre Gaſtfreundſchaft, ihre Gemüthsſtärke unter Schmerzen und Qualen ſind ſchon oft geprieſen worden. Alle dieſe Tugenden ſcheinen mir jedoch ihre Wurzeln in einem bedeutenden Grad von Hochmuth zu haben. Die Tugend der Indianer iſt ſelbſtſüchtig. Ihre geprieſene Würde kommt mir mehr wie die Selbſtgefälligkeit des Truthahns als wie die natürliche Würde bei einer edeln männlichen Natur vor. Bald ſtrecken ſie ſich in die Höhe und ſtehen und gehen mit Hochmuth einher, bald hocken ſie ſich zuſammen und ſitzen wie Hunde oder Affen auf der Erde. Bald ſprechen ſie mit ſtolzen Worten und Geberden, bald ſchwatzen und ſchnattern ſie wie ein Haufen Elſtern. In ihrem Stolz und in ihrem Schweigen iſt ſehr viel Erkünſteltes. Es ſin-

den ſich wol einzelne ſchöne Ausnahmen bei ihnen, wo die Würde eine wahrhafte und der Edelmuth ein wirklicher iſt, namentlich bei ihren alten Häuptlingen; aber die Hauptcharakterzüge der Indianer bleiben doch Abgötterei, Hochmuth, Grauſamkeit, Rachſucht und Erniedrigung des Weibes.

Eine Regierung und Regierende haben ſie nicht, außer ihren Häuptlingen und ihren Medicinmännern. Die Erſtern haben geringe Macht und Gewalt, außer allein durch ihre Perſönlichkeit, und ſcheinen ſehr zu fürchten, ihre Popularität bei ihrem Stamme zu verlieren.

So ſteht es — bei wenigen Ausnahmen — mit dem Glauben, den Sitten und der Haltung aller nordamerikaniſchen Indianerſtämme. Nur diejenigen Stämme machen davon eine Ausnahme, welche das Chriſtenthum und die Civiliſation angenommen haben.

Man hat über die Abſtammung dieſes Volkes viel geſprochen, vermuthet, gedacht und geſchrieben und ſcheint bei der Anſicht ſtehen geblieben zu ſein, daß es von der mongoliſchen Race im Norden von Aſien abſtammt, weil es mit dieſer Race eine treffende Aehnlichkeit im Aeußern und in der Lebensweiſe noch heutzutage hat und weil Aſien und Amerika im Norden ſo nahe verbunden ſind, daß eine Reiſe von dem erſtern Welttheil nach dem letztern durchaus kein unglaubliches Unternehmen für kühne Küſtenfahrer zu ſein ſcheint.

Die Peruaner in Südamerika und die edeln Aztecs, welche daſelbſt eine große, wenn auch nur vorübergehende Macht beſeſſen und deren edelſte Regenten Worte geſprochen haben, ſo weiſe und poetiſch, wie die des Königs Salomo — dieſe Indianer und Diejenigen, deren verödete Städte kürzlich in Centralamerika entdeckt worden ſind, gehörten augenſcheinlich einer höhern Race an als die Urbevölkerung Nordamerikas, und ihre Ueberreſte nebſt Dem, was man von ihren Sitten und Gewohn-

heiten weiß, deuten auf nahe Verwandtschaft mit den edelsten Volksstämmen Asiens hin.

Diejenigen, welche der Meinung anhängen, daß alle Menschen von einem einzigen Menschenpaar abstammen, und dieses Menschenpaar nach Asien versetzen, geben sich Mühe, alle nur möglichen Auswege für die Auswanderungen der verschiedenen Völker aus dem Mutterlande aufzusuchen. Ich begreife jedoch nicht, warum nicht jeder Welttheil ein Mutterland für die Menschen sein könnte. Dieselben Naturkräfte und dieselbe Schöpferkraft müssen auf mehr als einem Punkte ein Menschenpaar hervorbringen können. Und wenn Gott der Vater und die Natur die Mutter ist, so müssen die Menschen in jedem Falle Brüder sein. Das Adamitische Paar kann sich ja jedenfalls als das auserwählte Menschenpaar betrachten, dazu bestimmt, die jüngern, mehr ans Naturleben gefesselten Brüder zu belehren und zu befreien. Gott sei uns gnädig bei der Art und Weise, in welcher sie ihre Mission sehr oft erfüllt haben!!

Allein dies ist in Beziehung auf die Indianer Nordamerikas nicht allein ihr Fehler. Wenn diese Indianer empfänglicher für höhere Bildung gewesen wären, so würde nicht Gewalt und Faustrecht unter ihnen geübt worden sein und eine solche Verbreitung erlangt haben, wie es gegenwärtig der Fall ist. Aber obgleich es glaubens- und eifervollen Missionären gelungen ist, kleine treue Häuflein von neubekehrten christlichen Indianern um sich zu sammeln, so sieht man doch deutlich, daß dies mehr in ihrer Persönlichkeit als in der Lehre liegt, welche sie predigen. Wenn sie fort sind, zerstreut sich auch die Schar der neuen Christen wieder.

Weiße Männer, zuweilen von ausgezeichneter Persönlichkeit, haben sich indianische Hausfrauen genommen und dieselben zu gebildeten Frauen zu machen gesucht. Vergebens! Die Skwah ist Skwah geblieben; unsauber, mit verwirrten Haaren, die Dämmerung der Küche mehr

als das Licht des Salons liebend, dem weiten wollenen Filzmantel mehr als dem Schnürleib und dem seidenen Kleid zugethan, eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, ist sie treu in ihrem Hause und in der Sorge für die Ihrigen geblieben, so lange der Mann gelebt hat und die Kinder klein gewesen sind.

Aber wenn die Kinder groß geworden sind und der Mann gestorben ist, dann — — — ist sie aus dem Hause verschwunden. Wenn die Vögel im Frühling gesungen und der Wald und die Ströme von neuem Leben gerauscht haben, ist sie zurückgekehrt zu den Hütten der Ihrigen im Walde oder am Flusse und hat an ihren Feuern die Freiheit und den Frieden gesucht.

Dieses wilde Leben muß seine großen Reize haben.

Von allen jetzt lebenden Indianerstämmen Nordamerikas sind es jetzt nur die Stämme der Cherokee und Choctas, welche das Christenthum und die Civilisation angenommen haben. Als die Europäer diese Stämme zuerst besuchten, fanden sie dieselben in kleinen Dörfern in den Hochländern in Tennessee, Georgien und Alabama. Sie waren friedliebend und trieben Ackerbau. Dann wurden sie mit guten und bösen Worten aus ihrer Heimat vertrieben, erhielten Land westlich vom Mississippi in den westlichen Theilen des Staates Missouri und sollen dort zu einem großen und blühenden Volke geworden sein, sich immer mehr vermehrend und den Sitten und Gewohnheiten der europäischen Völker nähernd. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, bauen ordentliche Häuser und haben in neuerer Zeit auch eine Schriftsprache und Druckerpressen. Ich habe unter meinen amerikanischen Curiositäten auch eine Cherokeezeitung, in der Cherokeesprache gedruckt.

Die wilden Indianer, die sich noch wie früher von Jagd und Fischfang ernähren, werden mit jedem Jahre immer mehr ausgerottet, theils durch ihre gegenseitigen Kriege, theils durch die Blattern und den Branntwein,

der ihnen mit schädlichen erhitzenden Stoffen versetzt von den weißen Handelsleuten verkauft wird. Die amerikanische Regierung hat strenge Verbote gegen den Verkauf von Spirituosen an die Indianer erlassen; allein die Wilden sind so begierig nach berauschenden Getränken und es gibt so viel niedrige und nach Gewinnst begierige Seelen, daß dieses Verbot wenig hilft. Starke Getränke werden mit andern Handelsartikeln unter die Indianer in diesen Gegenden eingeschmuggelt. Die amerikanische Regierung kauft von den Indianern Land und für das Geld, welches den Letztern dafür jährlich bezahlt wird, kaufen sie sich wieder „Feuerwasser" und Lebensmittel, welche sie entsetzlich theuer bezahlen müssen. Dadurch verarmen sie allmälig und fallen dem Hunger und der Noth anheim. So sinken sie immer mehr an moralischer und physischer Kraft, und gegen die vergiftende Berührung mit den Weißen haben ihre Medicinmänner kein Heilmittel und keine Zauberkünste.

Edle Männer unter den Indianern haben starke und bittere Worte gegen die Weißen und gegen die Nachgiebigkeit ihres Volkes vor denselben gesprochen.

— „Wenn der große Geist" — sprach ein Siouxhäuptling zu den christlichen Missionären — „eure Religion für die rothen Männer bestimmt hätte, so würde er ihnen dieselbe gegeben haben. Wir verstehen nicht, was ihr uns sagt, und das Licht, das ihr uns geben wollt, verdunkelt den hellen geraden Weg, den unsere Väter gegangen sind."

Als dieser Häuptling starb, sprach er zu seinem Volke:

— „Grabet ihr selbst mein Grab und lasset mich nicht darin von den weißen Männern verfolgen!"

Ach! Ueber seinem Grabe schreitet der weiße Mann im Namen des Lichtes und der Bildung vorwärts, und das „Volk der Dämmerung" weicht zurück, allmälig ersterbend in den Schatten der Einöden und des Felsengebirges. Das kann nicht anders sein.

Und welches Intereſſe ich auch für gewiſſe hochſinnige Charaktere unter den Männern dieſes Volkes fühle, ſo kann ich doch unmöglich einem Volke langes Leben wünſchen, welches die Grauſamkeit unter ſeine Tugenden rechnet und die Schwachen zu Laſtthieren erniedrigt.

Das Volk, welches die Indianer verdrängt und deren Land einnimmt, iſt — welche Fehler es auch haben mag — ein edleres und menſchlicheres. Es hat ein höheres Bewußtſein des Guten und Böſen. Es trachtet nach Vollkommenheit. Es will die Waffen der Barbarei von ſich werfen und auf dem neuen Boden künftig keine Feſtung gründen, als die Kirche Chriſti, kein anderes Banner aufrichten als das Banner des Friedensfürſten. Es hat in der neueſten Zeit ganz beſonders, auch in ſeinem Verfahren gegen die Indianer bewieſen, daß es ihm Ernſt damit iſt.

Die Indianer ſehen, wie die Grönländer, während ſie die weiße Race fürchten, mit ſtolzer Verachtung auf ſie herab, und ihre Sagen über die Erſchaffung der Menſchen zeigen ſehr naiv ihre Anſicht über das Verhältniß zwiſchen den verſchiedenen Menſchenracen.

— „Der erſte Menſch, den Manitou geformt hatte" — ſagen ſie — „war zu wenig im Ofen gebacken. Er wurde weiß. Der nächſtfolgende war zu ſehr gebacken; er wurde ſchwarz. Manitou nahm ſich zum dritten mal beſſer beim Backen in Acht. Und der dritte Menſch wurde gehörig gebacken und kam rothbraun aus dem Ofen. Das war der Indianer!

Die europäiſchen Gelehrten theilen die drei vornehmſten Menſchenracen auf der Erde in Tagmenſchen (Weiße), Nachtmenſchen (Neger) und Dämmerungsmenſchen (die Indianer in den öſtlichen und weſtlichen Theilen der Welt).

Was die Nachtmenſchen von ſich und von den andern Völkern ſagen weiß ich nicht. Aber es ſcheint mir gewiß, daß ſie den Tagmenſchen in Bezug auf ihre gei-

ſtige Befähigung näher ſtehen als die Dämmerungsmenſchen, und daß ſie eine größere Zukunft als die Letztern, und weniger Eigenliebe als Beide haben.

Das Fort Snelling liegt am weſtlichen Ufer des Miſſiſſippi am Ausfluß des St.-Peter in den erſtern Fluß, und man hat von hier aus eine herrliche Ausſicht auf den breiten St.-Petersfluß (von den Indianern Minneſota genannt) und auf die breite Thalfläche, aus welcher er hervorſtrömt. Weiter hinauf zieht ſich dieſer Fluß durch Hochland mit einer großartigen Scenerie auf einer Strecke von fünfhundertundneun Meilen weſtlich landeinwärts.

— „Es iſt kein Zweifel darüber" — ſchreibt ein junger Amerikaner in ſeiner Reiſebeſchreibung von Minneſota — „daß hier (am Ufer des St.-Petersfluſſes) die Reſidenz für die Ariſtokratie des Landes ſein wird."

Ein weit vorausſehender Blick, ſollte man denken. Allein hier zu Lande gehen die Dinge ſchnell vorwärts.

Auf dem Hinweg zum Fort Snelling beſuchten wir einen Waſſerfall, „little falls" genannt. Er war klein, aber ſo ungemein ſchön und maleriſch, daß er ſein eigenes Gemälde, ſeine Lieder und ſeine Sagen verdiente. Der weißeſte Waſſerſchaum, der ſchwärzeſte Felſen, der graziöſeſte, zugleich aber auch der wildeſte und ſanfteſte Waſſerfall. Kleine Dinge werden groß durch ihre Vollkommenheit.

Später.

Heute habe ich mit dem freundlichen jungen Geiſtlichen die ſogenannte „Fountain-Cave", ein Stück außerhalb der Stadt, beſucht. Das iſt eine unterirdiſche Höhle mit zahlreichen Gängen und Sälen, wahrſcheinlich gleichartig mit denen in der berühmten „Mamouth-Cave" in Kentucky. Noch mehre ſolche unterirdiſche Paläſte ſollen ſich, obwol ſie noch nicht unterſucht worden ſind, in Minneſota vorfinden. Auch dieſe Grotte iſt tiefer im

Innern noch keineswegs untersucht worden. Ich begnügte mich damit, unter ihrem prächtig gewölbten Porticus zu sitzen, aus ihrer krystallhellen Quelle zu trinken und dem melodischen Geräusch des fallenden Wassers tief im Innern der Grotte zu lauschen. Man gelangt in diese Grotte durch eine tiefe und steile Versenkung in der Erde, die einem Riesengrabe gleicht. Unten sieht man sich von hohen abschüssigen Sandsteinmauern umgeben, und in einer dieser Mauern öffnet sich eine Riesenpforte mit dunkelm Eingang. Rings in den Mauern waren unzählige kleine runde Oeffnungen, in welchen kleine Vögel ihre Nester hatten.

Wir gingen zu dieser Grotte über schöne Wiesen längs des Mississippiufers. Das Gras stand hoch und gelb. Die Luft war warm wie an einem Sommertage. Es war „Indian-Summer“. Die ganze Gegend sah so freundlich, so fruchtbar und so einladend aus. Wir begegneten auch einer Hirtin, die mit ihren Milcheimern gegangen kam. Sie war sehr schön, hatte aber künstlich gemachte Locken und sah gar nicht aus, wie eine wirkliche Hirtin der Idylle aussehen soll.

Aber dieses Minnesota ist ein herrliches Land, so recht ein Land für nordische Auswanderer, so recht ein Land für ein Neues Skandinavien. Es ist vier mal so groß wie England, hat den fruchtbarsten Boden, große Waldungen, eine Menge von fischreichen Flüssen und Seen und ein gesundes stärkendes Klima. Der Winter daselbst ist kalt und rein, der Sommer ist nicht so heiß wie in den niedriger gelegenen Mississippistaaten. Der Frost tritt selten eher als gegen die Mitte des Septembers ein. Der „Lake-Itaska“, die Wiege des Mississippi, liegt 1575 Fuß über dem Mexicanischen Meerbusen, und das Hochland, welches den Itaska im Norden in einem Halbkreise umgibt, die gigantische Terrasse „Hauteur des terres“, auf welcher die Quellen der mächtigen Flüsse Mississippi, St.-Louis, St.-Laurence,

des Rothen Flusses u. m. a. entspringen, liegt noch einige hundert Fuß höher. Ganz Minnesota ist ein Hochland.

Minnesota grenzt im Osten an den Lake-Superior, Amerikas Mittelländisches Meer, und steht durch diesen in Verbindung mit den östlichen Staaten, mit dem St.-Laurence, dem Hudson und dem Atlantischen Meer. Es hat im Norden Canada, im Westen den wilden Missouri, schiffbar fast längs der ganzen Grenze und mit Ufern von felsigen Bergen, die reich an Metallen und kostbaren Steinarten sind, auch mit Prairien, auf denen wilde Büffelheerden, Elenthiere, Antilopen weiden. Auf dem jenseitigen Missouri ist das geheimnißvolle indianische Nebraska, hinter diesem das Felsengebirge — größtentheils noch völlig unbekannte Größen — hinter diesem Oregon, ein ungeheures Territorium mit unerschöpflichen Schätzen von Producten des Naturreiches, große Thalstrecken und große Flüsse, der Columbus und Oregon mit der Ausmündung ins Stille Meer, in deren Fällen die Lachse scharenweise springen, wie in den reißenden Flüssen Norwegens und Schwedens.

Im Süden hat Minnesota das fruchtbare Jowa, einen jungen Staat mit schönen Flüssen, dem Jowa-, Cedre des Moines- und Vermillionfluß, mit breiten Thalgewänden und reichen Weingegenden. Und im Herzen des Landes hat Minnesota den Mississippi, diese große Lebensader, die es geboren werden sieht und auf deren Wogen es alle Producte des Nordens dem Süden, und alle Producte des Südens dem Norden und sich selbst zuführen kann.

Welch ein herrliches Neu-Skandinavien könnte Minnesota werden! Hier würden die Schweden ihre klaren romantischen Seen, Schonens saatreiche Ebenen und die Thäler Nordlands wiederfinden; hier fände der Normann seine reißenden Flüsse und seine hohen Berge wieder — denn ich nehme das Felsengebirge und den Oregon in das neue Reich auf —; hier würden beide Völker

ihre Jagdgründe und ihre Fischerei wiederfinden. Die Dänen würden ihre Heerden weiden und ihre Farmen auf reichern Küsten und bei weniger Nebel bauen als auf den Küsten Dänemarks. Das Felsengebirge ist der neue Seeberg mit mythologischen Wundern, mit Riesen und mit Gespenstern genug, um Sinn für die Sage und einen kampflustigen Sinn zu erzeugen. Die Götter müßten hier noch mit den Riesen kämpfen, Balder mit Loke einen neuen Kampf bestehen, in welchem Balder siegen und die Midgårdsschlange im Stillen Meer still werden müßte — mindestens bis zum Ragnarök*). Und die Freuden Walhallas könnten ebenso wenig in diesem neuen Weinland fehlen, auf den weingekrönten Inseln des Mississippi. Der große göttliche Eber Sehrimmer hat wol nirgends so zahlreiche Abkommen wie in dieser neuen Welt. Aber die Skandinavier dürfen bei diesem heidnischen Gelageleben nicht stehen bleiben; sie müssen edlere Freuden suchen.

Ernstlich: — diejenigen Skandinavier, welche sich in ihrem alten Vaterlande wohl befinden, sollten dasselbe nicht verlassen. Aber Diejenigen, denen die Heimat zu eng ist und die gern auswandern wollen, die müssen nach Minnesota kommen. Klima, Lage, Natur passen hier für unser Volk besser als in irgend einem andern Staat Amerikas, und keiner dieser Staaten scheint mir eine größere und schönere Zukunft zu haben als Minnesota.

Hierzu kommt auch, daß der fruchtbare Boden in Minnesota noch nicht von Speculanten aufgekauft, sondern allgemein zu dem Gouvernementspreis (fünf Viertel Dollar für die Tonne Landes) zu haben ist. Ich habe erzählen hören, daß der norwegische Pfarrer in Luthersthal, Clausen, mit einer Anzahl Normänner hierher kommen will, um ein „settlement“ zu gründen. Sehr

*) Weltgericht.

gut. Es sind schon mehre Normänner und Dänen hier. Ich habe Bekanntschaft mit einem hier ansässigen dänischen Kaufmann gemacht, der durch den Fellhandel mit den Indianern in wenigen Jahren ein reicher Mann geworden ist und sich nun in einiger Entfernung von der Stadt ein großes schönes Landhaus baut. Seine Gattin ist die Tochter einer Indianerin und eines weißen Mannes, hat indianische dunkle Augen und Züge, die dem „Federwolkenweib" nicht unähnlich sind, ist aber im Uebrigen „ladylike" wie die liebenswürdigste weiße Frau*). Ich versprach dem freundlichen Dänen, sobald ich bei meiner Heimreise nach Kopenhagen kommen würde, daselbst seine alte Mutter zu besuchen und sie von ihm zu grüßen.

Bei dem Gouverneur Ramsay ist ein junges norwegisches Mädchen als Köchin. Sie ist nicht älter als zwanzig Jahre, ist nicht außerordentlich geschickt in der einfachen Kochkunst und hat gleichwol monatlich elf Dollars Lohn. Es ist ein gutes Land für junge Dienstboten hier.

Morgen werde ich von hier abreisen, den Mississippi aufwärts und nach Galena, von da weiter nach St.-Louis, von da auf dem Ohiofluß nach Cincinnati, von da nach Neu-Orleans und endlich aus irgend einer der südlichen Hafenstädte nach Cuba, woselbst ich den Winter hindurch zu bleiben beabsichtige.

Es ist mir nicht recht wohl zu Muth, daß ich so bald von hier abreisen soll. Ich möchte gern mehr von den Indianern und deren Lebensweise sehen, und fühle mich

*) Kinder von Indianerinnen mit weißen Männern schließen sich gewöhnlich der weißen Race an. Sie sind oft sehr gute Menschenexemplare, erscheinen aber doch nicht wie eine veredelte Art. Man rühmt ihre Augen und ihre Geistesgegenwart und ich habe mir sagen lassen, daß die meisten Untersteuermänner auf den Mississippibooten von dieser Halbblutrace (half-breeds) sind.

ungefähr, wie sich eine hungerige Person fühlt, wenn sie vom Tisch aufstehen und eine eben begonnene Mahlzeit verlassen muß. Ich möchte gern mehr von dem Lande und dessen Ureinwohnern sehen, sehe aber nicht ein, wie und auf welche Weise. Wege und Reisebeförderungsmittel gibt es hier nicht, wie in den cultivirten Staaten. Und ich will nicht länger in diesem Hause bleiben, das mir so gastfrei ein Obdach gewährt, deshalb aber den einzigen kleinen Knaben des Hauses (einen schönen kleinen baby) sammt seiner Wärterin in ein kaltes Zimmer einlogirt hat. Das Kind muß wieder in seine warme Stube kommen, denn die Nächte werden kalt. Ich sehne mich nach dem Süden und fürchte die kalten Nächte auf dem Mississippi. In ein anderes Haus, einige Meilen von hier entfernt, in welchem man mir freundlich Quartier angeboten hat, ist mir der Weg zu lang und zu beschwerlich — und mein inneres Licht gibt mir keine Aufklärung, meine innere Stimme schweigt. Ich reise also, aber es ahnt mir, daß ich es bald bereuen werde.

Von meiner schönen, heitern und guten Wirthin scheide ich mit Wehmuth. Ich habe ein Paar indianische Moccasins für deine kleinen Füße, ein Paar dergleichen für Charlotte und eine Uhrtasche (von indianischer Arbeit) für die Mama bei mir. Die indianischen Handarbeiten sind prächtig und glänzend, obwol ihnen Geschmack und jeder Begriff vom Zeichnen fehlt. Rothe und grelle Farben herrschen in ihren Stickereien, wie in den festlichen Gewändern ihres Volkes vor. Die rothe Farbe scheint überhaupt allen Naturkindern die liebste zu sein.

Von dem jungen presbyterianischen Missionär hier habe ich einige Mittheilungen über das Verhältniß der Missionsthätigkeit zu den Indianern erhalten, welche mir die Zukunft der Letztern in einem hellern Lichte als bis-

her erscheinen lassen. Seitdem die Sprachen der hauptsächlichsten Indianerstämme studirt und die Evangelien in dieselben übersetzt worden sind, hat das Christenthum bedeutende Fortschritte unter diesem wilden Volke gemacht; und in den letzten Jahren hat der Erfolg des Missionswerkes sich mit jedem Jahre bedeutend vermehrt.

Bei einem „revival“ des kirchlichen Lebens, welches im Jahre 1828 zu einer neuen Belebung sowie zu einer neuen Organisation des Missionswerkes führte, fanden sich blos noch einunddreißig Missionäre unter den Indianern mit einem Gehalte von 2400 Dollars.

Gegenwärtig, im Jahre 1850, gibt es fünfhundertundsiebzig Missionäre (mehr als die Hälfte davon sind Frauenzimmer) unter den Indianern mit einem Einkommen von jährlich 79,000 Dollars; und an diese Missionäre schließen sich noch einige hundert Prediger und Gehülfen von den Eingeborenen selbst an. Tausend Kirchen von allen christlichen Benennungen sind erbaut worden und die Zahl der Christen unter den Indianern beläuft sich zu dieser Stunde auf 40,537. Eine Menge Schulen sind ebenfalls entstanden und entstehen noch täglich, um den Kindern der Indianer Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in allerlei Handwerken zu ertheilen. Die Weiber zeigen sich in den letztern ziemlich lernbegierig. Die Knaben lernen leichter lesen und schreiben als die Mädchen. Doch soll es sehr schwer halten, sie an Ordnung und Pünktlichkeit zu gewöhnen. Erst nach ihrer religiösen Bekehrung ist es möglich, ihnen sittliche und materielle Bildung beizubringen. Die Zahl der Schulen steigt bereits auf vier- bis fünfhundert und die Schüler, Knaben und Mädchen, auf mehr als dreitausend. Seminarien für Knaben, sowie dergleichen für Mädchen, sind ebenfalls errichtet worden. Man hat auch Druckerpressen eingeführt, welche Schriften in dreißig verschiedenen Sprachen drucken. Der Missionär Wiljam-

son in Kaposia hält die Unwissenheit der Indianer für das größte Hinderniß ihrer Ausbildung.

Die Frauen sind für religiöse Belehrung am meisten zugänglich. Die Männer, namentlich die von den kriegerischen Stämmen, wie z. B. von den Sioux, sind schwerer zu gewinnen und haben keine Lust, auf eine Lehre zu achten, die in directem Widerspruch mit Allem steht, was ihre heidnische Tugend und Glückseligkeit ausmacht. Noch haben die Missionäre nur wenig bei den Sioux ausgerichtet, und unter die wilden Stämme zwischen Minnesota und dem Felsengebige sind sie noch gar nicht gedrungen.

Aber es wird nicht lange dauern, bis sie auch dahin vordringen.

Aus dem jährlichen „report“ des „Presbyterian American board of Mission“ im Jahre 1850, aus dem ich Mehres von diesen Mittheilungen geschöpft habe, schreibe ich Folgendes wörtlich ab:

— „Wie lange wird es dauern, bis wir eine Synode an den Ufern des Stillen Meeres errichten?

— „Schon sind unsere Missionäre über alle Vereinigten Staaten östlich vom Mississippi, mit alleiniger Ausnahme eines kleinen Theils von Nordosten, verbreitet. Sie haben diesen Fluß überschritten und mit Eifer angefangen, das ungeheure Land westlich vom Flusse, von dem Mexicanischen Meerbusen bis zu den britischen Colonien im Norden zu erfüllen. Nein, mehr noch! Sie sind über das ganze Festland gewandert und haben in der Neuen Welt des Westen begonnen, den Grund zum Reiche Gottes zu legen. Was wird endlich unser Erfolg sein? — Die Spitzen unserer Kirchen längs des Atlantischen Meeres werden von den Strahlen der Morgensonne beglänzt werden. Vorwärts durch das Land schreitend, wird die Sonne den ganzen Tag hindurch auf Kirchen strahlen. Und wenn sie zur Ruhe niedersinkt,

wird ihr letzter himmlischer Strahl noch auf den Kirchen verweilen, die sich am Ufer des Stillen Meeres erheben.

— „Ja, mit Gottes Beistand haben wir Etwas; aber wir haben noch unendlich Viel zu thun, um das Maß unserer Pflichten zu erfüllen.“

Das ist ein kleiner Leckerbissen von den Werken im Westen.

Also von den rothen Männern ist bereits ein kleines Häuflein in das Reich Christi auf Erden gekommen. Und wenn auch von diesen Vierzigtausend, die sich öffentlich zur christlichen Kirche bekannt haben, nur Zehntausend, ja, auch nur Tausend aufrichtige Christen sind, so ist dies doch genug für eine unendliche Zukunft.

Das Reich des Erlösers und das Werk der Erlösung sind nicht auf diesen kleinen Raum, nicht auf diese kurze Zeit beschränkt. Ihre Zeit und ihr Raum sind ewig, wie — — — das Herz Gottes!

Ich weiß, daß die Missionäre hier eine andere Lehre predigen. Und es ist mir unbegreiflich, wie sie damit Erfolge gewinnen, unbegreiflich, wie sie selbst dabei Ruhe finden können. Aber ein Licht, welches stärker und mächtiger ist als ihre beschränkten Lehren, muß mit Christi Wort zu den Herzen der Heiden kommen und sie hinüber zu seinem Kreuz und zu seiner Krone, von den Jagdgründen und von den wilden Tänzen der Erde in seinen Himmel ziehen. Ich kann es mir nicht anders vorstellen.

Es ist Abend und starker Feuerschein (wie alle Abende, seitdem ich hier bin) erleuchtet den westlichen Himmel. Er rührt von den Prairiefeuern der Indianer her, welche sie anzünden, um das Wild auf gewissen Punkten zu sammeln; denn gegenwärtig hat ihre Jagdzeit begonnen. Auf diese Weise erlegen sie eine Menge Wild, vernichten aber dadurch die ganze Jagd und fallen der Noth oder der Wildniß weiter im Westen immer mehr anheim.

Aber es leuchtet im Westen, und alle Heiligen, St.-

Peter, St.-Paul, St.-Charles (ein settlement weiter hinauf), St.-Anthony (der auch eine Stadt zu bauen angefangen hat), welche ihre Wohnsitze am nördlichen Mississippi aufgeschlagen haben und jetzt von den Feuern der Indianer beleuchtet werden, werden der Wildniß das Licht der Morgensonne und des neuen Lebens geben.

Es leuchtet im Westen, von den brennenden Prairien, von der wilden Jagd. Ich liebe diesen Schein, denn er hat einen poetischen Glanz; er leuchtet über den Mondtänzen, über den Rathsversammlungen und über dem Geisterfest der Indianer. Aber — — — er ist doch mehr Schein als Licht!

Wenn Heimwesen, sowie Andrew Downing's, Marcus Springs' und meiner guten Mrs. Howland beinahe schwedische Heimwesen, auf den Höhen des Mississippi und St.-Peter stehen; wenn die Thürme der Kirchen im Sonnenschein glänzen und der Skalptanz nicht mehr getanzt wird; wenn Stimmen wie die Channing's und Emerson's, Beecher's und Bellow's, sich in der Rathsversammlung erheben und Lucretia Mott auch da für Freiheit, Frieden und Rechte der Frauen sprechen darf; wenn der christliche Indianerstaat Nebraska friedlich neben dem Staat Minnesota liegt, dann — d. h. in etwa hundert Jahren — dann möchte ich nach Minnesota zurückkehren und ein neues Fest der Geister begehen. Und ich werde dahin zurückkehren — im Geiste!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Heimat in der Neuen Welt.

Sechster Theil.

Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba,

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

Achtundzwanzigster Brief.

Auf dem Miſſiſſippi, 25. Oct. 1850.

Jetzt geht es den großen Fluß, „den Vater der Flüſſe", zwiſchen indianiſchen Lagern, Feuern und Booten hinab. Indianer an den Ufern ſtehend oder laufend und ſchreiend oder vielmehr heulend, Grabmäler auf den Anhöhen, dazwiſchen zahlreiche, mit Weinreben geſchmückte Inſeln und hin und her rudernde indianiſche Canoes — alle dieſe fremdartigen wunderbaren Scenen möchte ich feſthalten. Aber wir rauſchen vorüber, dem Süden zu! Wir verlaſſen dieſe poetiſche Wildniß, die Gegend der Kindheit des Miſſiſſippi, und fahren der Civiliſation entgegen. Das Wetter iſt mild, Sonnenlicht und Schatten ſpielen zwiſchen den Bergen — — ein poetiſches, romantiſches Leben!

25. Oct.

Sonnenhell, aber kalt. Die Indianer ſind verſchwunden. Wir ſind an der „Prairie du Chien", an dem rothen indianiſchen Abgottſtein, an dieſem indianiſchen Grab unter herbſtgelben Bäumen vorbeigefahren. Die Höhen glänzen gelbbraun und prächtig. Die Ruinen und Pyramiden der Urzeit ragen düſter und prächtig aus den glänzenden Wäldern hervor. Bei jeder Krümmung

des Flusses neue, überraschende Aussichten. Ich betrachte sie, lese Emerson's „Essays“ und lebe festlich. Wir nähern uns den beginnenden Städten am Jowastrand, Gottenburg (ein Abkömmling von unserm Gothenburg, wie ich vermuthe) und Dubuque.

27. Oct.

Wieder auf einige Tage in Galena, unter den Bleigruben. Es ist Sonntag und ich komme aus der Kirche, wo ich einen jungen Geistlichen der presbyterianischen Kirche, Mr. Magoun, predigen gehört habe. Ein echter Jünger des großen Westen! Keine beschränkten kirchlichen Ansichten. Nein, ein kirchliches Bewußtsein so weit wie die Prairien des Westen, so groß wie das Himmelsgewölbe über ihnen, und freier Raum für alle frischen Hauche der Erde.

Das Verhältniß des Culturlebens zur Religion war das Thema des jungen Predigers.

Die Wichtigkeit einer wahren Religionsphilosophie für das bessere Verständniß und die bessere Entwickelung der Religionslehre:

Die Wichtigkeit der Entwickelung des materiellen Lebens für die bessere Erklärung des geistigen Lebens:

Gottes leitende Hand in dem Aufblühen beider im Staate — mit Leben und Wärme dargestellt.

Hiob sagte: — „Er spricht zum Blitz — fahre hin! Und dieser fährt hin!“ — Der elektrische Telegraph ist der Blitz von Gottes Finger, geleitet zu dem Dienst der Menschen.

Die Philosophie ist das Licht Gottes in der Vernunft und erhellt das Dunkel in der Vernunft und in der Schrift.

Es ist jetzt die Zeit, da eine metaphysische Distinction eine Seele retten kann.

Endlich: die Vereinigung des höchsten Lebens des Kopfes und des Herzens, in allen Sphären des Lebens in der tausendjährigen Kirche wirkend und alle verklärend.

Das waren die Hauptmomente in der Predigt des jungen Geistlichen.

Ein warmes inhaltreiches Gebet über die Bitte: — „Zu uns komme dein Reich!“ — vollendete den Vortrag — einen der freisinnigsten und inhaltreichsten, einen der frischesten und erfrischendsten, den ich jemals von der Kanzel — irgend eines Landes gehört habe.

Die Polemik gegen den Katholicismus war der einzige unwestliche Zug in dieser Predigt. Denn es kommt dem großen Westen zu, keine Form des göttlichen Lebens auszuschließen. Und was sind denn alle christlichen kirchlichen Verbindungen anders als verschiedene Plätze in einer und derselben Kirche, verschiedene Familien von einer und derselben Abstammung?

Die alte Pilgrimskirche scheint mir diejenige zu sein, welche auf dem Boden der Neuen Welt gegenwärtig das meiste Leben entwickelt, wächst und sich erweitert, um das ganze irdische Leben zu umfassen und es für Gottes Reich zu taufen.

29. Oct.

Ich habe mich im „American-hotel“ vortrefflich eingerichtet und will für die wenigen Tage, die ich hier zu verweilen habe, das freundliche Anerbieten einer schönen Privatwohnung, das mir gemacht worden ist, nicht annehmen. Ich habe hier meine kleine gewandte irländische Magd Margret und bekomme Alles so, wie ich es wünsche, dazwischen Kartoffeln, des Morgens, des Mittags und des Abends, ebenso gut wie unsere Ärstakartoffeln. Ich genieße meine Freiheit und die einsamen Spaziergänge auf den malerischen Höhen der Umgegend während dieser schönen Tage.

Gestern führte mich der freisinnige junge Prediger, Mr. Magoun, mit einer Freundin zu Wagen auf eine Anhöhe am Mississippi (ich glaube, sie heißt „Pilot knob“), von welcher wir den Sonnenuntergang sehen

wollten. Als wir bei dieser Anhöhe angekommen waren, kletterten wir durch Gebüsche und Schluchten und über Steine mühsam genug hinauf, genossen aber, auf dem Gipfel angelangt, eine jener Oceanaussichten über das feste Land, wie sie nur der große Westen gewährt. Durch das unendliche wogende Gefilde zog sich der Mississippi, wie eine Silberader, weit, weit hinaus in eine unermeßliche Ferne, und über Land und Fluß ruhte der Schleier des indianischen Sommers und der unaussprechlich sanfte Frieden dieser Jahreszeit. Die Sonne war soeben untergegangen, aber ein Rosenschimmer ruhte noch wie eine heitere Segnung über der großen fruchtbaren Gegend. Es war unbeschreiblich großartig und schön.

Ich dachte daran, wie mir vor einem Jahre um dieselbe Zeit in Neuyork zu Muthe war, wie düster es dann in Boston für mich aussah und wie ich damals dachte: — „Werde ich es wol überstehen können?" — Und nun stand ich heiter und gesund auf den Anhöhen am Mississippi, den großen Westen offen vor mir mit einer reichen Zukunft und dem Licht einer ganzen Welt! Und ich dankte Gott!

Auf dem Rückweg nach Galena zerbrach unser Wagen. Der junge Prediger sprang auf, zog Stricke und ein Messer hervor und fing an zu arbeiten, indem er vergnügt sagte:

— „Sie müssen wissen, Miß Bremer, daß hier im Westen das Wagnerhandwerk zu unserer Theologie gehört."

Die Auswanderer ins Westland müssen in einem gewissen Grade das mühevolle und entsagungsreiche Leben der ersten Pilgrimväter durchleben und bedürfen, um Erfolg zu haben, den Muth und die Ausdauer derselben.

Aber man durchläuft die Grade dieser Entbehrungen jetzt schneller, als es früher der Fall war. Die schönen, behaglichen amerikanischen Wohnungen mit Verandas,

Bäumen und Gärten, die auf den Höhen längs des Fereflusses zu entstehen beginnen, beweisen es.

Heute werde ich an Bord des guten Dampfschiffes Minnesota gehen, um auf dem Mississippi nach St.-Louis zu reisen. Vielleicht halte ich mich unterwegs in der Stadt Rock Island auf, um das schwedische Settlement (Erik Janson's) bei Bischofshill, einige Meilen von der Stadt entfernt, zu besuchen.

Unter den angenehmen Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Galena nehme ich auch die an einen Bankier Mr. H** mit, der mir so viel Wohlwollen und eine so brüderliche oder väterliche Güte und Sorgfalt bewiesen hat, daß ich an ihn und an die Stadt, in der er wohnt, stets mit Dankbarkeit denken werde.

Die Zeitungen im Westen machen sich über den entzückten Empfang der Jenny Lind von Seiten der neuyorker Bevölkerung lustig. In einem Zeitungsartikel las ich soeben:

— „Unser Correspondent ist so glücklich gewesen, Jenny Lind — niesen zu hören. Das erste Niesen war ein mezzo tinto soprano etc. etc. (nun folgen eine Menge musikalische Bezeichnungen), das zweite war ein — (nun folgen eine Menge dergleichen), das dritte konnte er nicht hören, denn er wurde ohnmächtig."

Ich kann den guten Bewohnern des Westen die Versicherung geben, daß sie ebenso sehr, wie ihre Brüder, die Bewohner des Osten, von Entzücken ergriffen werden würden, wenn Jenny Lind hierher käme. Jetzt sprechen sie wie der Fuchs von den Trauben, jedoch mit besserm Humor.

Ein Bewohner von St.-Paul kam, während ich in St.-Paul war, von Neuyork dahin zurück und hatte ein wichtiges Geschäft bei dem Gouverneur Ramsay. Aber sein erstes Wort an diesen war: — „Gouverneur, ich habe Jenny Lind gehört!"

Jenny Lind, das neue Sklavengesetz und die Proteste

gegen daſſelbe in den nordöſtlichen und weſtlichen Staaten ſind neben dem „Spiritual Knocking“ ſtehende Artikel in allen Zeitungen.

Während man in den nördlichen Staaten Verſammlungen hält und gegen dieſes neue Sklavengeſetz agitirt, weil daſſelbe die Verhaftung entflohener Sklaven in den freien Staaten geſtattet, erheben mehre der ſüdlichen Staaten, beſonders der Palmettoſtaat und Miſſiſſippi, ein Wuthgeſchrei über die Kränkung der Rechte des Südens und drohen mit der Trennung von der Union. Und in den Zeitungen becomplimentiren die Staaten ſich gegenſeitig nicht eben auf die artigſte Weiſe. Eine Kentuckyzeitung ſchreibt von Südcarolina:

— „Warum ſchert ſich Südcarolina nicht weg aus der Union, je eher, deſto beſſer? Die Union könnte ſich nur freuen, ſolche Bagage los zu werden.“

Auf dem Miſſiſſippi, 2. Nov.

Wir liegen vor Rock Island. Mehre angenehme und artige Herren aus der Stadt ſind eben an Bord geweſen und haben mir das Anerbieten gemacht, mich in das ſchwediſche Settlement zu begleiten. Ich kann für dieſe Güte und Zuvorkommenheit nicht anders als innig dankbar ſein. Aber die Nächte werden kalt, ich befinde mich nicht recht wohl und — — — was ſoll ich dort machen? — Wir, meine Landsleute dort und ich, würden einander nicht verſtehen, obgleich wir dieſelbe Sprache ſprechen. Aber ich freute mich, daß ich von zweien dieſer Herren, Kaufleuten in Rock Island, verſchiedene Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand dieſer ſchwediſchen Colonie einziehen konnte.

Seitdem ihr Biſchof (ſo nannten ſie Erik Janſon) todt iſt, ſcheinen ſie ſich beſſer zu befinden. Allein er hat ſie durch ſeine unkluge Haushaltung in eine große Schuldenmaſſe (10 oder 11,000 Dollars) verwickelt und

mehre von ihnen haben sich kürzlich nach Californien begeben, um Gold zu suchen und dadurch Mittel zu gewinnen, ihre Schulden zu bezahlen. Da die Schweden bei Bischofshill sich stets als rechtschaffene, gottesfürchtige und fleißige Leute bewiesen haben, so genießen sie das Vertrauen der Bewohner von Rock Island und erhalten die Waaren, welche sie nicht baar bezahlen können, auf Credit. Sie haben sich mehre hübsche Häuser von Ziegelsteinen erbaut und treiben ihre Landwirthschaft tüchtig. Sie haben angefangen, Flachs zu bauen und zu verarbeiten und beziehen hübsche Einkünfte aus dem flächsenen Garn, welches sie verkaufen. Sie bleiben ihren religiösen Gebräuchen, ihren Gebeten und ihrem Glauben, auch an Erik Janson, treu, der eine fast dämonische Gewalt über ihre Gemüther besessen zu haben scheint. Wenn sie krank waren und durch Erik Janson's Gebete oder Arzneimitel nicht gesund wurden, so sagte er ihnen, daß sie verworfene Sünder wären. Viele starben, eine Beute der klimatischen Krankheiten und mangelhafter Behandlung.

Der angenehme und ehrenwerthe Herr, welcher die schwedische Colonie besonders gut kannte, wollte nichts Bestimmtes gegen Erik Janson sagen, aber er hegte Mistrauen gegen ihn. Erik Janson's Hausfrau rühmte er dagegen als eine ausgezeichnet brave und achtungswerthe Frau. Auch sie starb an einem der Fieber, welche in der Colonie grassirten. Und vier Tage nach ihrem Tod stand Erik Janson während eines Gottesdienstes in der Kirche auf und verkündigte, „daß ihm der Geist geheißen habe, eine andere Hausfrau zu nehmen". Da stand eine von den anwesenden Frauen auf und sagte, „der Geist habe ihr verkündigt, daß sie diese Hausfrau werden solle". Das war vier Tage nach dem Tod der guten ersten Frau. So spricht also der Geist, welcher Erik Janson leitete.

Sein Mörder, der Schwede Rooth, soll morgen von

der Jury abgeurtheilt werden. Man glaube, daß er freigesprochen werden würde, weil die Veranlassung zu seiner That von der Beschaffenheit war, daß sie wol einen Mann von Sinnen bringen konnte.

Rooth hatte sich nämlich gegen Erik Janson's Willen mit einem Mädchen in der schwedischen Colonie verheirathet. Von Erik Janson's Unwillen verfolgt, beabsichtigte er die Colonie zu verlassen und hatte zur Nachtzeit seine Frau und sein Kind (einen kleinen Knaben) zu Wagen heimlich fortschaffen lassen. Erik Janson ließ ihnen jedoch auflauern und sie in einem Boot auf dem Mississippi fortschaffen, ohne daß Jemand wußte, wohin; man sagte, nach St.-Louis. Der Capitän Schneidau hatte Rooth am Morgen des Tages gesehen, an welchem derselbe die Nachricht davon erhalten hatte. Er war todtenblaß und fast wahnsinnig gewesen. In dieser Gemüthsstimmung suchte er Erik Janson auf und traf denselben mitten unter seinen Getreuen, als er soeben in die Kirche gehen wollte. Er trat zu ihm und sprach:

— „Du hast meine Frau und mein Kind fortbringen lassen, ich weiß nicht, wohin. Beide sind vielleicht todt und ich werde sie nie wieder sehen. Ich mache mir nichts aus dem längern Leben, aber du sollst zuerst sterben!"

Bei diesen Worten zog er ein Pistol hervor und schoß ihn in die Brust. Erik Janson starb fast augenblicklich. Rooth versuchte nicht zu fliehen, sondern ließ sich von dem erbitterten Volke willig fesseln.

Die kleine Colonie, aus sieben- bis achthundert Personen bestehend, wird gegenwärtig von einigen Männern regiert, welche man dazu gewählt hat und die man für ebenso sündenfrei hält, wie ihren ersten Führer. Abstract betrachtet ist ihr Glaube kein Irrthum. Der neue Mensch in uns sündigt nicht. Allein sie übersehen, daß der alte Menschen aus unserm Herzen hier auf der Erde niemals ausgerottet werden kann und daß wir deshalb stets sün-

dige Menſchen bleiben, bis — — — unſere Verwandlung kommt. Der hauptſächlichſte Irrthum der Erik-Janſiſten liegt in ihrem blinden Glauben an den Sünder Erik Janſon und an die Sünder, welche ſie ſelbſt ſind.

Das Wetter iſt feucht und kalt. Die Scenerie an dem Ufer iſt zwar noch von Hochlandsnatur, nimmt aber doch an Höhe und Schönheit allmälig ab. Die Höhen brechen oft ab und liegen zerſtreut und einzeln zwiſchen Flächen, die ſich nach dem Fluß herabziehen. Weiße Städte und Kirchen glänzen hier und da an den Ufern. Wir ſind hier an der Küſte von Illinois, und Rock-Island liegt an dem Ausfluß des Illinoisfluſſes in den Miſſiſſippi. Gerade gegenüber am andern Ufer iſt der Staat Jowa, und dort erhebt ſich glänzend, weiß und ſchön die kleine Stadt Dawenport, die ihren Namen nach ihrem Begründer und ihre Bekanntheit durch die gräßliche Ermordung deſſelben (eines alten Mannes) an einem Sonntagnachmittag von vier jungen Männern, die ſein Geld rauben wollten, erhalten hat. Das iſt vor gar nicht langer Zeit geſchehen. Blutige Thaten ſind geſchehen und geſchehen noch immer an den Ufern des Miſſiſſippi.

3. Nov.

Wir fahren den Miſſiſſippi dahin, aber langſam. Unſer Dampfſchiff ſchleppt zwei große ſchöne Barken oder Flachboote mit Blei aus Galena beladen, von denen an jeder Seite des Schiffes eins befeſtigt iſt. Man ſagt, daß dies ein Sicherheitsmittel ſei, falls dem Fahrzeug etwas geſchähe und die Paſſagiere in Gefahr gerathen ſollten. Dann können die Letztern ſich auf die Barken retten. Allein freilich wird die Schnelligkeit der Fahrt dadurch gehemmt und des Nachts höre ich ein ſeltſames Poltern, Raſſeln und Tönen im Fahrzeuge, als ob daſſelbe unter der Laſt der Arbeit keuchte, brüllte und ſeufzte und im Begriff wäre, unterzugehen. Das

klingt ſchlecht und klingt ſo gefährlich, daß ich des Nachts ſtets vollſtändig angekleidet auf meinem Lager liege, um bereit zu ſein, mich im Falle einer Kataſtrophe öffentlich zu zeigen. Solche Abenteuer ſind auf dem Miſſiſſippi etwas Alltägliches, und man hört oft von Unglücksfällen dieſer Art, bald auf den Seen, bald auf den Flüſſen hier zu Lande. Mehre von den an Bord befindlichen Paſſagieren haben „life-preservers“, Gürtel oder Bänder von Kautſchuck, um ſich im Waſſer retten zu können. Ich habe nichts; ich habe nicht einmal einen nähern Bekannten oder Freund hier, der mir in der Stunde der Gefahr die Hand reichen könnte, aber — ich weiß nicht, wie es kommt — es fällt mir nicht ein, mich zu fürchten. Ich halte mich nur ſtets bereit zu einem „start“.

Der Capitän des Fahrzeuges iſt augenſcheinlich ein vorſichtiger General und Alles auf dem Schiffe geht ruhig und ordentlich vor ſich. Der Tiſch iſt gut und reichlich. Das Einzige, was ich vermiſſe, iſt die Milch zum Kaffee und Thee; an Sahne, die hier zu Lande überhaupt ſchwer zu bekommen iſt, darf man gar nicht denken. Das muß man auf den Flußfahrzeugen im Süden und Weſten gewohnt werden. Ich beklagte mich geſtern Abend bei Tiſche ein wenig darüber; denn den Kaffee kann ich wol ohne Milch trinken, aber den Thee bringe ich ohne dieſelbe ſchwer hinunter.

— „Well!“ ſagte da der Oberſt Baxter, ein vortrefflicher Herr, der mir gerade gegenüber ſaß. — „Im mexicaniſchen Kriege hatten wir oft mehre Wochen hindurch keine Milch!“

— „Ah!“ — erwiderte ich — „aber Sie hatten Ruhm und konnten ſich damit tröſten. Was kann man nicht entbehren, wenn man den hat? — Aber hier auf einem Dampfboot ohne Ruhm und ohne Milch, das iſt zu viel!“

Man lachte, und heute Morgen hatten wir ſämmtlich Milch zum Frühſtück.

Die meiſten Aufwärter auf unſerm Schiff ſind Neger, die Stewardeß iſt eine Mulattin und weder angenehm noch gut gelaunt. Die Paſſagiere am obern Ende des Fahrzeuges ſind nicht zahlreich und auch nicht angenehm. Die Abtheilung der Herren iſt ſtark beſetzt; zwei Drittel derſelben ſehen ziemlich unangenehm aus; business-Leute von Kopf bis zu den Füßen.

Ich halte mich ſehr viel in meinem kleinen freundlichen Stübchen auf oder promenire auf der Piazza draußen und ergötze mich am Anblick des Fluſſes und der Ufer. Das Miſſiſſippiwaſſer hat noch immer ſeine helle, gelblichgrüne Farbe, fängt aber bereits an, ſich zu trüben. Dreieckige Dampfboote, größere und kleinere, mit zwei Schornſteinen, ſchwerfällig ſchnaubend von „high pressure“, wenn ſie flußaufwärts fahren, ſauſen an uns vorüber; große Flotten von Flößen, auf denen Menſchen wohnen und kochen, rudern mit rieſengroßen Rudern vorüber; bedeckte Barken, Fahrzeuge und Boote von jeder Art und von jeder Größe zeigen ſich auf dem Fluſſe. Dieſer wird immer belebter und immer breiter, fährt aber fort, mit majeſtätiſcher Ruhe zu fließen.

Wir haben den Staat Jowa zur rechten Hand, Illinois zur Linken. Die Ausſichten ſind frei und weit, breite Thalſtrecken öffnen ſich. Die Anhöhen nehmen ab. Das Land flacht ſich nach dem Fluß zu allmälig ab und verläuft ſich in weiche wallende Wieſen; im Hintergrunde iſt Waldung. Es ſieht ſchön und fruchtbar aus, aber nicht ſehr angebaut. Wir ſind jetzt in der Korngegend des Miſſiſſippithales, die reich an allen Getreidearten, beſonders aber an dem reichen goldgelben Mais iſt.

Längs des Miſſiſſippi liegt auf beiden Seiten des Fluſſes von Minneſota an ein Perlenband von Staaten bis an den Mexicaniſchen Meerbuſen. Es ſind öſtlich vom Fluſſe Wisconſin, Illinois, Kentucky, Tenneſſee, Miſſiſſippi und Louiſiana, weſtlich vom

Flusse aber Jowa, Missouri, Arkansas und ebenfalls Louisiana, denn Louisiana umfaßt, wie Minnesota, beide Ufer des Mississippi, Minnesota beim Ursprung desselben auf den Höhen, Louisiana bei der Einmündung desselben ins Meer. Zwischen diesen beiden Staaten, Minnesota im Norden, Louisiana im Süden, durchläuft der Mississippi verschiedene Gegenden von ungleichem Klima und von ungleichen Naturerzeugnissen. Minnesota ist der Norden derselben mit nordischen Nadelwäldern und nordischem Winter, mit Bären und Elenthieren, mit den wilden Rosen und Beeren des Norden, mit Urwald und Indianern. Wisconsin, Illinois, Kentucky und Tennessee im Osten, Jowa, Missouri und ein Theil von Arkansas im Westen liegen in der gemäßigten Zone und besitzen Cultur und Civilisation. Diese Staaten zugleich mit ihren Nachbarstaaten im Osten, Michigan, Indiana und Ohio, bilden den großen Kornboden Amerikas und den mittlern Theil des Mississippithales. Hinter ihnen im Osten dehnt sich das Alleghanygebirge aus und die östlichen oder atlantischen Staaten. Hinter den Mississippistaaten im Westen zieht sich die indianische Wildniß Nebraska und das Felsengebirge hin. Mit Tennessee im Osten und Arkansas im Westen beginnt die Baumwollengegend. Mit Louisiana fängt die Zuckerregion, der Süden und das Sommerleben an.

Illinois und Jowa sind noch freie Staaten, südlich von ihnen beginnen die Sklavenstaaten. In Illinois und Jowa gibt es noch schwedische und norwegische Settlements; allein weiter südlich gehen dieselben nicht. Die mittlern Mississippistaaten füllen sich immer mehr mit Deutschen und Irländern, weiter unten gibt es auch viele Franzosen und Spanier. Alle werden jedoch von den Gesetzen und Sitten des anglonormannischen Stammes beherrscht. Mit den Juden ist es ebenso; es gibt deren in Amerika, besonders im Westen, sehr viele, aber sie genießen gleiche bürgerliche Rechte mit den Eingebore-

nen des Landes und unterscheiden sich im Aeußern hier weit weniger von der europäischen Bevölkerung, als sie es in Europa thun. Ich bin hier kaum dann und wann einmal auf den Gedanken gekommen: — „Das ist ein Jude!“ — so wenig unterscheidet sich der Jude im Aussehen von den dunkelgefärbten Amerikanern.

Wir sehen nun Nauvoo, den frühern Hauptsitz der Mormonen. Die stattliche Ruine von ihrem frühern prächtigen Tempel zeigt sich auf einer Anhöhe. Einer meiner Freunde, der vor einigen Jahren auf dem Mississippi reiste, landete bei Nauvoo wenige Tage danach, als Joe Smith, der Prophet der Mormonen, von der Bevölkerung von Illinois getödtet worden war. Er sah damals die Bevölkerung der Stadt und der Umgegend, eine Zahl von ungefähr zwanzigtausend Personen, unter dem Absingen von Psalmen aus ihren Wohnungen ausziehen, er sah sie nach Westen in die Wildniß ziehen, um dort das gelobte Land zu suchen, das ihnen ihr Prophet verheißen hatte. Nach einer Wanderung von dreitausend englischen Meilen durch die Wildniß, unter vielfältigen Gefahren, Mühen und Elend gelangten sie an den Großen Salzsee und an dessen fruchtbare Ufer. Dort haben sie sich im Verlauf von wenigen Jahren so ausgebreitet und vermehrt, daß sie auf gutem Wege sind, ein mächtiger Staat zu werden. Der Glaube kann also noch heutzutage Berge versetzen, nein, er kann noch mehr, er kann große Städte versetzen. Nauvoo ist nun von dem französischen Socialisten Cabet angekauft worden, der dort eine Gesellschaft „Egalitarier“ begründen will.

Ja, in diesem großen Westen, an den Ufern dieses großen Flusses gibt es Scenen und Menschen von mancherlei Art. Da sind Indianer, da sind Squatters; da sind Skandinavier mit milden Sitten und fröhlichen Gesängen; da sind Mormonen, die im Namen Christi und seines Propheten das Erscheinen eines tausendjährigen Reichs auf Erden verkündigen und in der Wildniß einen

blühenden Staat gründen, der ein neues Paradies zu werden verspricht. Da sind verzweifelte Abenteurer ohne einen andern Glauben als an den Mammon, ohne ein anderes Recht als das Faustrecht, Männer, die ohne Gewissensbisse stehlen, morden und rauben und deren Anzahl und deren Frevelthaten längs den Ufern des Mississippi immer mehr zunehmen, je weiter man südlich kommt. Da sind Reisende, die weder Böses noch Gutes thun, die aber große Dinge verrichten, lediglich durch ihre Körper- und Willenskraft und durch ihre Lust zu Unternehmungen jeder Art. Da sind Freiheitsfreunde und Communisten, da sind Sklavenbesitzer und Negersklaven. Da sind Gesellschaften, welche bauen wie die Bienen und wie die Biber, aus Instinct und aus Naturnothwendigkeit. Da sind aber auch hellsehende, leitende, starke und fromme Männer, welche wissen, was sie wollen, und die Arbeit der Veredlung in ihre kräftigen Hände nehmen. Da sind große Städte, welche den höchsten Luxus und die größten Sünden der Civilisation entwickeln, welche dem Mammon Altäre errichten und die ganze Welt in dessen Dienste nehmen wollen. Da sind auch kleine Gesellschaften, die das Land durch die Macht friedlicher Grundsätze und im Namen des Friedensfürsten erobern wollen. Maria Child erzählt von einer solchen Gesellschaft in Indiana oder Illinois. Es ist eine kurze Erzählung, aber sie ist so schön, daß ich sie dir mit ihren eigenen lebenswarmen Worten mittheilen muß*):

— „Die schönsten Geschenke, die meine Seele während ihrer Pilgerfahrt auf dieser Erde empfangen hat, sind mir oft von Menschen gemacht worden, welche arm an Geld und Kenntnissen waren. Unter diesen Schenkgebern erinnere ich mich besonders eines ungelehrten, mit harter Arbeit beschäftigten Handwerkers. Dieser erzählte

*) Letters from New-York, vol. 1, letter 22.

mir, daß er einer von den dreißig oder vierzig Neuengländern sei, die vor zwölf Jahren ausgewandert waren, um sich in den Wildnissen des Westen anzusiedeln. Sie waren meist Nachbarn gewesen und hatten sich wegen der Uebereinstimmung ihrer Ansichten über mehre Gegenstände verbunden. Seit mehren Jahren waren sie gewohnt, dann und wann in ihren Wohnungen zusammenzukommen und sich in aller Herzenseinfalt über ihre Pflichten gegen Gott zu unterhalten. Das Evangelium war ihre Bibliothek, das innere Licht ihr Predigerberuf. Damals gab es noch keine Antisklaverygesellschaften; allein bei ihrem Unterricht und bei ihrer Lernbegierde bedurften sie keiner solcher Vermittler, um einzusehen, daß das Sklavenhalten eine Sünde sei. Die Bemühungen der Friedensgesellschaften waren nicht bis zu diesem kleinen abgelegenen Häuflein gelangt und Non resistence-Gesellschaften gab es damals noch nicht. Aber mit dem Buche des Friedensfürsten versehen, mit offenem Herzen gegen dessen Einfluß — was brauchten sie da mehr?

„Reich an geistiger Veredlung brach dieser kleine Haufen auf, um sich in das ferne Westland zu begeben. Ihre innere Heimat bestand aus blühenden Gärten, ihre äußere Heimat gründeten sie in der Wildniß. Sie waren arbeitsam und mäßig und Alles gedieh unter ihren Händen. Aber bald drangen die Wölfe in ihre Gehöfte in der Gestalt grundsatzloser Abenteurer, die ihren Glauben auf List und Gewalt setzten und so handelten, wie sie glaubten. Diese kleine Colonie praktischer Christen sprach mit milden Vorstellungen gegen ihre Freveltaten und vergalt dieselben mit unausgesetztem Wohlwollen. Sie gingen noch weiter und sagten ganz offen: — «Ihr möget uns Böses anthun, wie Ihr wollet; wir werden euch nichts Anderes als Gutes dafür erweisen!» — Rechtskundige kamen in ihre Nähe und erboten sich, ihre Streitigkeiten auszumachen. Sie erwiderten: — «Wir bedürfen eurer nicht. Als Nachbarn seid ihr uns herz-

lich willkommen; aber für uns hat euer Beruf aufgehört zu sein.» — Was wollt ihr thun — fragte man sie — wenn die Schurken eure Scheunen anzünden und eure Ernten stehlen? — «Dann werden wir Böses mit Gutem vergelten. Wir glauben, daß dies die höchste Wahrheit und demnach auch der beste Ausweg ist.»

„Als die Schurken dies erfuhren, schien es ihnen ein guter Scherz und sie sagten und thaten Vielerlei, um die frommen Leute zu reizen, was sie für witzig hielten. Sie nahmen zur Nachtzeit die Schlagbäume weg und ließen ihre Kühe in die Kornfelder der Frommen. Diese beseitigten die erlittenen Beschädigungen, so gut sie konnten, brachten die Kühe in ihren Viehhof und führten sie Abends zu ihren Eigenthümern, indem sie sanftmüthig sprachen: — «Nachbar, Eure Kuh ist auf meinem Feld gewesen. Ich habe sie zwar den Tag über gefüttert, aber ich wollte sie nicht über Nacht behalten, weil deine Kinder vielleicht Milch brauchen könnten.»

„Wenn dies ein Scherz war, so hatten Diejenigen, welche ihn erfunden hätten, das Herz nicht, darüber zu lachen. Allmälig kam eine sichtbare Veränderung über diese unangenehmen Nachbarn. Sie hörten auf, den Pferden der Frommen die Schwänze abzuschneiden und ihren Hühnern die Beine zu brechen. — «Wirf den Stein nicht, Bill!» — sagte ein Knabe zu einem andern. — «Als ich ihnen in der vorigen Woche ein Küchlein todtschlug, schickten sie es der Mutter, weil sie dachten, der armen Mary würde eine Hühnersuppe wohlthätig sein. Ich dächte, du schämtest dich, ihre Küchlein mit Steinen zu werfen.»

„So wurde das Böse durch das Gute besiegt, weil sich Niemand in der Nähe fand, der diesen guten Menschen absichtlich etwas Böses zugefügt hätte.

„Jahre vergingen und ihr weltliches Besitzthum vermehrte sich vor allen ihren Nachbarn, während sie gleichwol von den Letztern geliebt wurden. Richter und Sach-

walter verdienten bei ihnen keinen Pfennig. Der Gerichtsdiener stotterte Entschuldigungen, wenn er kam und ihr durch harte Arbeit erworbenes Eigenthum zur Bezahlung für die Kriegssteuer in Beschlag nahm. Sie antworteten sanft: — «Das ist ein schlechter Beruf, mein Freund! Betrachte dir denselben im Lichte des Gewissens und siehe dann, ob es nicht so ist!» — Aber während sie solche Abgaben ungern bezahlten, waren sie wohlthätig bis zum Uebermaß für nützliche und wohlthige Zwecke.

Nach Verlauf von zehn Jahren wurden die Regierungsländereien, auf denen sie ihre Farms erbaut hatten, zum öffentlichen Verkauf angekündigt. Nach dem Herkommen haben Diejenigen, welche diese Ländereien bebaut und cultivirt haben, das Recht, aus erster Händ darauf zu bieten und sie für den Regierungspreis, das ist ein und ein Viertel Dollar für die Tonne Land, zu kaufen. Allein das Speculationsfieber in Bezug auf Grund und Boden war damals bis zu dem höchsten Grad gestiegen. Abenteurer aus allen Theilen des Landes strömten zur Auction herbei, und Capitalisten in Baltimore, Philadelphia, Neuyork und Boston sandten Agenten, um diese westlichen Ländereien zu kaufen. Niemand glaubte, daß das Herkommen oder die Billigkeit in diesem Falle beachtet werden würde.

„Am ersten Tage der Auction zeigte sich, daß die Speculation bis zu den Grenzen des Wahnsinns gestiegen war. Das Land wurde zu siebzehn, fünfundzwanzig, auch dreißig Dollars für die Tonne begierig gekauft. Die «christliche Colonie» hatte wenig Hoffnung, ihre Ländereien zu behalten. Als die ersten „settlers“ hatten sie sich das beste Land ausgesucht und ihr anhaltender Fleiß hatte dasselbe zur höchsten Stufe der Cultur erhoben. Der Marktpreis dafür war viel höher als für das Land, welches bisher schon mit einem so hohen Preis bezahlt worden war.

„Bei diesen Aussichten hatten sie sich bereits gefaßt gemacht, abermals in die Wildniß hinaus zu wandern und ihr Leben von neuem zu beginnen. Aber am folgenden Morgen, als ihr Land zum Verkaufe ausgeboten wurde, gewahrten sie mit dankbarer Ueberraschung, daß ihre Nachbarn überall unter den Anwesenden herumgingen und bittend vorstellten: «Bietet nicht auf diese Ländereien. Diese Leute haben zehn Jahre hindurch hart an denselben gearbeitet. Während dieser Zeit haben sie keinem Menschen, ja keinem Thiere Etwas zu Leid gethan. Sie haben stets Böses mit Gutem vergolten und sind ein Segen für die ganze Nachbarschaft. Es würde eine Sünde und eine Schande sein, auf ihr Land zu bieten. Laßt ihnen dasselbe für den Regierungspreis zuschlagen!»

„Die Versteigerung begann. Die ersten Ansiedler des Bodens boten einen und einen Viertel Dollar für die Tonne Land und beabsichtigten auch noch mehr zu bieten, wenn es nothwendig sein sollte. Aber unter diesem Haufen von verwilderten und selbstsüchtigen Speculanten fand sich auch nicht einziger, der sie überboten hätte! Ohne eine einzige Stimme des Widerspruchs wurde ihnen das gute Land für den gebotenen Preis überlassen.

„Ich lauschte mit Vergnügen dem Ansiedler in der Wildniß, indem er mir eine Philosophie der allgemeinen Liebe entwickelte.

— „«Was würdet ihr aber thun?» sagte ich zu ihm — «wenn ein fauler diebischer Landstreicher unter euch käme, bei euch zu bleiben beschlösse und durchaus nicht arbeiten wollte?» — «Wir würden ihm Nahrung geben, wenn er hungrig wäre, Obdach, wenn er fröre, und würden ihn stets wie einen Bruder behandeln.» — «Würde euch aber eine solche Handlungsweise nicht mehre dergleichen Subjecte auf den Hals ziehen? Wie wolltet ihr es vermeiden, von ihnen überschwemmt zu werden?» —

«Solche Charaktere würden sich entweder ändern oder nicht bei uns bleiben. Wir würden ihnen nie ein böses Wort sagen oder ihnen versagen, was sie bedürften, aber wir würden sie mit tiefer Wehmuth betrachten, wie wir auf einen verbrecherischen, aber noch immer geliebten Bruder sehen. Das ist für ein Menschenherz schwerer zu ertragen, als Peitschenhiebe und Gefängniß. Sie würden es nicht aushalten. Es würde sie entweder erweichen oder von uns forttreiben. Und in neun Fällen unter zehn würde es sie erweichen, glaube ich.»"

Maria Child setzt noch hinzu:

— „Die weiseste Politik liegt doch in der Lehre Christi."

Und mir selbst fielen dabei die Worte ein:

— „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!"

Und wenn ich Dasjenige ins Auge fasse, was das siegende, das überwältigende Element von den Mississippistaaten bis nach Californien gegenwärtig ist, so liegt es klar zu Tage, daß es die Macht und Gewalt der Friedfertigen ist.

Auf dem Mississippi, in der Nähe Therapids,
3. Nov.

Wir liegen seit mehren Stunden still. Es sind hier gefährliche spitze Felsen im Flusse und das Wasser ist niedrig, die Fahrt gefährlich. Man wartet darauf, daß sich der Wind gänzlich legen soll und daß man dann die Stellen unterscheiden kann, wo der Strom vom Felsengrund gekräuselt wird. Es ist übrigens jetzt so luftstill, daß ich kaum begreifen kann, wie es noch stiller werden soll. Der Mississippi glänzt wie ein Spiegel, blos hier und da von der Strömung gefurcht. Es ist jetzt völlige Sommerwärme und ich bin ungeduldig darüber, hier in der Wärme und in dem starken Sonnenlicht still zu liegen. Daß der Mississippi hier nicht gereinigt wird, daß man solchen

Felsengrund und solchen Aufenthalt in dem großen Flusse dulden kann, in welchem so viele tausend Fahrzeuge gehen, das ist ein Zeichen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten auch — — ihre Mängel hat. Man ist nicht einig darüber, ob die Bundesregierung oder die Regierung des einzelnen Staates diese Arbeit ausführen soll; und darum bleibt die Arbeit ungethan, zum großen Nachtheil für die Flußschiffahrt.

Ich habe mir einige angenehme Bekannte an Bord erworben in zwei Herren aus Connecticut (kräftige, derbe Yankees) und in der jugendlichen Tochter des einen, einem allerliebsten zwanzigjährigen Mädchen, einer frischen Blume an Seele und Leib, einem wahren Prachtexemplar von den Töchtern Neuenglands. Wir haben jetzt auch ein paar Riesenfrauen an Bord, die zu der alten mythologischen Bevölkerung von Utgård gehören. Ich habe mich besonders an einem Conflict zwischen dem wilden und dem gebildeten Geschlecht, in den Personen einer dieser Frauen und meiner schönen Blume von Neuengland ergötzt. Die Erstere in einem stahlgrauen Anzug, grauen und finstern Gesichts, steif und ältlich, saß im Frauenzimmersalon und rauchte ihre Meerschaumpfeife, als wir Nachmittags aus dem Speisesaal dahin kamen. Sie saß mitten im Salon, blies den Tabacksrauch mit Macht von sich und sah aus, als ob sie der ganzen Welt Trotz bieten könnte. Die Damen sahen sie an, sahen sich einander an, schwiegen und duldeten eine Zeit lang schweigend. Allein der Rauch wurde unerträglich und man flüsterte einander zu, daß Etwas gethan werden müsse, um diesem unerlaubten Tabacksrauchen ein Ende zu machen. Die junge Miß S** rief die „Stewardess“ herein.

— „Sie müssen diesem Frauenzimmer sagen, daß das Tabacksrauchen nicht erlaubt ist“ — wurde ihr gesagt.

— „Ich habe es ihr gesagt, Missis, aber sie kümmert sich nicht darum. Es hilft nichts, mit ihr davon zu reden.“

Man wartete noch eine Weile, um zu ſehen, ob das rauchende Frauenzimmer dieſe ſtillen, aber deutlichen Winke nicht beachten würde. Aber nein, ſie blieb ſitzen und erfüllte das Zimmer mit Rauch.

Die ſchöne junge Miß S** faßte ſich nun Muth, ſie ging hin zu der Rauchenden und ſagte auf eine ebenſo artige als würdige Weiſe zu ihr:

— „Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß Ihr Zimmer eine Thür hat, welche auf die Piazza hinausführt; — es würde viel angenehmer für Sie und für alle hier Anweſenden ſein, wenn Sie Ihre Pfeife dort rauchen wollten.“

— „Nein; es gefällt mir am beſten, ſie hier im Zimmer zu rauchen.“

— „Aber es iſt verboten, in dieſem Salon zu rauchen.“

— „Ja, den Herren iſt es verboten, aber den Damen nicht.“

— „Es iſt verboten, hier zu rauchen, und zwar ebenſo gut Ihnen, wie jeder andern Perſon. Und ich muß Sie im Namen aller Frauenzimmer hier im Salon bitten, es zu unterlaſſen.“

Dies wurde mit ſo viel Ernſt und zugleich mit ſo viel Anmuth geſagt, daß das Rieſenweib davon getroffen zu ſein ſchien.

— „Nun gut, warten Sie ein Bischen!“ — verſetzte ſie mürriſch, und nachdem ſie heftig noch einige tüchtige Tabackswolken herausgeblaſen hatte, um uns ein Zeichen der Erinnerung zurückzulaſſen, ſtand ſie auf und ging in ihr Zimmer. Die Macht der Bildung hatte über die Anmaßung der Roheit geſiegt, die Götter waren Sieger über die Rieſen.

Nun wollen wir weiter fahren, aber nicht zu Waſſer, ſondern zu Lande. Unſer ſchwer beladenes Fahrzeug kann hier nicht fortkommen, ohne auf den Grund zu ſtoßen. Die Paſſagiere müſſen zu Wagen funfzehn bis ſechzehn

Meilen weit an dem Strande von Jowa bis in eine kleine Stadt reiſen, in der ſie ein neues Schiff nehmen können und wo auch der niedrige Waſſerſtand die Schiffahrt nicht länger hindert. Meine neuen Freunde aus Connecticut nehmen mich unter ihren Schutz.

St.-Louis, Miſſouri, 8. Nov.

Ich ſitze nun in St.-Louis, am weſtlichen Ufer des Miſſiſſippi. Und außerdem ſitze ich in Ungewißheit, ob ich zu einer „bridal party“ reiſen oder nicht reiſen ſoll, zu der ich eingeladen bin, um eine ſehr ſchöne Braut und die Crême der Geſellſchaft in dieſer großen Miſſiſſippiſtadt, der zweiten nach Neu-Orleans, zu ſehen. Der Bräutigam, den ich heute Vormittag (mit der Mutter ſeiner Braut) ſah, iſt ein ſehr reicher Floridaner und Plantagenbeſitzer und ſehr viel Gentleman — ein angenehmer Mann. Die Mutter der Braut iſt eine jugendlich alte Schönheit, artig, aber gekünſtelt, funfzig Jahre alt und etwas darüber, mit nacktem Hals, nackten Armen, geſchminkten Backen, Parfüms, Fächer und vielen Bewegungen deſſelben, franzöſiſch höflich. Sie luden mich für den Abend ein. Ein ſehr angenehmer und artiger Bekannter von Mr. Downing, an welchen ich einen Brief von ihm hatte, der Senator Allén, will mich mit ſeiner Frau dahin begleiten. Aber — — aber — — ich habe den Schnupfen und fühle mich auch zu alt für ſolche Feſte, bei denen ich übrigens alle mal halb todt gefragt werde. Je näher die Zeit zur Toilette kam, deſto klarer wurde mir, daß ich ruhig in meinem Zimmer bleiben mußte. Schöne Frauen und ſchöne Anzüge ſehe ich gern, aber — — ich begnüge mich auch mit einer Beſchreibung davon und habe genug „beau monde“ in den öſtlichen Städten geſehen, um mir vorſtellen zu können, wie ſie in den weſtlichen Städten ausſieht.

Ich wohne gegenwärtig in einem Hôtel, ziehe aber morgen oder übermorgen in das Haus des Senators Allen, ein Stück vor die Stadt hinaus.

Gestern kam ich mit meinen Freunden von Connecticut hier an. Die Reise über die Prairien Jowas in einem halbbedeckten „Waggon" war äußerst angenehm. Das Wetter war warm, wie an einem Sommertag, und die Sonne glänzte über dem fruchtbaren wogenden Boden weit, weit in die Ferne hinaus. Drei Viertel von dem Boden Jowas sollen wellenförmiges Prairieland sein. Das Land sah nicht angebaut aus, aber freundlich und schön — ein ungeheurer Weideplatz. Die Natur rings um den Mississippi ist wie eine Natur des Lichtes.

Nachmittags erreichten wir die kleine Stadt Keokuk, an einer hohen Stelle des Flußufers gelegen. Wir aßen gut zu Mittag in einem guten Wirthshause. Die Suppe bestand aus Thee, wie es bei den Mittagsessen in den Wirthshäusern des Westen gewöhnlich ist. Erst spät Abends sollte das Fahrzeug eintreffen, mit dem wir die Reise fortsetzen konnten. Unterdessen begab ich mich allein auf eine Entdeckungsreise. Ich ließ die junge Mississippistadt, welche eine gute Lage hatte und in gutem Wachsthum zu stehen schien, hinter mir und folgte einem Fußsteg, der sich am hohen Ufer des Mississippi hinzog. Die Sonne war im Untergehen und Wolken von sanftem Hellroth und von Purpurfarbe bedeckten den westlichen Himmel. Die Luft war mild und still, die ganze Scenerie weit ausgedehnt, hell, ruhig und idyllisch in großartigem Stil.

Auf dem hohen Ufer des Flusses lagen in kurzer Entfernung voneinander kleine Häuser, recht nett von Holz erbaut, mit den geschmackvollen Verhältnissen, praktisch und brauchbar, wie sie die Arbeit des Amerikaners auszeichnen. Sie waren alle einander gleich und schienen die Wohnungen von Arbeitern zu sein. An den meisten

ſtanden die Thüren offen, wahrſcheinlich um die milde Abendluft hineinzulaſſen. Ich benutzte dieſe Gelegenheit, um hineinzugucken und gerieth bald in eine Unterhaltung mit einigen Hausfrauen. Es waren, wie ich mir gedacht hatte, Handwerker, die in der Stadt arbeiteten, denen dieſe ländlichen Wohnungen gehörten. Es fand ſich kein Luxus in dieſen kleinen Häuſern, aber Alles darin war ſo ſauber und geordnet, ſo feſtlich und feiertagsruhig, Alles von der Hausmutter an bis zu dem geringſten Möbel im Hauſe hinab, daß es einen guten Anblick gewährte. Es war auch Sonntagabend und der Friede des Sabbaths ruhte in dem Hauſe, wie über der ganzen Gegend.

Als ich zu meiner Wohnung in die Stadt zurückkam, dämmerte es bereits. Es war unterdeſſen in der kleinen Stadt bekannt geworden, daß irgend ein ſkandinaviſches Thier im Wirthshauſe zu ſehen war; und nun wurde dieſem armen Thier zugemuthet, hinunter zu kommen und ſich ſehen zu laſſen.

Ich ging hinunter in den großen Saal und fand darin eine Menge Leute, meiſt Mannsperſonen, die ſich immer mehr vermehrten, bis es ein richtiges Gedränge gab, in dem ich mit manchen recht wunderlichen Figuren die Hände zu ſchütteln hatte. Aber ſolche Figuren ſieht man hier im Weſten oft. Die Männer arbeiten tüchtig und legen keinen großen Werth auf ihre Toilette. Sie laſſen ſich nicht Zeit, ihren Anzug ſorgfältig zu ordnen; aber nach ihrer unordentlichen Außenſeite darf man Das, was im Innern derſelben wohnt, nicht beurtheilen. Das ſah ich auch an dieſem Abend. Mit einer kleinen Anzahl feiner Leute, ich meine mit lebhaften und wohlgekleideten Herren und Damen — Keokuks Ariſtokratie — machte ich zu meinem aufrichtigen Vergnügen nähere Bekanntſchaft. Ich ſelbſt bin von Natur nicht zurückhaltend und finde darum an der offenen, mittheilenden und freundlichen Weiſe der Amerikaner Gefallen. Man wird dadurch

leicht bekannt und sieht bald, ob man füreinander paßt oder nicht.

Zwischen zehn und elf Uhr gingen wir an Bord. Am folgenden Morgen waren wir im Wasser des Missouri, der sich ungefähr achtzehn Meilen nördlich von St.-Louis mit einer solchen Heftigkeit und mit einer so großen Wassermasse in den Mississippi stürzt, daß er den Charakter des letztern ganz und gar verändert. Mit seiner Ruhe und mit seiner hellen Farbe ist es nun vorüber. Jetzt strömt er unruhig und trübe dahin, Baumstumpfe, Stämme, Zeug aller Art in seinen Wogen dahinwälzend, Alles vom Missouri mitgebracht, der in seinem überstürzenden Lauf von mehr als dreitausend Meilen durch die Wildniß des Westen Alles mit sich fortreißt, was er auf seinem Wege findet. Der Missouri ist eine Art von Xanthippe, aber der Mississippi ist kein Sokrates, denn er läßt sich durch den Einfluß seiner bösen Gattin gewaltig stören.

Draußen vor St.-Louis ruderten die Knaben in kleinen Booten umher und suchten Planken und Baumäste aufzufischen, die auf dem Strom schwammen.

Der erste Anblick von St.-Louis kam mir recht seltsam vor. Die Stadt sah aus, als wenn sie (auf der Flußseite) von einer Menge unförmlicher Mississippithiere blockirt wäre, die einer Art von kolossalen weißen Seebären glichen. Es waren auch solche, nämlich weiß angestrichene, große dreieckige Dampfschiffe, welche am Strande lagen, Seite an Seite, gewiß hundert an der Zahl; Wimpel mit Namen von allen Theilen der Erde flatterten im Winde über den beiden Schornsteinen aller Schiffe, die mir wie ungeheure Nashörner vorkamen. Denn jedes Dampfboot auf dem Mississippi hat zwei solche Apparate, die unter ihrer „high pressure"-Arbeit gewaltig schnauben.

Als wir nach St.-Louis kamen, fanden wir volle Sommerwärme, und mehre Bäume auf den Straßen

hatten noch grünes Laub. Ich ſehe hier den Baum des Südens „Pride of India“ (mit Blütentrauben, wie Flieder, während der Blütenzeit und dann mit Trauben von rothen giftigen Beeren) und die ſchönen Akazien, den Ailanthus und die Sykomore wieder!

9. Nov.

Ich kam nicht eher in St.-Louis an, als bis ich mich in voller Migräne niederlegen mußte. Mein allerliebſtes Mädchen aus Neuengland pflegte mich, wie es nur eine jüngere Schweſter hätte thun können. Als ſie mich mit ihrem Vater verlaſſen mußte, um ihre Reiſe weiter fortzuſetzen, bekam ich auch hier eine irländiſche Magd, die mich während dieſer kurzen Krankheit vortrefflich abwartete. Ich befand mich bald wieder wohl und ging dann aus, um dem jungen Brautpaar, das hier im Hôtel wohnt, einen Morgenbeſuch zu machen. Es war Vormittags; aber das Zimmer, in welchem das Brautpaar ſich befand, war verdunkelt und nur vom Kaminfeuer ſchwach erleuchtet. Die Braut war lang und fein gebildet, aber zu mager, im Uebrigen ſchön und von blühender Farbe. Sie war noch ſehr jung und kam mir vor wie eine ſeltene Treibhauspflanze, welche nur wenig fähig iſt, den Hauch der friſchen Luft zu vertragen. Ihre langen ſchmalen Finger ſpielten mit koſtbaren Kleinigkeiten, welche an einer goldenen Kette befeſtigt waren, die vom Halſe bis herab auf den Gürtel reichte. Ihr Kleid war koſtbar und geſchmackvoll. Sie ſah mehr wie ein Luxusartikel als wie eine junge angehende Hausfrau aus. Die ſchwache Beleuchtung, die Wärme des Kaminfeuers, die Wohlgerüche, Alles in der Umgebung der jungen Braut ſchien mir von Weichlichkeit zu ſprechen. Und doch war der Bräutigam augenſcheinlich kein Weichling, ſondern ein Mann und ein Gentleman. Er war ſichtbar ſehr verliebt in ſeine junge Braut, die er erſt nach Cincinnati und dann nach Florida und deſſen ewigen Sommer

führen sollte. Man bewirthete mich mit Brautkuchen und mit süßem Wein.

Als ich aus dem parfümirten Zimmer mit seiner treibhausartigen Wärme und seinem Halblicht trat, empfing mich ein sommerblauer Himmel, sonnenwarme Luft, Sonne und Vogelgesang in den rauschenden Bäumen. Das war entzückend. Ach — sagte ich zu mir — das ist doch ein anderes Leben! Es ist doch nicht gut, nein, es ist nicht gut und nicht naturfrisch, das Leben, welches viele Frauenzimmer hier zu Lande führen, dieses Leben in der Dämmerung, das sich das Jahr hindurch am Kaminfeuer im bequemen Lehnstuhl wiegt, dieses Leben von wirklicher Wärme und Unthätigkeit, wodurch sie sich von der frischen Luft und von dem frischen stärkenden Leben abschließen. Und die physische Schwäche der Frauen hier zu Lande muß zum großen Theil ihrer weichlichen Erziehung zugeschrieben werden. Es ist eine Art von Haremsleben, jedoch mit dem Unterschied, daß sie, ganz verschieden von den Frauen des Orients, hier im Westland als Herrscherinnen und die Männer als ihre Unterthanen betrachtet werden. Es wirkt jedoch dahin, ihre Entwickelung zu hemmen und sie von den edelsten und höchsten Zwecken abzuwenden. Die Harems des Westlandes, wie die des Orients, ziehen das Leben und das Bewußtsein des Weibes herab.

Von einem Besuche bei der Braut fuhr ich aus, um mehre katholische Asyle und fromme Stiftungen zu besehen, die unter der Pflege von Nonnen stehen. Das war eine andere Seite der Entwickelung der Weiblichkeit, die ich hier fand. In zwei großen Zufluchtshäusern für arme vater- und mutterlose Waisen, in einer Erhebungsanstalt für gefallene Frauen („das Asyl des guten Hirten") und in den Hospitälern für Kranke sah ich die Frauen, welche sich Schwestern nennen, ein wahrhaftes und großes Leben zubringen als Mütter für schutzlose kleine Kinder und als Schwestern und Pflegerinnen für

Gefallene und Leidende ihres Geschlechts. Das war ein erfrischender, ein stärkender Anblick!

Ich muß es aussprechen: Die Katholiken scheinen mir hier im Westen die Protestanten in der lebendigen Nachfolge Christi, in guten Werken, zu übertreffen.

Die katholische Kirche in dieser Neuen Welt hat ein neues Leben. Sie hat den Mantel der Intoleranz und des Fanatismus abgeworfen und tritt reich an Barmherzigkeit auf.

Die Klöster erstehen in der Neuen Welt mit einem erneuten Geist. Sie stehen da, frei von einem zwecklosen Treiben, thätig in Werken der christlichen Liebe.

Die hiesigen Klöster haben große helle Säle, keine dunkeln Zellen, nichts Düsteres oder Geheimnißvolles.

Alles ist darauf berechnet, dem Licht und dem Leben freien Spielraum zu gewähren.

Und wie schön sind diese Klosterschwestern in ihrem edeln würdigen Anzug, in ihrem stillen frischen Wesen und in ihrer Thätigkeit. Sie erschienen mir schöner, gesünder und glücklicher als die meisten weltlichen Frauen, die ich hier gesehen habe. Ich muß aber auch hinzufügen, daß ihre Nonnentracht, besonders ihr Kopfschmuck, ausgezeichnet geschmackvoll und bei aller seiner Einfachheit sehr wohlkleidend war. Und darin fand ich einen Genuß. Ich weiß nicht, warum sich nicht Schönheit und Frömmigkeit miteinander vertragen sollen. Die entsetzlichen Hüte, welche die Barmherzigen Schwestern in Savannah tragen, würden mich als Kranke von ihrem Hospital zurückscheuchen. Aber der Anblick der hiesigen Schwestern thut einem Kranken gewiß wohl.

Unter einem der prophetischen Gesichte von der Zukunft, mit denen unser Geijer seine irdische Laufbahn endigte, äußerte er einmal während eines Besuchs bei mir:

— „Die Klöster müssen aufs neue erstehen! Nicht in der alten Form; aber als freie Vereinigungen von

Männern oder Frauen zur Ausführung von Werken der Liebe!"

Ich sehe sie hier erstehen. Und sie müssen auch in der evangelischen Kirche wieder erstehen. Die Diakonissenanstalten in Europa sind ihr Beginn.

Die überwiegende Anzahl von Frauen in allen Ländern der Erde deutet auf eine besondere Absicht, die Gott mit ihnen hat und auf die man mehr achten sollte. Das menschliche Geschlecht bedarf geistlicher Mütter und Schwestern. Die Frauen bekommen in dieser heiligen Schwestervereinigung eine Kraft zur Ausführung solcher Werke, die sie in ihrer Isolirung nur ausnahmsweise besitzen können. Als Christi Bräute und Dienerinnen bekommen sie ein höheres Leben, ein freieres Bewußtsein, eine größere Macht.

Ob dergleichen religiöse Vereinigungen von Männern ebenso erfoderlich und natürlich sind wie die von Frauen, will ich dahingestellt sein lassen. Es kommt mir jedoch nicht so vor. Die Männer scheinen mir zu einer andern Wirksamkeit, wenn auch zu einem Zweck von verwandter Art, berufen zu sein.

Gestern und vorgestern Abend machte ich meine einsamen Entdeckungsreisen innerhalb und außerhalb der Stadt.

St.-Louis liegt auf wellenförmigen Terrassen ziemlich hoch über dem Mississippi. Es eignet sich dazu, eine ungeheuer große Stadt zu werden, und hat bereits angefangen, sich Vorstädte an Orten zu erbauen, die weit entfernt voneinander liegen; allein schon ziehen sich Wege (auch Eisenbahnen) und Straßen von einem dieser Orte zum andern. Die Gebäude dieser Vorstädte liegen meistentheils hoch mit herrlichen Aussichten über den Fluß und das Land. Dicke Säulen von kohlschwarzem Rauch

wirbeln von mehren Richtungen her in die ſtille Luft hinauf, das Wachsthum des Fabriklebens bezeichnend. Es ſah prächtig aus in dem Contraſt gegen den goldenen Abendhimmel; allein die ſchwarzen Rauchſäulen laſſen einen Regen von Schmuz und Aſche über die Stadt fallen, der nicht prächtig iſt. In der Stadt erbaut man ein großes Waarenmagazin neben dem andern, ungeheure Verkaufsgewölbe und Kaufhallen. Die Lage der Stadt nahe an der Einmündung des Miſſouri in den Miſſiſſippi und der Verkehr auf dieſem erſtern Fluß mit dem ganzen großen Weſten und auf dem Miſſiſſippi mit den nördlichen, ſüdlichen und öſtlichen Staaten der Union gewährt St.-Louis die Mittel zu einem faſt grenzenloſen Wachsthum. Die Wahrſcheinlichkeit, daß von hier eine Eiſenbahn bis an das Stille Meer angelegt wird, gibt der Stadt eine noch größere Bedeutung. Auch nimmt die Einwanderung hierher, beſonders von Deutſchen, mit jedem Jahre zu. Die ſchnelle Zunahme der Bevölkerung zeigt ſich daraus, daß St.-Louis im Jahre 1845 eine Volksmenge von 35,000 Seelen zählte, während es im Jahre 1849 faſt doppelt ſo viel hatte. Der Staat Miſſouri hat jetzt ungefähr zwei Millionen Einwohner und iſt doch als Staat nicht älter als dreißig Jahre.

Als ich in der Dämmerung durch die Straßen der Stadt wanderte, ſah ich verſchiedene Geſtalten von Menſchen und Thieren, die mich nicht heiter ſtimmten. Dergleichen hatte ich auch in Neuyork geſehen und darüber getrauert, gerade ſolche Männer, mit einem Ausſehen halb von Wildheit, halb von Elend, gerade ſolche arme abgehetzte Pferde! — — — Ich bemerkte eine Menge Firmen von Aerzten. Jedes dritte oder fünfte Haus trug eine ſolche Firma. Aber — — was können hier Aerzte und Arzneimittel helfen? — Ach, wir müſſen noch lange zu dem Herrn beten: — „Zu uns komme dein Reich!“ — Melancholiſch und mit trüben Gedanken kehrte ich in mein Hôtel zurück.

Unter den Personen, die mich daselbst besuchten, waren einige, die der sogenannten „Neuen Kirche" angehörten, nämlich Swedenborgianer, die von meinem Glaubensbekenntniß in den „Morgenwachen" auf die Idee gekommen waren, daß auch ich dieser „Neuen Kirche" angehöre. Ich konnte mich jedoch nicht zu dieser Kirche bekennen. Denn ich finde in der Alten Kirche, in ihrer neuesten Entwickelung durch die großen Denker Germaniens und Skandinaviens, ein reicheres und göttlicheres Leben. Swedenborg's Correspondenzlehre ist der Grund des Glaubens und der Lehren aller tiefsinnigen Völker von den Aegyptiern an bis zu den Skandinaviern; aber Swedenborg's Anwendung dieser Lehre scheint mir nicht groß und geistreich genug zu sein.

Ueberall in Nordamerika findet man Swedenborgianer. Was am meisten bei ihnen anzusprechen scheint, ist die Lehre von der Göttlichkeit Christi, die Lehre von der Gleichheit des Himmels oder der Geisterwelt mit der Erdenwelt und die Nähe der erstern. Auf den Kirchhöfen findet man oft weiße Marmorsteine mit der schönen Inschrift:

— „Er (oder Sie) ging an dem oder jenem Tage in die geistige Welt (the spiritual world) ein."

Das ist schön und wahr. „Denn" — spreche ich mit Tholuck — „warum sagen wir, daß unser Freund todt sei? — Todt — das Wort ist so schwer, so todt, so dunkel, so sinnlos. Sprich, unser Freund sei geschieden, er habe uns auf kurze Zeit verlassen. Das ist wahrer und besser!"

Chrystal Springs, 10. Nov.

Seit meinem letzten Brief bin ich in das schöne Haus und in die freundliche Familie des Senators Allén übergesiedelt. Ein junges hübsches Mädchen, die Schwe-

ſter des Hausherrn, hat mir ihr Zimmer mit einer ſchönen Ausſicht über den Miſſiſſippi und das Miſſourithal überlaſſen. Aber das ſchöne Wetter hat ſich jetzt leider in Kälte uud Herbſtnebel verwandelt, ſodaß ich nichts von dieſer Herrlichkeit ſehen kann. Es iſt etwas ſo Dickes in der Luft. Aber ſolche Tage ſind ſelten in dem ſonnenreichen Amerika und die Sonne bahnt ſich bald genug wieder den Weg. Mr. Allén hat die Zahl der Sonnenſcheintage während eines Zeitraums von drei Jahren gezählt und hat gefunden, daß ſie jährlich 315 ausmachen; die übrigen funfzig Tage des Jahres waren Gewittertage, die allerwenigſten darunter Regentage.

Mr. Allén iſt ein junger Mann von Kenntniſſen und Intereſſe, bekannt mit Allem, was ſich in dem Staate bewegt, in welchem er gegenwärtig Senator iſt, und für ſeine Perſon ein thätiger Theilnehmer an der Entwickelung deſſelben. So hat er z. B. im vergangenen Sommer nicht weniger als fünfhundert (ich hoffe, daß ich nicht ein paar hundert mehr angebe, als er mir geſagt hat) „Stump-speeches“*) gehalten, in ganz Miſſouri herumreiſend, die Anlegung einer Eiſenbahn von St.-Louis durch Miſſouri bis an das Stille Meer empfehlend und zur Actienzeichnung auffodernd. Und ſein Zweck iſt ihm auch bis zu einem bedeutenden Grad gelungen. Nur allein St.-Louis hat bereits zwei Millionen Dollars zur Ausführung dieſes Unternehmens gezeichnet.

*) So nennt man die Gelegenheitsreden, welche der Agitation oder der Unterſtützung gewiſſer Unternehmungen halber von Männern gehalten werden, die deshalb herumreiſen und das Volk hier und da, im Felde oder im Walde, verſammeln, wo ſie auf Baumſtümpfe oder auf andere zufällige Katheder treten, von denen ſie zu dem Volke ſprechen, je kräftiger, deſto beſſer. Kurze, aber ſtark gepfefferte Reden machen das größte Glück. „Stump-speeches“ und „Stump-Orators“ gehören zu den charakteriſtiſchen Erſcheinungen des großen Weſten.

Zwar muß man bei der Ausführung dieſes Werks auf dieſem Wege die feſten Mauern des Felſengebirges durchgraben oder ſprengen; allein was hat das für Amerikaner zu bedeuten?

Die Stadt St.-Louis iſt von reichen Kaufleuten gegründet. Pelzhändler und katholiſche Geiſtliche waren die Erſten, welche die Wildniß des Weſten durchwanderten und ihr Leben wagten, die Erſtern, um Schätze, die Letztern, um Seelen zu gewinnen. Handel und Religion ſind auch noch zu dieſer Stunde die Pioniere der Cultur im Weſtlande.

Einer der bedeutendſten Zweige für die Speculation und den Handel in und um St.-Louis iſt gegenwärtig der Landverkauf. Frühere Auswanderer in hieſiger Gegend, welche die Tonne Landes für einen und ein Viertel Dollar gekauft haben, verkaufen ihren Grund und Boden jetzt fußweiſe, und zwar den Fuß für mehre tauſend Dollars. Es iſt mir faſt unglaublich, was ich von den übertrieben hohen Preiſen gehört habe, für welche hier der Grund und Boden verkauft wird. Aber ſo viel iſt gewiß, daß manche Leute blos dadurch, daß ſie ihr Land im Einzelnen verkaufen, großes Vermögen gewinnen. Ein Deutſcher, der früher in beſchränkten Verhältniſſen war, hat neulich ſein Land verkauft und kehrt nun mit einem Vermögen von hunderttauſend Dollars in ſein Vaterland zurück. Mr. Allen, der einer der „selfmade men“ des großen Weſtlandes iſt und ſeine Laufbahn als dreizehnjähriger Knabe mit dem Herumtragen eines „Penny magazin“ begann, iſt jetzt Grundbeſitzer und verkauft ebenfalls einzelne Stücke Land für große Summen. Er, ſowie Mr. Downing (mit welchem er auch im Aeußern eine gewiſſe Aehnlichkeit hat) vereinigt zugleich den praktiſchen Mann und ein dichteriſches Gemüth in ſich, das letztere beſonders durch ſeinen Sinn für Naturgegenſtände.

In St.-Louis iſt eine große Menge von Deutſchen.

Sie halten in ihren Gesellschaften Musik und Tanz mit aller Macht. Auch Franzosen und Spanier sind hier. Im Hôtel hat man eine französische Küche und französische Namen der Gerichte und Weine. Die Irländer machen hier, wie überall in den Vereinigten Staaten, die Classe der grobarbeitenden Bevölkerung und den größern Theil der dienenden Bevölkerung, mit Ausnahme der Negersklaven, aus.

Trotz der zunehmenden Handelsbewegung in der Stadt hält es sehr schwer, ja fast unmöglich für einen Auswanderer, eine Stelle auf einem hiesigen Handelscontor zu bekommen. Will ein Auswanderer aber grobe Handarbeit als Mühlknecht, Fabrikarbeiter oder dergleichen verrichten, so kann er augenblicklich ein Unterkommen und ein gutes Tagelohn erhalten. Und wenn er sparsam lebt, so kann er bald genug erwerben, um irgend ein besseres Geschäft zu unternehmen. Noch besser sind aber seine Aussichten, wenn er sich auf ein Handwerk versteht. Dann kann er sehr schnell seines Glückes Schmied werden.

11. Nov.

Es ist wieder Sommer und Sonnenschein und eine herrliche Aussicht über den Mississippi und die ganze weite Gegend. Der Himmel ist lichtblau, die Erde lichtgrün, Alles im Licht gebadet. Ich bin mit meiner jungen Freundin zu Fuße auf die umliegenden Höhen gegangen, bin im Wagen mit Mr. Allén herumgefahren und habe mich in der Gegend tüchtig umgesehen. Die Weite und der Umfang der Landschaft und der Aussichten ist Das, was mich in diesem großen Westen ganz besonders anspricht. Es macht einen eigenthümlichen heitern und erhebenden Eindruck auf mich. Ich muß unfreiwillig lächeln, ich breite meine Arme aus und möchte über die Erde dahin fliegen. Ich finde es ganz albern und sonderbar, daß ich es nicht kann.

Mr. Allén zeigte mir die Gegend außerhalb St.-Louis, wo die vermögenden Stadtbewohner ihre Landhäuser bauen. Da ſind bereits auf den Anhöhen (aber keine bedeutenden Anhöhen, ſondern nur Terraſſen oder Plateaus) und in den Thälern ganze Straßen und Gruppen von ſchönen Landhäuſern entſtanden; viele derſelben ſehr prächtig, umgeben von Bäumen und Blumen, Weinſtöcken und andern Rankengewächſen. Wie das Leben hier wächſt, wie ſchnell und wie üppig! Aber wächſt nicht auch Unkraut neben dem Weizen? — Ich habe wol noch Hoffnung, aber den Glauben an das tauſendjährige Reich des großen Weſten habe ich verloren.

Der Miſſouriſtaat ſcheint zu denjenigen Staaten der Union zu gehören, welche am reichſten an Naturſchönheiten und natürlichen Hülfsquellen ſind, wie er denn auch ſeinem Umfange nach zu den größten Staaten der Union gehört. Man ſpricht von ſeinem nördlichen Theil wie von dem natürlichen Garten des Weſten. Er hat auch in ſeinem weſtlichen Theile hohe Berge und metallreiche Gruben, dazwiſchen große Prairien und Wälder, ſüdlich gegen Arkanſas aber auch Sümpfe und Moräſte. Weſtlich von dieſem Staat liegt das Gebiet der Indianer, die das Chriſtenthum und die Civiliſation angenommen haben. Der Cherokeeſtamm iſt daſelbſt der mächtigſte und mehre andere Stämme haben ſich in kleinen Abtheilungen an denſelben angeſchloſſen, Familien von den Choctas-, Chikaſaws-, Fox- und Sac's-Indianern. Ob dieſes Indianerterritorium in demſelben Verhältniß zur Regierung der Vereinigten Staaten ſteht wie die andern Territorien während ihrer Durchpaſſirungsepoche, und eines Tages als ſelbſtändiger Indianerſtaat in die Union der Vereinigten Staaten einzutreten bereit iſt, weiß ich nicht mit Gewißheit, glaube aber, daß es der Fall ſein wird.

Miſſouri iſt ein Sklavenſtaat, ſcheint aber gegenwärtig das Inſtitut der Sklaverei mehr aus Bravade als

aus dem Glauben an ſeine Nothwendigkeit beizubehalten. Es hat keine Producte, die nicht auch von weißen Arbeitern erbaut werden könnten, da das Klima nicht zu dem heißen Süden gehört. Auch verkauft Miſſouri ſeine Sklaven immer häufiger nach dem Süden.

— „Biſt du eine Chriſtin?“ — fragte ich eine ſchöne junge Mulattin, die mir hier aufwartete.

— „Nein, Miſſis, das bin ich nicht.“

— „Biſt du nicht getauft? — Haſt du keinen Unterricht über Chriſtus erhalten?“

— „O ja, Miſſis. Ich habe eine gute Mutter, eine Negerin, die ſehr kirchlich iſt und mich unterrichtet hat.“

— „Glaubſt du nicht an Das, was ſie dir von Chriſtus geſagt hat?“

— „O ja, Miſſis, aber ich fühle es nicht hier, Miſſis!“ — Sie legte die Hand aufs Herz.

— „Wo biſt du denn erzogen worden?“

— „Weit oberhalb des Miſſouriſtromes, Miſſis, weit, weit von hier.“

— „Und war deine Herrſchaft gut gegen dich?“

— „Ja, Miſſis, ſie ſagte mir nie ein böſes Wort.“

— „Biſt du verheirathet?“

— „Ja, Miſſis, aber mein Mann iſt weit von hier bei ſeinem Herrn.“

— „Haſt du Kinder?“

— „Ich habe ſechs gehabt, aber ich habe davon nicht eins mehr. Drei ſind geſtorben und die drei andern haben ſie von mir weg verkauft. Als ſie mir das letzte, ein kleines Mädchen, nahmen, o, da glaubte ich nicht, daß ich es überſtehen würde. Da brach mir faſt das Herz!“

Es waren Chriſten (d. h. ſogenannte), die dies thaten. Kein Wunder, wenn die Sklavin dieſes Chriſtenthum nur ſchwer begreift, wenn ſie ſich nicht Chriſtin fühlen kann. Welch ein Leben! Ihres Gatten, ihrer Kinder, jedes Eigenthums beraubt, ohne Ausſicht auf

eine selbständige Existenz, auf irgend ein Eigenthum auf Erden, verurtheilt zu Sklavenarbeiten, ohne Hoffnung auf eine Belohnung oder auf einen Ruhetag, ist's da wunderbar, daß sie nicht stumpf und gleichgültig, ja sogar feindlich und bitter gegen Diejenigen wird, in deren Gewalt sie ist, die sich ihre Beschützer nennen und ihr Alles nehmen, was ihr lieb und theuer ist. Auch das letzte kleine Mädchen, auch ihr jüngstes, liebstes, einziges Kind!

Das heidnische Institut der Sklaverei führt zu Handlungen, die so ungereimt, so unmenschlich sind, daß es mir bisweilen in diesem Lande, in diesem christlichen und freisinnigen Amerika, schwer fällt, daran zu glauben und zu begreifen, daß dies Alles Wahrheit und kein Traum ist!

Das Ereigniß des Tages in St.-Louis ist die Rückkehr des Senators Benton von Washington dahin und seine große Rede auf dem Stadthause zur Vertheidigung seines Verhaltens auf dem Congreß in der großen Lebensfrage zwischen den nördlichen und den südlichen Staaten. Solche Reden und Rechenschaftsberichte oder Vertheidigungsreden sind in allen Staaten der Union gebräuchlich, wenn die Senatoren von dem Congreß in die Staaten zurückkehren, welche sie daselbst repräsentirt haben.

Gestern Abend las ich die Rede des Colonel Benton. Dieser muthige Repräsentant eines Sklavenstaates, der ebenso offen die Rechte desselben als solchen verfocht, wie er die Sklaverei selbst verwarf, ist sich auch in dieser Rede gleich, muthig, offen, unvorsichtig, theils Mann, theils Raubthier, mit dem Schnabel und mit den Klauen um sich hauend und Genuß in diesen Hieben findend. Von seiner Rede habe ich die letzten Worte behalten, die in der That mannhaft und gut sind:

— „Ich schätze eine gute Popularität, denn sie ist

der Beifall der guten Menschen. Alles Andere werde ich stets verschmähen. Den Tadel aber, der mich von Niedrigdenkenden und Schlechtgesinnten trifft, will ich willkommenheißen.“ *)

Missouri und Arkansas haben noch viel heidnisches Leben und viel Wildniß, auch noch viel unangebauten Boden. Die Civilisation ist in diesen beiden Staaten noch in ihrer Entstehung und die Sklaverei hält die Fortschritte derselben an starken Ketten zurück. Schlägereien und blutige Duelle kommen unter der weißen Bevölkerung häufig vor. Das „Bowiemesser“ und das Pistol gehört in diesen Staaten zur Garderobe eines Mannes, besonders auf Reisen. Er muß außerdem stets bereit sein, den gewissenlosen Glücksrittern entgegenzutreten, die aus Europa und aus den östlichen Staaten (als verstoßene Söhne) sich in die westlichen werfen, um dort freien Spielraum für ihre wilden Lüste zu gewinnen.

Morgen oder übermorgen nehme ich meinen Weg nach Cincinnati. Von da aus schreibe ich wieder.

---

*) Ueber das Institut der Sklaverei sagt Benton in seiner Rede wie früher im Congreß: „Dieses Institut ist ein Uebel, ein Fluch. Ich habe stets so gedacht von der Stunde an, als ich Blackstone gelesen habe. Aber wir haben nun einmal dieses Institut und darum müssen wir es auch behalten. Und ich will Denjenigen sehen, der es uns nehmen will! Wer unsere Rechte antasten und uns unsere Sklaven nehmen will, der — — — soll es mit mir zu thun haben!“

Neunundzwanzigster Brief.

Cincinnati in Ohio, 30. Nov. 1850.

Nur einen Kuß im Geiſte heute und einige wenige Zeilen, denn ich habe ſo viel zu beſorgen, daß ich faſt wie ein wenig drehend im Kopfe bin, aber es iſt wie von ſüßem Wein.

Ich befinde mich ſeit dem vergangenen Dienſtag in dem allerfreundlichſten Hauſe, in welchem die liebenswürdigſten Menſchen und Gatten (Mr. und Mrs. Stetſon) in mittlerm Alter von etwa funfzig Jahren, vermögend und kinderlos, ihre Freude darein ſetzen, Verwandte und Freunde um ſich her zu ſammeln und glücklich zu machen. In einem der zahlreichen Gaſtzimmer dieſes ſchönen geräumigen Hauſes lebe ich ſo von Liebe umgeben, als ob ich zur Familie gehörte. Ein blaſſer, ſanfter und ernſter junger Geiſtlicher (und trauernder Witwer) und zwei unverheirathete Frauenzimmer, Verwandte meiner Wirthsleute, bilden außer dieſen die Bewohner des Hauſes. Mein Wirth, ſeiner Geſtalt nach ein Rieſe, und ſeine liebenswürdige kleine Frau beſitzen einen guten Theil Humor und entbehren der Würze des Salzes zu dem Gericht des Alltagslebens durchaus nicht.

Nun ein paar Worte über meine Reise von St.-Louis hierher. Sie ging sechs Tage in „the Asia“ wohl und ruhig von statten, trotz der unruhigen Gesellschaft von vierundzwanzig kleinen Kindern in dem Alter von einigen Monaten bis zu zehn Jahren. Man mußte sehr zufrieden sein, wenn nur der dritte Theil dieser Kinder zu gleicher Zeit schrie. Auch Passagiere von der zweiten oder dritten Sorte waren vorhanden, Frauenzimmer, die ihre Pfeife rauchten, sich in die Finger schneuzten und dann vor mich hin traten und fragten: — „Wie gefällt Ihnen Amerika?“ — Huh! — Es gibt keinen größern Contrast als zwischen den gebildeten und ungebildeten Frauen in diesem Lande.

Eine Mutter mit ihrer Tochter gefiel mir jedoch wegen ihres Aussehens und wegen ihrer sichtbaren gegenseitigen Zuneigung. Aber gerade wie ich im Begriff war, mich der Mutter zu nähern, kam sie mit der Frage, „ob die Vereinigten Staaten meinen Erwartungen entsprächen?“

Ich lebte meist still in meinem Stübchen in Gesellschaft meiner Bücher oder im Anschauen der Flußufer begriffen. Kam der Abend und die Lichter wurden angezündet, so vergnügte ich mich daran, wie die Kinder im Salon zu Bett gebracht wurden; denn in den Kajüten war nicht Platz genug für Alle. Es war eine jugendliche Mutter unter den Passagieren, noch nicht dreißig Jahre alt, mit acht Kindern, von denen sie das jüngste noch an der Brust hatte. Sie war mit ihrem Mann und mit ihren Kindern gereist, um sich weiter im Westen, in einem der Mississippistaaten anzusiedeln; allein ihr Mann war unterwegs an der Cholera erkrankt und innerhalb vierundzwanzig Stunden gestorben. Die junge Mutter kehrte nun mit ihren verlassenen kleinen Waisen in ihr älterliches Haus zurück. Sie war noch immer sehr hübsch und von feiner Körperbildung. Obgleich sich manche Thräne über ihre Wangen schlich, wenn sie Abends

still dasaß und ihr jüngstes Kind stillte, so sah sie doch nicht verzweifelt oder tief bekümmert aus. Sieben ihrer Kinder, vier Knaben und drei Mädchen, wurden an jedem Abend in ein gemeinsames Bett auf eine lange Matratze dicht vor meiner Thür gelegt, ohne weitere Bettung als diese Matratze mit einer Decke. Ich hatte mein Vergnügen an einem kleinen dreijährigen Knaben, einem wahren Amor an Gesichts- und Körperbildung, dessen kleines Hemd kaum über seinen halben Leib reichte. Er konnte sich in das gemeinsame Lager durchaus nicht finden, sehnte sich wahrscheinlich nach dem warmen Mutterbusen und kroch deshalb beständig von dem gemeinsamen Lager herunter und trat ganz leise und ganz keck in seiner adamitischen Unschuld in den Kreis von Frauenzimmern, die weiter im Zimmer beim Lampenlicht saßen und sich unterhielten oder nähten. Hier wurde er sammt seinem halben Hemd von der Mutter aufgenommen und so durch das Zimmer auf sein Lager zurückgetragen, wo er wie ein junges Huhn hineingestopft und nach einigen tüchtigen Klitschen zur Verpflegung mit der Decke zugedeckt wurde. Vergebens! Gleich darauf zeigte er sich wieder über der Decke und trotz der Hände seiner Brüder und Schwestern, die einen Schlagregen auf ihn fallen ließen, stieg er höher und höher, gestützt auf seine Hände und Füße, und bald darauf stand mein kleiner krausköpfiger Amor wieder auf seinen zwei Füßen und spazierte in den Kreis der Frauen hinein, ebenso hübsch, ebenso keck und ebenso ungenirt durch Kleiderzwang oder Scham, empfangen von einem lauten Gelächter, um von seiner Mutter abermals aufgenommen und mit einer Extraverpflegung von Klitschen, die viel zu gelind waren, um besondern Eindruck zu machen, unter die Bettdecke gestopft zu werden. Dieser Auftritt erneuerte sich an jedem Abends während eines Zeitraums von einer oder zwei Stunden gewiß sechs bis sieben mal. Ein Bischen Weinen oder Knurren pflegte wol auch dabei zu sein, aber

die Ausdauer und der gute Humor des kleinen Amor war ebenso ausgezeichnet wie seine Schönheit. Doch vergib! Dieses Tableau gehört nicht gerade zu deinem Lieblingsgenre. Aber du hättest es nur hier sehen sollen!

Nun Etwas von dem Schauspiel außerhalb des Zimmers, unterweges. Ein Stück unterhalb St.-Louis auf dem Mississippi sahen wir das stattliche dreideckige Dampfschiff St.-Louis mitten im Flusse auf dem Grunde sitzen. Wir rauschten unbekümmert an ihm vorüber. Es war schöner, sonniger Tag. Die Landschaft längs der Ufer hatte einige Zeit lang nichts Merkwürdiges. Aber jetzt, an dem Ufer von Missouri, dicht am Flusse, stiegen plötzlich senkrechte Felsen empor, deren Wände die merkwürdigsten Gebilde in bas-relief, zuweilen auch in hautrelief, von Altären, Urnen, Säulen und Pyramiden, Portiken und Bildhauerei zeigten, wie man sich kaum vorstellen konnte, daß sie von der Hand der Natur, und nicht von der Hand des Künstlers gemeißelt waren. Diese merkwürdigen Felsenwände kehren an einigen Stellen, aber einzeln und zerstreut, am Ufer von Missouri wieder.

So kamen wir — immer nach Süden den Mississippi entlang fahrend — an die Mündung des Ohio. Die Landschaft ist hier sehr breit und flach. Der helle blaue Ohio, „dieser schöne Fluß", fließt so still und vertraulich in den trüben Mississippi-Missouri hinüber, wie die klare Seele eines Freundes sich an das ruhige Gemüth eines andern schmiegt. Die Ufer beider Flüsse waren mit grünem Gebüsch bewachsen. Die ganze Gegend glänzte mild und licht. Eine etwas verlassene und öde Ansiedelung mit verfallenen Häusern liegt auf der Spitze zwischen diesen beiden Flüssen. Sie heißt Cairo und war zu einem Handelsplatz bestimmt. Allein der Ort zeigte sich so ungesund, daß er nach einigen mislungenen Versuchen, hier zu leben und zu bauen, gänzlich verlassen worden ist.

„The Asia“ nahm ihren Lauf oſtwärts vom Miſſiſſippi in den Ohio zwiſchen den Staaten Kentucky und Ohio. Der Ohiofluß iſt bedeutend ſchmäler als der Miſſiſſippi, die Ufer ſind höher und bewaldeter. Der Fluß iſt klar und ſchön. Wir ſahen an den Ufern zuerſt Holzſchläge und Blockhäuſer, dann kamen Farmen und zuletzt ſchöne Landhäuſer auf den Anhöhen, die immer mehr zunehmen und angebaut ausſehen. Die Bäume auf beiden Ufern ſind ſchlank. In ihren entlaubten Wipfeln ſieht man Trauben und Klumpen, den Vogelneſtern nicht unähnlich, von einer dichtbelaubten grünen Pflanze. Es iſt die Miſtel, die hier ſehr üppig wächſt. Die Bäume treten dann mehr zurück, die Ausſicht öffnet ſich, die Anhöhen treten mehr in den Hintergrund, und am Ufer des ſchönen Ohio erhebt ſich mit blitzenden Kirchthürmen, umgeben von Weinbergen und prächtigen Landhäuſern, im Hintergrunde mit einem Halbkreis von Hügeln, eine große Stadt — — — es iſt die Königin des Weſten, Cincinnati!

Vor ſechzig Jahren exiſtirte dieſe Stadt noch nicht. Ihr erſter Gründer lebte noch vor einigen Jahren hier. Jetzt hat ſie 120,000 Einwohner. Das kann man Wachsthum nennen!

Bevor ich „the Asia“ verlaſſe, muß ich Mehala, der guten alten Negerin, die unſere Aufwärterin auf dem Fahrzeuge war, einen Abſchiedsblick ſchenken. Sie gehört zu den gutgeſinnten trefflichen Menſchen, die man unwillkürlich lieb haben muß, und beſitzt einen guten Theil von dem Takt und der Klugheit, die der Negerrace eigenthümlich ſind. Sie hat vierzehn Kinder gehabt, dieſelben aber alle durch den Tod oder durch den Sklavenhandel verloren. Nur von Dreien derſelben wußte ſie den Aufenthalt, allein er war weit, weit von dem ihrigen entfernt. Sie ſprach tief betrübt, aber ohne Bitterkeit darüber. Gegenwärtig gehörte ſie einer deutſchen Herrſchaft an, welche ſie auf ihr eigenes ausdrückliches Ver-

langen auf dieſes Dampfſchiff vermiethet hatte. — „Denn“ — ſagte ſie — „ſie verſtehen die Dienſtleute nicht zu behandeln.“ — Ihr ganzes Dichten und Trachten ging dahin, ſich ſo viel zuſammen zu ſparen, um ſich die Freiheit kaufen zu können. Dann konnte ſie, wie ſie wußte, zu ihrer verheiratheten Tochter nach Kentucky kommen und ſich daſelbſt durch Waſchen ernähren. Eine kleine Summe hatte ſie ſich bereits zuſammen geſpart. Beim Abſchied umarmte mich die gute alte Frau ſo herzlich, daß es mir wohl im Herzen that. Ein Gegenſtück von dieſer Frau war eine andere Negerin, Wäſcherin am Bord, ebenſo boshaft, wie die Erſtere wohldenkend war.

„The Asia“ lag ſchon eine Weile bei Cincinnati, als ein ſanfter blaſſer Herr an Bord kam und mich in einem Wagen nach der neuen Heimat abholte, in welche ich eingeladen war.

Es war der blaſſe Geiſtliche, der Freund und Gaſt des Hauſes, den ich bereits erwähnt habe. Als die Thür des Hauſes geöffnet wurde, kam mir eine jugendlich ausſehende Frau im mittlern Alter mit einem ſo ſprechenden Ausdruck von Güte und Wohlwollen auf ihrem angenehmen Geſicht entgegen, daß ich mich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte und mich freute, in ihrem Hauſe zu ſein. Und dieſe Hinneigung und dieſe Freude hat ſeitdem fortwährend zugenommen.

Cincinnati habe ich abwechſelnd „the queen of the West“, „the city of roses“ und — „the city of hogs“ nennen hören. Die Stadt verdient dieſe Namen alle drei. Sie iſt eine ſchöne und auch eine ſtattliche Stadt mit der ſchönſten Lage zwiſchen Weinbergen, grünen mit ſchönen Landhäuſern geſchmückten Hügeln und dem ſchönen Fluß Ohio mit ſeinem reichen Leben und ſeinem klaren Waſſer. Sie hat zur Zeit der Roſen, wie man ſagt, eine wahrhaft übermäßige Pracht von Roſen, und ich ſehe jetzt noch Roſen freundlich zwiſchen immergrünem „Arbor vitae“-Laub auf den Terraſſen vor den ſchönen

Häusern leuchten. Aber überwiegend ist gegenwärtig der Charakter der Stadt als „the city of hogs“. Dies ist nämlich die Jahreszeit, in welcher große Heerden von diesen achtungswerthen vierfüßigen Mitbürgern von den Farmen des Westlandes und aus den kleinen Städten nach Cincinnati getrieben werden, um daselbst in einer großen Anstalt geschlachtet, zerlegt und eingesalzen in die östlichen und südlichen Staaten der Union versendet zu werden. Mehrmals bin ich auf den Straßen ganzen Regimentern von Schweinen begegnet, vor denen ich einen schnellen Rückzug nahm, theils weil sie wirklich die ganze Straße füllten, theils weil ihr Gestank die ganze Luft füllt und verpestet. Ich nenne diese Thiere achtungswerth, weil ich mich in jeder Beziehung vor ihnen hüte, sowol ihnen zu begegnen, als sie zu essen. Ich habe einen heilsamen Abscheu vor ihrem ganzen Geschlecht in diesem Lande und könnte ich diesen Abscheu vielen Andern mittheilen, so würden Viele gesünder und glücklicher sein, als sie jetzt sind. Könnte Moses wieder kommen, Präsident der Vereinigten Staaten werden und daselbst den Genuß von Speck gänzlich verbieten, dieses Verbot durchführen und alle Schweine aus dem Lande treiben, so wäre die Union von dem größten Uebel, welches ich nächst dem Bürgerkrieg kenne, von — — — der Dyspepsie befreit!

Aber unter so viel Schönem und so viel Gutem darf ich mich nicht so lange bei den Schweinen aufhalten.

Ich habe schöne Wanderungen hier und da in der Umgegend und mehre interessante Bekanntschaften auch außerhalb des Hauses gemacht. Zuerst unter allen diesen muß ich den Phrenologen Dr. Buchanan erwähnen, einen geistreichen (ein wenig excentrischen) Mann, voll von Leben und voll von Menschenliebe, der mich durch seine Persönlichkeit ebenso sehr interessirt wie durch die großen Aussichten, welche seine Neurologie und Analyse des menschlichen Gehirns den „unendlichen Möglich-

keiten des Menſchen" (the immense possibilities of man) eröffnet, wobei er außerdem dem freien Willen des Menſchen großen Spielraum läßt. Denn Buchanan iſt im höchſten Grade Spiritualiſt und ſieht in den geiſtigen Kräften die ſtärkſten Agentien für jede Formation, ſowie in dem immateriellen Leben das Beſtimmende für das materielle Leben. So iſt für ihn der Wille im Menſchen das innerſte Beſtimmende, er wirkt entwickelnd auf das weiche Gehirn — zum Guten oder zum Böſen — und das weiche Gehirn wirkt wieder erhöhend oder vertiefend auf die Hirnſchale.

Ferner fühle ich mich im hohen Grade wieder aufgelebt durch die hier herrſchenden Anſichten über die Sklaverei, deren mögliche Aufhebung und über die Zukunft der Negerrace und Afrikas durch die Coloniſation chriſtlicher Neger aus Amerika auf die Küſte Afrikas.

Im „African repository", einer Zeitſchrift, die hier von einem gewiſſen Dr. Chriſty, Agenten der „Coloniſation-society" in Ohio, herausgegeben wird, leſe ich intereſſante Aufſätze über Liberia und Sierra Leone und über das Zunehmen dieſer Colonien an der Küſte Afrikas. Der Staat Ohio hat neulich ein gutes Werk gethan, indem er eine große Strecke Land an der afrikaniſchen Küſte, „Gallinas" genannt und mehre hundert Meilen lang, wo der Sklavenhandel bisher mehre ſeiner vornehmſten Kanäle hatte, an ſich gekauft hat. Einige vermögende Männer in Cincinnati haben zu dieſem Unternehmen mehre tauſend Dollars hergeliehen. Durch dieſen Ankauf und durch die Coloniſation des neuangekauften Landes mittels freier Neger aus Ohio wird der Betreibung des Sklavenhandels an der Küſte von Afrika ein weſentlicher Riegel vorgeſchoben.

Gegenwärtig beſteht hier eine Staatsconvention von hundertundacht Bürgern, um die Conſtitution des Staates, die jetzt ungefähr funfzig Jahre alt iſt, umzubilden oder richtiger zu entwickeln. Ich war vorgeſtern in einer

Versammlung der Mitglieder gegenwärtig und schüttelte mit einer guten Anzahl von diesen weisen Vätern die Hände; die meisten von ihnen sind hübsche Männer von mittlerm Alter mit offenen Gesichtern und freien tüchtigen Stirnen. Ein großer Theil der Mitglieder besteht aus Gesetzkundigen; es sind aber auch mehre Farmers, Kaufleute und verschiedene Professionisten darunter. Nur zwei von den Mitgliedern sind unverheirathete Männer. Die Thätigkeit der Convention ist darauf gerichtet, dem Volke eine weitere ausgedehnte Macht, z. B. bei Besetzung der Richterstellen und anderer Aemter, zu verschaffen.

Dazu kommen noch andere interessante Gegenstände, die mich innerlich erfrischen. Es regt sich in der That in Ohio ein gewisses centrales Leben im Denken und im Thun, das ich in andern Staaten Amerikas nicht so gefunden habe und das mir die Idee erregt, als ob ich hier in dem Mittelpunkt der Neuen Welt lebte.

Mit Einem Wort, mein liebes Herz, ich lebe, ich umfasse mit meinem Geist die Gegenwart und die Zukunft in ihren verschiedenen Entwickelungen, in den verschiedenen Theilen der Erde, in der Nähe und in der Ferne. Und ich fühle, wie sich in meinem Innern Das entwickelt, was früher gebunden lag oder blos mit halbem Leben lebte. Ich danke Gott dafür!

Im December.

Ich bin nun fast seit drei Wochen in diesem gemüthlichen Hause, bei den freundlichen und guten Stetsons, und habe einen großen Theil der Stadt und ihrer Bevölkerung und auch der schönen Umgegend gesehen. Die Gegend ist eine der schönsten und freundlichsten, die man sich denken kann; die schönen Landhäuser liegen auf fruchtbaren Hügeln mit den herrlichsten Aussichten über Fluß

und Land. Die Bevölkerung beſteht auch hier aus allen Arten, guten und böſen, angenehmen und unangenehmen, einigen ſehr liebenswürdigen, die man bitten möchte, recht lange, ja, für immer bei uns zu bleiben, und mehren, die man dahin wünſcht, wo der Pfeffer wächſt. Doch habe ich meiſtens gute und angenehme Leute geſehen und von denſelben auch ſehr viel Gutes genoſſen.

Bei einer großen „bridal party“ am geſtrigen Tage ſah ich drei junge Bräute, ſämmtlich ſehr ſchön, eine davon aber ſo ausgezeichnet und ſo innig liebenswürdig, daß ich ihr ein „Gott ſegne Sie!“ aus vollem Herzen zurufen mußte. Eine Menge ſchöner Geſichter und ſchöner Anzüge ſah ich bei dieſer Gelegenheit. Die Amerikanerinnen kleiden ſich gut und geſchmackvoll. Auch finde ich ſie hier, wie überall, im Allgemeinen ſchön; ich finde kaum dann und wann ein Geſicht, welches man häßlich nennen könnte. Allein ich glaube, daß mich auch ein häßliches Geſicht wohlthuend berühren würde, wenn ich darin die Schönheit fände, die ich im Allgemeinen (nicht immer) bei dieſen ſchönen Menſchenracen vermiſſe und die ich den thaugetränkten Knospen in der Morgenſtunde vergleichen möchte. Es fehlt der Schatten, die Ruhe, der Morgenthau, das Geheimniß — das Unnennbare, Innerliche und Tiefe, das den Sinn mit ſtiller Macht im Gefühl verborgener koſtbarer Schätze an ſich zieht. Es fehlt die ſtille Anmuth des Weſens, die an und für ſich eine Schönheit iſt. Habe ich Unrecht? — Iſt es der Schimmer des Salons und der Kronenleuchter, der mich verblendet?

Eine Bemerkung halte ich für begründet. Eitelkeit und Hochmuth haben hier zu Lande nicht geringern Einfluß auf unſer Geſchlecht als in den großen Städten Europas, und weit mehr Einfluß als in unſerm guten Schweden. Manche Beweiſe hiervon haben mich faſt zum Erſtaunen gebracht. Der Luxus und die Gefallſucht der jungen Frauen hat nicht ſelten ſchon ihre Männer

zur Verzweiflung und zur — — — Trunkenheit geführt. Ich hörte einmal eine junge ſchöne Frau ſagen:

— „Meine Anſicht iſt, daß die Frauenzimmer, wenn ſie verheirathet ſind, viel zu wenig für die Herren thun. Ich z. B. mache mir's auf einem Balle ſtets zur Pflicht, meine Kinder zu vergeſſen."

Ein ſcandalöſer Proceß ſchwebt gegenwärtig hier zwiſchen einem jungen Ehepaar, das ſich erſt vor einigen Jahren verheirathet hat. Es war eine der brillanteſten Hochzeiten; Ausſtattung, Meublement, Alles war ſo koſtbar und ſo prächtig als möglich. Alles war Seide, Sammet und Edelgeſtein. Aber bald darauf entſtand Uneinigkeit zwiſchen den jungen Ehegatten, und zwar, wie man ſagt, durch den Eigenſinn der jungen Frau, die darauf beſtand, ſich gegen den Willen ihres Mannes ſchminken zu wollen. Ihre eitle und unverſtändige Mutter ſcheint die Partie ihrer Tochter ergriffen zu haben, und gegenwärtig — — ſind die beiden Gatten von einander getrennt und veröffentlichen eine gegenſeitige Correſpondenz, die keinem von beiden Theilen zur Ehre gereicht.

Die Männer dagegen — denn die Gerechtigkeit fodert, daß auch deren Schattenſeiten dargeſtellt werden — ſind hier dem Hazardſpiel und dem Trunk zu ſehr ergeben. Es herrſcht unter ihnen noch viel Roheit und Wildheit und Das, was man „recklessness" im Leben nennt.

— „Warum verheirathet man ſich hier in dem großen Weſtlande, der Liebe oder des Geldes wegen?" — fragte ich einen ältern, geiſtreichen und verſtändigen Herrn, der zu meinen hieſigen Freunden gehört.

— „Des Geldes wegen!" antwortete er kurz.

Seine Frau wollte dieſen ſtrengen Ausſpruch modificiren; allein er wollte ſich nichts davon abdingen laſſen, und ſie mußte zugeben, daß das Geld ſehr bedeutenden Einfluß auf die Schließung von Ehen habe. Daß ſie

deſſenungeachtet oft noch glücklich werden, iſt eine Gnade unſers Herrn und kommt von der ſtarken moraliſchen Grundlage her, welche dieſes Geſchlecht von der Natur und durch die Erziehung erhalten hat, gehoben durch den Einfluß des allgemeinen ſittlichen Urtheils.

Daß aber die Ehen ſehr oft unglücklich werden und daß die Zahl der Eheſcheidungen in einem Theil der Vereinigten Staaten von Amerika, wo die Geſetze den Eheſcheidungen keine beſondern Hinderniſſe in den Weg legen, ſehr groß iſt, das iſt unter dieſen Verhältniſſen blos natürlich. Eine Menge von Eheſcheidungen rührt, wie ich gehört habe, auch daher, daß die Amerikaner weniger als andere Völker Geduld haben, Unvollkommenes zu dulden, und daß ſie den gordiſchen Knoten lieber durchhauen, als lange daran arbeiten, ihn zu löſen. — „Das Leben iſt kurz!" — ſagen ſie.

Gleichwol — — ich habe nirgends mehr vollkommen glückliche Ehen geſehen als in Amerika. Aber — — ſie waren nicht des Geldes wegen geſchloſſen worden.

— „Was haben Sie Beſſeres im Weſten als in den öſtlichen Staaten, daß Sie vorziehen, hier zu leben?" — fragte ich meine gute Wirthin.

— „Mehr Freiheit" — antwortete ſie — „mehr Vorurtheilsloſigkeit, mehr Rückſicht auf den Menſchen ſelbſt als auf deſſen Kleider und äußere Welt, mehr freies Athmen in Dem, was wir denken und thun, mehr Ungenirtheit im Zuſammenleben."

Und gleichwol — — — glaube ich bemerkt zu haben, daß Empfindlichkeit, Verletzlichkeit, Starrſinn und Groll, kurz alle die kleinen böſen Kobolde des geſelligen Lebens hier nicht weniger hauſen als in andern größern Städten der Neuen Welt. Die gute Saat und das Unkraut wachſen auf jedem Acker der Erde nebeneinander, im Weſtland wie im Oſtland.

Das Klima in Cincinnati iſt nicht gut; die Luft iſt

ſcharf, und die ſchnellen Veränderungen des Wetters wirken ſehr auf die Erregbarkeit der Nerven, wie ich an der Laune der Leute zu merken glaube.

Außerhalb des Hauſes habe ich Vergnügen an einigen Vorleſungen gefunden, vor allen an einem von Dr. Buchanan extemporirten lebhaften und wirklich geiſtreichen Vortrage im mediciniſchen Collegium über die Thätigkeit des Gehirns und über das Verhältniß des freien Willens zu derſelben. Dann eine Vorleſung über Baco von Verulam, von dem jungen unitariſchen Geiſtlichen Mr. Livermore gehalten, ein durch pſychologiſche Tiefe und Gewalt intereſſanter Vortrag. Ferner eine Vorleſung von einem Plantagenbeſitzer und frühern Sklaveneigenthümer in Kentucky, Mr. Caſſius M. Clay, der die Sklaven auf ſeiner Plantage freigelaſſen hatte und öffentlich gegen die Sklaverei auftrat, dadurch aber in dieſem Sklavenſtaate ſich einen guten Theil Feindſchaft zugezogen hatte. Dieſe Feindſchaft ging ſo weit, daß er vor einigen Jahren in einer Stadt in Kentucky (ich glaube in Louisville) bei einem öffentlichen Vortrag über die Sklaverei von einem rohen Menſchen und deſſen Anhängern überfallen und mit Schlägen tractirt wurde. C. Clay, auf dieſen Ueberfall nicht vorbereitet, hatte keine Waffen bei ſich. Durch mehre Meſſerſtiche bereits übel verwundet, wäre er wahrſcheinlich unterlegen, wenn nicht ſein dreizehnjähriger Sohn muthig durch den Haufen bis zu ſeinem Vater durchgedrungen wäre und dieſem ein Bowiemeſſer zu ſeiner Vertheidigung gebracht hätte. C. Clay konnte ſich nun vertheidigen und that dies mit ſolchem Nachdruck, daß er ſeinen Gegner tödtlich verwundete. Er ſelbſt lag an den Wunden, die er bei dieſer Gelegenheit erhalten hatte, faſt ein Jahr danieder und trat gegenwärtig, aber nicht in Kentucky, ſondern in Ohio, zum erſten mal wieder ſeit ſeiner Geneſung öffentlich als Redner auf.

Der große Saal, in welchem er ſprechen wollte, war

übervoll von Menschen. Ich war schon früher bei der „bridal party“ mit diesem Manne bekannt geworden und er hatte mich auch besucht. Ich fand Gefallen an seinem männlichen bestimmten Wesen und an dem warmen Blicke seiner dunkelblauen Augen, sowie auch an seiner Ansicht über den nothwendigerweise rohen und niedrigen Standpunkt der Staaten, in denen die Sklaverei eine „Domestic institution“ ist, und über deren verwildernden Einfluß auf Sitten und Charakter, auch infolge dessen eine Pistolen- und Bowiemessergewalt. Sein Glaube war, daß die Negersklaven in freie Arbeiter verwandelt werden könnten und müßten.

Ich fragte ihn, wie sich seine eigenen Sklaven als freie Männer benähmen, und er antwortete mir: — „Vortrefflich!“ — Aber sie waren nicht zahlreich und waren allmälig zur Freiheit vorbereitet worden.

In seiner Rede am Abend eiferte er muthig und kräftig gegen „ein Institut, welches alle Familienbande zerreiße und das Weib erniedrige“. Er führte eine heftige Polemik gegen die neue Bill wegen der entflohenen Sklaven und gegen D. Webster, der dieselbe unterstützt hat. Er erinnere sich — sagte er unter anderm — eines Bildes, das er als Kind gesehen habe, auf welchem das Fegefeuer dargestellt gewesen sei. Man habe darauf verschiedene arme Sünder gesehen, die den verzehrenden Flammen zu entkommen gesucht hätten. Allein da habe ein Oberteufel mit Hörnern und Klauen und mit einer großen Heugabel in den Händen gestanden, der jede arme Seele, welche aus dem Feuer habe entschlüpfen wollen, auf seine Gabel gespießt und wieder in die Flammen zurückgeschleudert habe. In diesem Oberteufel wollte Clay den Daniel Webster erkennen.

Das war der Glanzpunkt seiner Rede, die durch und durch polemisch war und von der Sklavenbill und Webster auf die Bibel und — — — das Christenthum überging. Der wackere Kämpfer machte jedoch auf die-

ſem Gebiet kein Glück und zeigte ſich als einen nur kleinen Theologen, indem er das Chriſtenthum mit der beſchränkten Kirche verwechſelte, welche verſchrobene Lehren predigt, und die Bibelſprüche nur nach dem Misbrauch oder dem unverſtändigen Gebrauch beurtheilte, der davon gemacht wird. Aber dieſer Misbrauch iſt ſo gewöhnlich bei den Vertheidigern der Sklaverei, auch bei den Geiſtlichen, daß ich mich nicht wundere, wenn mancher dadurch gereizt und verleitet wird, der Quelle der Wahrheit zu mistrauen, da man Lügen aus derſelben ableiten will.

Die Verſammlung hatte jedoch eine gute Naſe, roch den Braten uud verhielt ſich ſtill. Der Redner, der mit ſtarkem Händeklatſchen empfangen worden war, wurde mit wenigem und ſchwachem Klatſchen verabſchiedet.

Ohio iſt, wie du weißt, ein Freiſtaat. Geradeüber von dem ſchönen Fluß, der denſelben Namen führt, liegt der Sklavenſtaat Kentucky, und die Flucht von Sklaven über den Fluß, um den freien Strand zu erreichen, gehörte früher zu den alltäglichen Vorfällen. Gegenwärtig würde die Flucht den armen Sklaven nichts helfen. Sie würden in dem Freiſtaate wie in dem Sklavenſtaate verfolgt und erreicht werden.

Ich habe Geſchichten von flüchtigen Sklaven erzählen hören, die ein ergreifendes Intereſſe haben; und ich begreife nicht, warum man dieſe Vorfälle nicht zum Gegenſtand von Romanen oder Novellen in der amerikaniſchen Literatur nimmt. Ich weiß keinen Gegenſtand, der Gelegenheit zu ergreifendern und pittoreskern Schilderungen und Scenen geben könnte. Die Sklaven z. B., welche auf dem „Wege des Nordſterns" (wie es heißt) fliehen, die keinen andern Weg zur Freiheit kennen als den Weg nach Norden, den ihnen der Nordſtern zeigt, die blos des Nachts wandern, wenn ihnen der Nordſtern leuchtet, und ſich den Tag über in den tiefen Wäldern verbergen, wo ihnen bisweilen mildherzige Freunde

(Quäker) Speise hinaustragen, ohne welche sie wahrscheinlich umkommen würden; diese Reise mit ihren Gefahren und Hoffnungen, mit ihren Naturscenen und ihrem nächtlichen Leitstern — — — welch ein Gegenstand sind sie nicht für eine talentvolle Feder! Ich begreife nicht, warum nicht namentlich edeldenkende amerikanische Frauen, amerikanische Mütter, welche Geist und Gemüth besitzen, diesen Stoff mit einer Kraft ergreifen, die — — durch Mark und Bein dringen, die Klugheitsbills der Staatsmänner zur Asche werden lassen und in der alten weitberühmten amerikanischen Constitution selbst eine Revolution hervorbringen würde. Es sind die Rechte der Frauen, es sind die Rechte der Mütter, welche durch die Sklaverei am bittersten gekränkt werden.

Oft hat mich hier die Lust und die Sehnsucht ergriffen, die Geschichte eines fliehenden Negerpaars zu schreiben, und zwar so, wie ich glaube, daß sie geschrieben werden muß. Ich habe auch daran gedacht, mir Materialien dazu zu sammeln. Und lebte ich an diesem Fluß und in der Nähe dieser Scenen, so wüßte ich, wofür ich hier leben würde. Allein jetzt fehlt mir die Localkenntniß, die Kenntniß der speciellen Verhältnisse, welche unentbehrlich ist, wenn die Schilderung wahr und ergreifend werden soll. Diese Aufgabe gehört Andern als mir. Ich will hoffen und warten auf — — — diese amerikanische Mutter!

Ohio wird auch „the Buck-eye State“ genannt, nach der braunen Frucht eines Kastanienbaums, „the Buck-eye“, der sehr allgemein in diesem Staate ist. Ohio soll einen sehr fruchtbaren Boden, zum Ackerbau und Viehzucht geeignet, und eine idyllisch-schöne, wenn auch nicht großartige Natur besitzen. Die schönen schlanken Bäume hier und in Kentucky werden sehr gerühmt. Es verdrießt mich, daß mir die Jahreszeit nicht gestattet, mehr von dieser Schönheit und dem reichen Lande

zu ſehen, das acht bis zehn Millionen Menſchen über ſeine gegenwärtige Bevölkerung zu ernähren vermag.

Im Hauſe iſt Alles gut, friedlich und behaglich. Ein neuer Beſuch von den Freunden des Hauſes belebt ſeit einigen Tagen unſern kleinen geſelligen Kreis. Es iſt ein Mr. D** aus Neuengland. Er iſt jedoch kein Yankee von Charakter, ſondern kommt mir vor, als ob er fein, friſch und parfümirt aus dem Salon der Madame de Sevigné in unſern Geſellſchaftskreis geſprungen wäre. Er intereſſirt ſich vorzüglich für geſelliges Leben, Literatur, Freunde, Bekannte, angenehme Gegenſtände und Stunden, iſt Liebhaber von ſchönen Frauen, von „bons mots“ und „bonne chère“, kennt die meiſten Feinheiten bei Shakſpeare und iſt im Stande, aus einem kleinen Billet von vier Zeilen von der Hand einer Dame große Dinge zu leſen, übrigens ein ehrenwerther Mann, ein ergebener Freund, guter Geſellſchafter und angenehmer Unterhalter über jeden Gegenſtand.

Mit Mr. Silsbee, dem blaſſen Geiſtlichen, unterhalte ich mich viel über Theologie und Swedenborgianismus. Wir disputiren ein wenig miteinander, aber ich finde ſo viel zu lernen in der kryſtallreinen Wahrheit und Schönheit ſeiner Seele, daß ich mehr Genuß darin finde, dem ſtillen Ausdruck derſelben zuzuhören, als meine Gründe zu entwickeln. Er gehört zu den Stillen im Lande, deren Leben die beſte Lehre iſt. Er trauert tief und innig um ſeine entſchlafene Gattin.

— „Die Menſchen wiſſen den Segen der Ehe nicht genug zu ſchätzen“ — ſagte er einſtmals zu mir. — „Wir erleben in der Ehe keineswegs die Höhe des Glücks und des Lebens, die wir in unſern Händen haben,“

Miß Harriet, Mr. Stetſon's ältere Schweſter, eine vortreffliche, geſcheidte und ernſthafte Dame, nahe an ſechzig Jahre alt, erſcheint nicht am Mittagstiſch und im Salon nur ſelten. Dagegen fand ich oft, daß ſie in meinem Zimmer, und namentlich in den Schubfächern

meines Bureaus Etwas zu thun hatte, und daß ſie dies allemal verſtohlen that. Das kam mir ſonderbar vor, bis ich eine andere Sonderbarkeit damit in Verbindung brachte und durch die letztere die erſtere erklärte. Ich entdeckte nämlich in meinen Schubfächern, daß ein Kragen oder ein Paar Manſchetten, die ich abgelegt hatte, weil ſie in eine graue Farbe überzugehen begannen, auf eine unerklärliche Weiſe ihre frühere weiße Farbe zurückerhielten und ganz neuwaſchen und glatt dalagen. So entdeckte ich auch, daß alte Kragen ausgebeſſert worden waren und — noch mehr als dies Alles — es fand ſich ein neuer Kragen mit echten Spitzen und neue Manſchetten, die früher nie dageweſen waren, die aber gerade die Façon hatten, die meine Sachen zu haben pflegten. Und dabei ſah Miß Harriet, wenn ich ihr begegnete, ebenſo ernſthaft und in ſich gekehrt aus, als ob ſie ſagen wollte, daß ſie ſich nie mit den Angelegenheiten Anderer befaſſe und demnach auch erwarte, daß Andere ſich ebenſo wenig mit den ihrigen befaſſen möchten. Es dauerte wirklich einige Zeit, ehe ich im vollen Ernſt den Verdacht faßte, daß Miß Harriet ſich für meine feine Wäſche intereſſirte, meine kleinen Anzugſtücke in Ordnung brachte und mir ſogar neue ſchöne Wäſche nähte. Und als ich ſie darüber zur Rede ſetzte, wollte ſie zwar mürriſch ausſehen, aber ihr gutmüthiges ſchelmiſches Lächeln verrieth ſie, und dieſe brave, gute, ſchweſterliche Seele hat ſeit dieſer Zeit durch ihre etwas barſche Stimme und ihr ernſtes Weſen mich nicht von ſich entfernt halten können. Daß aber dieſe Stimme nie etwas Anderes als die Wahrheit ſprach und daß in dieſem ſcheinbar kalten Weſen ein gutes redliches Herz, ein heller tüchtiger Verſtand und ein humoriſtiſcher Sinn wohnte — das fand ich nach und nach und das hatte mir auch Mr. Harriſon ſchon geſagt.

Wer iſt Mr. Harriſon? — Es iſt ein Freund des Hauſes und ein Mann, den — — — auch ich zu mei-

nem Freund haben möchte. Künftig vielleicht mehr von ihm, denn wir werden vielleicht Reiſegeſellſchafter nach Neu-Orleans.

Miß V**, die zweite und jüngſte von den Freundinnen und Bewohnerinnen des Hauſes, iſt ſo ſchweigſam und ſtill, daß man im Anfang blos an der hohen denkenden Stirn und an dem ruhigen Ausdruck der ganzen edeln Geſtalt ahnen kann, daß eine mehr als gewöhnliche Begabung darin wohnt. Aber plötzlich kommt eine ruhige Bemerkung oder ein Wortſpiel, leicht und leiſe geſprochen, in deſſen Folge man erſtaunt und zugleich erfreut den Kopf nach der anſpruchsloſen Miß V** hinwendet; denn ſolche Worte bekommt man nicht oft irgendwo zu hören.

So kürzlich beim Mittageſſen, als man von Jenny Lind und dem „Furore" ſprach, das ſie in den Vereinigten Staaten erregte. Jemand äußerte, daß er eine Annonce geſehen habe, welche „Jenny-Linds-sill" (Jenny-Linds-Heringe) anzeige. Miß V** bemerkte darauf, daß dies eine „sellfish-(Schellfiſch)-Idee" ſei*). Und als wir darüber lachten und Jemand ſagte: — „O, Miß V**, machen Sie ſolche Wortſpiele?" — fiel unſer guter Jothun à la Kentuckian ein:

— „Ja wohl, ja wohl, das thut ſie nicht anders. Sie iſt es, die alle unſere Zeitungen mit „puns"**) verſieht. Sie thut auch verſchiedenes Andere und trägt viel zur Belebung des Hauſes bei, namentlich durch delicate Zuckerkuchen (Spunge-cake), meine beſten und liebſten Kuchen hier zu Lande, von denen ich hier einen Ueberfluß habe, der mich an die rieſenhaften Charaktere des großen Weſten erinnert."

---

*) Unüberſetzbares Wortſpiel zwiſchen sellfish (Schellfiſch) und selfish (eigennützig).

**) Puns, d. i. Wortſpiel.

Da ſiehſt du ein Bischen von unſerm Alltagsleben, allein die Perle deſſelben, wenigſtens für mich, im Zuſammenleben und in der Unterhaltung iſt meine allerliebſte, hübſche, kluge und gute Wirthin.

Im Hauſe habe ich oft auch das Vergnügen, ein junges Mädchen, Miß K. Green, eine nähere Bekannte des Hauſes, Beethoven ſpielen zu hören, und zwar mit einer Treue und mit einer Innigkeit der Auffaſſung, die jeden Ton und jeden Gedanken des großen Meiſters zur Geltung bringt und mir den größten Gnuß gewährt. Sie hat in ihrem Aeußern viel von der innern Schönheit, die ich der äußern weit vorziehe, wie ſie hier bei den jungen Geſichtern gewöhnlich iſt. Auf meine Bitte ſtudirt ſie jetzt das zweite Adagio in der vierten Symphonie von Beethoven ein, daſſelbe, das mich in Boſton ſo entzückte.

Unter den Perſonen, die mir Vergnügen gemacht haben, muß ich auch eine junge Dichterin, Mrs. L**, erwähnen, eine ſchöne, begabte und ſehr liebenswürdige Dame. Sie Verſe leſen zu hören, iſt ein wahrer muſikaliſcher Genuß.

Hier ſind mehre Schweden wohnhaft, unter ihnen auch einige, die, nachdem es ihnen in der Alten Welt misglückt iſt, in der Neuen Welt ihr Glück gemacht haben und ſich gegenwärtig in ziemlich comfortabeln Verhältniſſen befinden. Einer von ihnen hat ſein Glück dadurch gemacht, daß er die „Hölle" ſehen ließ, eine Jugendarbeit des amerikaniſchen Bildhauers Powers, der in Cincinnati geboren iſt, hier in einer Uhrmacherwerkſtelle arbeitete und daſelbſt verſchiedene plaſtiſche Kunſtwerke begann, unter denen auch eine mechaniſche bewegliche Darſtellung der Hölle war. Der Schwede kaufte dieſelbe, brachte ſie in eine Art von Muſeum, lud die Bevölkerung ein, zu ſehen, wie es in der Hölle zuging, ließ die Zuſchauer tüchtige elektriſche Schläge in Begleitung von Donner und Blitz fühlen und iſt jetzt — —

ein reicher Mann mit Frau, Kindern und einem Landhaus, Alles durch dieſe Darſtellung der Hölle erworben.

Es ſind einige amerikaniſche Häuſer in Cincinnati, in welche ich dich führen möchte. So z. B. in ein Haus, in welchem eine junge verwitwete Mutter lebt, um fünf ſchöne kleine Knaben zu guten Chriſten und Bürgern zu erziehen; in ein anderes, in welchem zwei kinderloſe Gatten einander das Leben durch Liebe und Intelligenz verſchönern, die Langeweile vertreiben und Krankheit ein Mittel zur innigern Verbindung zwiſchen Herz, zwiſchen Himmel und Erde werden laſſen. Dann iſt beſonders ein Haus, von dem ich weiß, daß du darin ebenſo fühlen würdeſt wie ich. Denn ſchön iſt es wol, Menſchen gut leben zu ſehen, aber ſchöner und ſeltener iſt es, ſie ſo ſterben zu ſehen. Und in dieſem Hauſe iſt eine Sterbende. Es iſt ein ganz junges Mädchen, ſchön wie eine Roſenknospe und mit ſo friſchen Roſen auf ihren runden Wangen, daß kein Fremder glauben will, der Tod ſitze in ihrem Herzen. Aber ſie weiß es, und ihre Mutter weiß es auch. Sie leidet an einer tödtlichen Herzkrankheit, und ihr Herz, das für ihre zarte Bruſt zu groß iſt, kann nicht viele Wochen mehr ſchlagen. Mutter und Tochter wiſſen dies und bereiten ſich in den Tagen und Nächten des Schmerzes, welche ſie zuſammen durchwachen, auf die bevorſtehende Trennung vor, und zwar mit einer wahrhaft himmliſchen Heiterkeit und Ruhe. Sie ſprechen davon wie von einem Glück für das junge Mädchen, und die Sterbende bereitet ſich dadurch für die Geſellſchaft der Engel vor, daß ſie unter dem Kreuz der Schmerzen immer geduldiger, immer liebevoller gegen Alle, immer engelgleicher wird. Es iſt nichts Düſteres in dieſem Krankenzimmer; Freunde beſuchen daſſelbe mit Gaben und mit Liebe, um das junge Mädchen zu erfreuen, ſo lange ſie noch diesſeit des Grabes verweilt, um von ihr ein Wort oder einen Blick aus dem Himmel zu erhalten, mit dem ſie bereits in Verbindung ſteht.

Dieſe Klarheit über den Tod, dieſe Vorbereitung auf denſelben kommt unter der Bevölkerung Englands und Nordamerikas häufiger vor als in irgend einem andern Lande, das ich kenne. Der Menſch betrachtet es daſelbſt als ſein menſchliches Recht, ſeinen Zuſtand und ſeine Todesgefahr, falls es geſchehen kann, kennen zu lernen, ſich der Stunde ſeiner Verwandlung mit offenem Blick und wachem Sinn zu nähern und mit dem vollen Bewußtſein von der Bedeutung ſeines Uebergangs ſich auf den letztern vorzubereiten.

15. Dec.

Ein Tag voll von hoher Lebendigkeit durch vielerlei belebende Eindrücke und Gedanken! Gedanken über das menſchliche Gehirn und über den centralen Standpunkt der Menſchen im Verhältniß zum ganzen Univerſum; ahnende Blicke von dieſer Sonne und von dieſem Geſichtspunkt auf eine unendliche Entwickelung in allen Reichen des Lebens ſtehen hoch oben an in meiner Seele. Werde ich jemals der Gedankenwelt, die in meinem Innern blitzt, mich vollſtändig bemächtigen, dieſelbe vollkommen beſitzen können?

Ich kann dir heute nicht mehr ſchreiben, denn ich habe mehre Briefe zu ſchreiben, vor allen einen an Böklin, den ich in den deinigen einſchließen werde. Lies ihn, wenn du willſt. Es wird dadurch Manches in meinen Briefen an dich vervollſtändigt werden. Trotz all des Intereſſes, das mich hier feſſelt, und trotz aller Behaglichkeit meiner Wohnung, ſehne ich mich, von hier abzureiſen, um in den Süden zu kommen. Ich fürchte den Winter und ſeine ſcharfe Luft in Cincinnati, nicht minder die Heizungsapparate der amerikaniſchen Häuſer, die in der That erſchrecklich ſind. Sie ſind ganz beſtimmt die Urſache eines großen Theils der Kränklichkeit, die unter denjenigen Claſſen der Bevölkerung, welche am

bequemſten und am meiſten in ihren Wohnungen leben, immer mehr zuzunehmen ſcheint. Ich ſehne mich auch, noch vor Weihnachten in den Süden zu kommen, um wo möglich Gelegenheit zu finden, die Tänze und die Feſte zu ſehen, die — wie ich mir habe ſagen laſſen — unter den Negern auf den Plantagen um die Weihnachtszeit gebräuchlich ſind. Ich habe von dem Glück der Negerſklaven in Amerika, von ihren Geſängen und Tänzen viel erzählen hören; ich möchte dieſes Glück und dieſe Feſte wol einmal ſehen. Im ſüdlichen Carolina und in Georgia hatte das Predigen auf den Plantagen den Tanz und den heitern Geſang verdrängt. In Louiſiana ſoll den Sklaven nicht gepredigt werden. Vielleicht dürfen ſie dort noch tanzen und ſingen.

Am ſiebzehnten dieſes Monats geht ein geräumiges und tüchtiges Dampfboot von hier nach Neuorleans; auf dieſem will ich abreiſen und Mr. Harriſon wird mein Cavalier auf der Reiſe ſein.

Ein Wort über einige angenehme Geſellſchaftsabende hier im Hauſe muß ich dir noch ſagen. Ich habe an den kleinern vertraulichern geſelligen Kreiſen in den Häuſern Amerikas auszuſetzen, daß man ſich darin zu wenig mit Vorleſen oder mit irgend Etwas beſchäftigt, was den kleinen Kreis zu einem gemeinſamen Intereſſe vereinigt. Allein die größern geſelligen Kreiſe haben viel von Dem, was das geſellige Leben vollkommen macht, und dazu rechne ich ganz beſonders den geſellſchaftlichen Verkehr der beiden Geſchlechter miteinander. Man ſieht dort nie, daß die Herren ſich in ein Zimmer und die Damen in ein anderes Zimmer abſondern oder daß ſich die Erſtern in einer Ecke des Salons, und die Letztern in einer andern zuſammen hocken, gerade als ob ſie ſich voreinander fürchteten. Die Herren, welche hier Geſellſchaften beſuchen (und ſie gehen des Abends gern in Salongeſellſchaften), machen ſich zur Pflicht und, wie mir ſcheint, auch zum Vergnügen, die Damen zu unterhalten;

und dieſes ſichtbare wohlwollende Beſtreben erregt bei dieſen wenn auch nicht eine größere Neigung, doch ganz gewiß eine größere Möglichkeit, angenehm und unterhaltend zu ſein, und eine größere Fähigkeit, Das zu beſprechen, was für Männer von gutem Geſchmack und edelm Sinn doch weit beſſer iſt als Cigarrenrauchen und Punſchtrinken.

Gewöhnlich widmet ſich hier ein Herr auf mehre Stunden, oft den ganzen Abend, einer Dame. In Cauſeuſen und kleinen Sophas von allen Formen ſitzt man Zwei zu Zwei und unterhält ſich oder der Cavalier gibt ſeiner Dame den Arm zu einer Promenade durch den Salon. Zuweilen geſellen ſich zwei Damen auf längere Zeit zueinander. Die Regel iſt jedoch, daß die beiden Perſonen, welche ſich miteinander unterhalten, Mann und Frau ſind. Keineswegs iſt es immer die ſchönſte oder eleganteſte Dame, welche die meiſte Aufmerkſamkeit erregt. Ich habe geſehen, daß ſich Mr. Harriſon, ein noch junger und angenehmer Mann, ganze Stunden einer lebhaften Unterhaltung mit Miß Harriet widmete. Wahr iſt es, daß er ſie ſehr hochſchätzt und dadurch ſeinen guten Geſchmack beweiſt. Kartenſpiel erinnere ich mich in dieſem Lande, in irgend einem größern oder kleinern geſelligen Kreis nicht geſehen zu haben.

Ich werde mich ſtets mit Gefühlen ſchweſterlicher Zärtlichkeit einiger jungen Mädchen erinnern, mit denen ich in der letztern Zeit Bekanntſchaft gemacht habe, und darunter jenes jungen, ſchönen Mädchens, das frühzeitig von einem bittern Schmerz betroffen worden iſt, aber anſtatt dadurch ihr Herz verbittern zu laſſen, dieſes der Sympathie mit allen Leidenden geöffnet hat. Gottes Frieden ſei mit dieſem jungen Mädchen! Sie könnte mir ſehr lieb werden. Auch einige Schweſtern, die in Luſt und Leid miteinander leben, wie Schweſtern — — — nicht oft zuſammenleben. Die ſeelenvolle Kitty Green und ihre Muſik möchte ich fortwährend in meiner Nähe ha-

ben, aber — — nun muß ich abreiſen und gehen, um meine Vorbereitungen zur Abreiſe zu treffen.

„Belle Key“, das Dampfſchiff, auf welchem ich abreiſen will, nach der ſchönen Tochter des Eigenthümers, einer „Belle“ in Louisville, ſo genannt, ſoll eine Art von Rieſenfahrzeug ſein, das mit allerlei Erzeugniſſen des großen Weſten als Weihnachtsſchiff nach Neuorleans fährt.

Gegenwärtig iſt es kalt in Cincinnati. Die Königin des Weſten läßt Schmuz und Aſche über die Stadt regnen, ſodaß man ſchwarz davon wird. Ich ſehne mich danach, mit dem großen Weihnachtsſchiff wieder auf dem Miſſiſſippi zu ſein.

Poſtſcriptum.

Man ſagt im großen Weſten, daß es ein beſonders günſtiges Land zum Heirathen ſei. Ein junges Mädchen hat hier wenigſtens zwiſchen drei oder vier Bewerbern zu wählen. Gewiß iſt, daß die Zahl der Männer hier im Verhältniß zu der Zahl der Frauen bedeutend zunimmt. Dagegen ſcheinen mir in den öſtlichen Staaten die Frauenzimmer zahlreicher zu ſein. Die Männer ziehen nämlich von dort nach dem Weſten, um Geſchäfte und Gelderwerb zu ſuchen. Das Uebergewicht der männlichen Bevölkerung nimmt zu, je weiter man weſtlich kommt. Man erzählte in Cincinnati, daß bei einem Ball in San-Francisco (in Californien) funfzig Cavaliere auf eine Dame gekommen wären. Man erzählte auch, daß in einem Goldgräberdiſtrict, in welchem viele Männer, aber gar keine Damen geweſen wären, in einer Art von Muſeum ein Damenballanzug ausgeſtellt worden ſei, den das Publicum gegen eine gewiſſe Abgabe für jede Perſon habe beſehen dürfen.

Aber ich argwöhne, daß dies zu den mythologiſchen Sagen des großen Weſten gehört.

Dazu dürfte auch wol die von „Edens Luſtgarten“ in der Nähe von Cincinnati gerechnet werden, zu deſſen Beſuch ich eingeladen worden bin. Es ſoll ein großartiger Weinberg ſein. Aber die Schönheit der Ausſichten von den Höhen des Ohioſluſſes kann dieſe Benennung rechtfertigen. Der Weinbau und die Bereitung von Sherry und Champagner ſind rings um Cincinnati ſehr im Steigen.

Dreißigſter Brief.

An den Pfarrer P. J. Böklin.

Cincinnati, Ohio, 27. Nov. 1850.

Mehr als ein Jahr habe ich in der Neuen Welt zugebracht, ohne noch mein Verſprechen erfüllt zu haben, an dich, mein Freund und Lehrer, zu ſchreiben, ohne dir zu ſagen, was ich über dieſe Neue Welt denke, was ich von ihr hoffe. Und gleichwol hoffe ich, daß du es zu wiſſen wünſcheſt!

Mein lieber Freund, ich habe dir nicht eher ſchreiben können. Ich wollte dir keine unreifen Verſuche meiner Gedanken und meiner Schilderungen zuſenden. Und lange Zeit hindurch hätte ich dir nichts Anderes geben können. Die Eindrücke und die täglichen Erlebniſſe während meines Aufenthalts in dieſem Lande waren anfangs ſowol für das Leben meines Geiſtes als für das meines Körpers überwältigend; und bis zu einem gewiſſen Grade unterlag ich denſelben in der That. Die heftige Strömung von neuen, wenn auch größtentheils reizenden Eindrücken, das unaufhörliche Verarbeiten neuer Gegenſtände und neuer Menſchen, ſowie der Einfluß dieſes ungewohnten heißen Klimas und der fremdartigen Nahrungsmittel brachte

mich in einen Zuſtand von Fieber, der meine Nerven dermaßen angriff, daß ich Monate lang unfähig war, Etwas zu leſen oder zu denken, was die geringſte Anſtrengung erfoderte.

Die Gnade Gottes, die Sorgfalt guter Menſchen und die heilenden Kräfte der Natur wie der Kunſt ließen mich dieſen Zuſtand allmälig überwinden. Ich konnte wieder leben und lernen. Aber bei meiner täglichen Arbeit, mich der Gegenſtände, die ſich auf meinen Wanderungen an mich drängten, zu bemächtigen, und bei dem Verſuche, dieſelben zu ordnen, erkannte ich immer klarer, daß ich, um mit einigem Bewußtſein über die neue Weltbildung nachzudenken, die uns die Staaten Nordamerikas vor Augen führen, noch mehr von dieſen ungleichartigen Geſtalten und Entwickelungen ſehen, daß ich Bekanntſchaft mit dem Leben ſowol der nordöſtlichen, als der ſüdlichen und weſtlichen Staaten der Union machen, daß ich das Leben Amerikas ſehen müſſe, wo es ſich bereits geſetzt hat und mit ſich ſelbſt einigermaßen fertig geworden iſt, aber auch, wo es noch ſtrebt, die Erde zu brechen, neue Wohnungen zu bauen, neues Leben und neue Länder zu erobern.

— „Wenn ich den großen Weſten, das Miſſiſſippithal, Cincinnati, die «Königin des Weſten», geſehen habe, will ich an Böklin ſchreiben! Dann werde ich die Neue Welt beſſer verſtehen und beſſer über ſie und über die Zukunft der Menſchheit ſprechen können, welche ſie in ihrem Schooſe trägt!“ — So ſprach ich zu mir ſelbſt.

Nun bin ich in Cincinnati. Ich habe geſehen und ſehe den großen Weſten in der Centralregion Nordamerikas noch jetzt vor mir. Ich bin durch das Miſſiſſippithal — die künftige Heimat von mehr als 175 Millionen Menſchen — auf dem großen Fluſſe gefahren, deſſen Ufer bereits von europäiſchen Bewohnern wimmeln, welche von Minneſota (gegenwärtig noch die wilde Heimat indianiſcher Stämme) von dem St.-Anthonyfall, welcher die

Flußfahrt nördlich schließt, bis zu der mittelsten Region am Missouri und Ohio wohnen und gegenwärtig im Begriff stehen, dem Laufe dieses Flusses bis an seine Mündung im Mexicanischen Meerbusen, der Heimat des Zuckerrohrs und des Sommers, zu folgen.

Und während ich hier an dem schönen Flusse Ohio ausruhe, wie die müde Taube auf dem Oelzweig in einer von diesen schönen friedseligen Wohnungen, die sich mir überall auf meinem Wege durch Amerika geöffnet und mir die Ruhe einer mütterlichen Heimat, Frieden, Liebe und Freude und neue Kräfte gegeben haben — will ich mit dir sprechen, du bester Freund meines Geistes und meiner Gedanken, spät, aber für die Ewigkeit gefunden. Ach, auch jetzt kann ich dir nur einige Worte sagen, die blos Fragmente von Dem geben, was ich erlebt und gelernt habe, von Dem, was ich in dieser Neuen Welt erlebe und lerne. Aber du wirst verstehen, was ich dir blos unvollkommen andeuten kann, du wirst den Faden, den ich in deine Hand lege, durch dieses Labyrinth weiter führen.

Du weißt es, ich bin nicht nach Amerika gekommen, um neue Gegenstände, sondern vielmehr um eine neue Hoffnung zu suchen.

Während die Hälfte von Europa nach einem Kampf um Licht und Freiheit, der sich zum Theil in seinem Ziel zu täuschen schien und nicht recht klar wußte, was er wollte, wieder (wenn auch nur scheinbar) unter einen Despotismus zurückzufallen scheint, der besser wußte, was er wollte, und auf einige Zeit das Recht des Stärkern für sich hatte, wandte sich meine Seele in tiefem Glauben und inniger Liebe nach dem fernen Lande, wo das Volk die Freiheitsfahne der Menschheit aufgerichtet, ihr Recht und ihre Fähigkeit, sich selbst zu regieren, erklärt und auf diesem Recht ein Reich von Staaten gegründet hat — den Anfang der größten Staatsbildung der Erde.

Was ich ſuchte, das war die neue Menſchheit und deren Welt, die neue Menſchlichkeit und ein Blick auf deren Zukunft in der Neuen Welt.

Ich will dir mittheilen, was ich bisher geſehen und gefunden habe.

Während des verfloſſenen Herbſtes und Winters lebte ich in den nordöſtlichſten Staaten der Union, in Neuyork, Maſſachuſetts, Connecticut — den Mutterſtaaten, aus denen Volksſchwärme ausgegangen ſind und noch ausgehen, um den amerikaniſchen Continent zu bevölkern und ihm ihre Sitten und Geſetze zu geben. Was man in dieſen Mutterſtaaten bewundern muß, das ſind die großartigen Anſtalten zur Erziehung der Jugend und zum Beiſtand für die Unglücklichen, Schulen und Aſyle. Dieſe ſind die Erzeugniſſe eines großen Herzens und ſtehen auf einem großen Fuße. Es iſt eine Freude, in den allgemeinen Schulen (ſämmtlich Freiſchulen), in den großen luftigen Sälen die Kinder zu hören und zu ſehen. Man ſieht, daß ſie vollkommen aufmerkſam und lebendig ſind; man hört, daß ſie verſtehen, was ſie leſen und lernen. Dieſe große Reform im Schulweſen und der Impuls zu einer allgemeinen Volkserziehung in Amerika, zum großen Theil hervorgerufen durch den Enthuſiasmus, die Ausdauer und Kampfeskraft eines einzelnen Mannes (er heißt Horace Mann) iſt wol ohne Zweifel eine der ſchönſten und bedeutendſten Erſcheinungen dieſes Welttheils, beſonders da ſie das weibliche Geſchlecht ebenſo gut wie das männliche umfaßt und das Weib als Lehrerin der Jugend neben den Mann ſtellt*).

*) Junge Mädchen lernen in den höhern Schulen Latein, Griechiſch, Mathematik, Phyſik, Algebra u. ſ. w. und man verſichert, daß ſie ſich dieſe Lehrgegenſtände, welche bei uns für ſehr ſchwer zu lernen, wenn nicht gar für ganz unbegreifbar für das weibliche Gehirn gelten, mit der größten Leichtigkeit aneignen.

Ich bin dieſer Erſcheinung vom Oſten bis zum Weſten gefolgt, von der ſtattlichen Akademie, in welcher fünfhundert Schüler (Knaben und Mädchen) ſtudiren und graduirt werden, um als Lehrer und Lehrerinnen in das allgemeine Leben einzutreten, bis zu dem Blockhaus in den Wildniſſen des Weſten, wo für zerlumpte Knaben Schulbücher mit einem Ueberblick über die ganze Welt und mit den edelſten Perlen der amerikaniſchen Literatur aufgeſchlagen werden; ich habe mit Horace Mann — dem Manne einer unermeßlichen Hoffnung — geſprochen und daraus große Hoffnungen für die intelligente Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts und für die Zukunft dieſes Welttheils geſchöpft. Denn Das, was in den nordöſtlichen Staaten, in der älteſten Heimat der Pilgrimme, bereits iſt, das wird früher oder ſpäter in den ſüdlichen und weſtlichen Staaten. Ein großes Volksbewußtſein macht ſich in der großen Frage der Volkserziehung immer mehr geltend und ſchreitet ſiegreich vorwärts, wie eine geiſtige Naturgewalt, wie ein Strom von geiſtigem Leben, ſich durch alle Hinderniſſe Bahn brechend.

Willſt du hören, wie daſſelbe durch ſeinen kräftigſten Repräſentanten in der Neuen Welt ſpricht? — So ſchreibt Horace Mann in ſeiner Einladung, der Nationalzuſammenkunft von Freunden der Erziehung im Auguſt 1850 beizuwohnen:

— „Nie hat eine größere Nothwendigkeit beſtanden, der menſchlichen Intelligenz Macht mitzutheilen und ſie mit Kenntniſſen zu erfüllen als zu gegenwärtiger Zeit; und in keinem Lande zeigt ſich dieſe Nothwendigkeit ſo gebieteriſch als in dem unſrigen. Die gewöhnlichen Geſchäfte des Lebens erfodern gegenwärtig hundert mal mehr Kenntniſſe, als ſie vor einem Jahrhundert erforderten. Neue Arten und Formen von Geſchäften (business) kommen tagtäglich in allgemeinen Gebrauch und müſſen

mit Verstand und Geschick besorgt werden, wenn sie ihre Unternehmer nicht ruiniren sollen.

„Die tiefsten Wissenschaften bahnen sich einen Weg zu den alltäglichen Geschäften des Lebens und vereinigen Macht und Schönheit mit der Verdoppelung von Erzeugnissen, wohin sie auch gehen mögen. Und wer sich der Wohlthaten nicht bemächtigen kann, welche sie gewähren, der wird dem Elend und der Verachtung anheimfallen.

„Aber nicht blos in allen Zweigen des Geschäftslebens ist jetzt überall mehr Leben, Energie und Umfang, auch die Massen des Volkes versehen sich fortwährend mit neuen politischen und socialen Rechten oder werden damit versehen. Der freie Mann, der gehen kann, wohin er will, und seine Beschäftigung wählen kann, wie er will, bedarf weit mehr Urtheilsfähigkeit und Intelligenz als der Unterthan eines despotischen Staates, der in dem Kreise irgend einer Arbeit geboren ist und in dem Kreise bleiben muß, in welchem er geboren ist. Der Bürger, der nicht blos seine persönlichen Geschäfte besorgt, sondern auch die seiner Gemeinde, der in allen seinen politischen Verhältnissen selbst regiert, durch Repräsentanten, die er selbst wählt, und dessen Stimme nicht blos über Diejenigen bestimmen kann, welche regieren sollen, sondern der auch über die Schritte und Maßregeln der inländischen Politik zu entscheiden hat und von dessen Willen Frieden oder Krieg, Ehre oder Schande seines Volkes abhängen kann — ein solcher Bürger sollte in Bezug auf Bildung, Kenntnisse und Weisheit vergleichsweise wie ein Gott gegen einen russischen Leibeigenen oder einen indischen Paria sein. In unserer Zeit — sage ich — ist unendlich mehr für die Seele der Menschen zu thun und zu lernen, als es früher jemals der Fall gewesen ist, und deshalb muß auch die Seele in demselben Verhältniß erleuchtet und gestärkt werden.

„Es hat nie eine Zeit gegeben, in der die moralische

Natur des Menschen der Veredlung und Reinigung mehr als gegenwärtig bedurft hat. Was wir Civilisation und Fortschritt nennen, hat die Versuchungen tausendfältig — in diesem Lande zehntausendfältig vermehrt. Die Laufbahn für Reichthum, Luxus, Ehrgeiz und Hochmuth steht für Alle offen. Mit den verdoppelten Privilegien, die wir besitzen, sind nicht blos verdoppelte Pflichten, die wir nicht leugnen können, sondern auch verdoppelte Gefahren, in welche wir fallen können, über uns gekommen. Da, wo Unterdrückung und Despotismus herrschen, sind alle edlern Fähigkeiten zusammengeschrumpft, erloschen und ihrer Gewalt beraubt. Aber Druck und Despotismus vermindern ebenso gut die Gewalt der bösen Leidenschaften (?) im Menschen als die ihrer edeln Impulse. In diesem Lande hat Alles, was Niedriges und Verdorbenes im Menschenherzen ist, eine so vollständige Freiheit, ein so großes Gebiet und eine so hitzige Triebkraft zum Handeln, wie sie früher weder bekannt noch vorhanden gewesen sind. Amerikas Dampfmaschinen, seine mächtigen Pressen und seine elektrischen Telegraphen dienen dem Laster wie der Tugend, der teuflischen Bosheit wie der Menschenliebe. Die äußern zurückhaltenden Kräfte der blinden Ehrfurcht vor der Autorität, der blinden Furcht vor den Religionslehrern und vor grausamen Strafgesetzen, welche früher die wilden Leidenschaften der Menschen im Zaume hielten und alle Energie derselben lähmten, sind jetzt gehoben. Wenn nicht innere und moralische Gegengewichte an die Stelle der äußern und arbiträren gesetzt werden, so wird das Volk, anstatt Herr und Sieger seiner Leidenschaften zu sein, deren Sklave und Opfer werden. Auch die klarste Offenbarung vom Himmel und die heiligenden Einflüsse von Gott können eine Uebung der Tugend als unabweisbare Foderung und Vorbereitung zu einem glücklichen und ehrenhaften Leben nicht ausschließen. Derjenige Mensch hat eine beschränkte Ansicht über den Einfluß und die Thätigkeit der ganzen christ-

lichen Sittenlehre, der dieſelbe nicht in alle Gewohnheiten und Gefühle hinüberzuleiten ſucht, der nicht in demſelben Maße, wie ſich die jugendliche Seele der Erkenntniß des Schönen und der Wunderkraft des Wahren öffnet, einen unerſchöpflichen Vorrath von ſittlichen Wundern, Schönheiten und Wahrheiten zum Einflößen in dieſelbe bereit hat."

So der Präſident des Nationalvereins von Freunden der Erziehung, der Erziehungsmann in Nordamerika par excellence. Er iſt ein Mann Maſſachuſetts und gegenwärtig Repräſentant des Pilgrimſtaates bei dem Congreß in Waſhington.

Du kennſt nun ſeinen Standpunkt. Die Aufklärung der Intelligenz und des moraliſchen Bewußtſeins, durch die Erziehung der Schule allen Bürgern gegeben — iſt der Grundſtein, auf welchem die Neue Welt ihr Reich zu erbauen und die neue Menſchheit hervorzubringen hat. So weit iſt das Volksbewußtſein in der Neuen Welt gekommen, weiter aber nicht, wenigſtens nicht mit vollem Bewußtſein.

Dieſes Bewußtſein iſt am ſtärkſten und hellſten in den Staaten Neuenglands, in der älteſten Heimat der Pilger, aufgegangen.

Ein raſtloſes muthiges Arbeiten an der Entwickelung des Staatslebens, die Erhebung der ärmern Claſſen im Staate, das Streben, ein volles, harmoniſches, menſchliches Leben im Staate hervorzubringen, charakteriſirt das Leben dieſer Staaten. Der Begriff eines chriſtlichen Staates, einer chriſtlichen Geſellſchaft liegt demſelben augenſcheinlich zu Grunde. Die Lehre Chriſti, die Ehre Aller, das Recht Aller, das Wohl Aller, Alle für Einen und Einer für Alle — das iſt das Feldgeſchrei, welches man hier hört. Die Harfen der Skalden rufen zu den ſittlichen Idealen des Menſchen und des Staates auf.

Aus diesen Staaten reiste ich im Monat März, während Schnee und Eis noch ihren Boden bedeckten, in die südlichen Staaten von Nordamerika und brachte ungefähr drei Monate in dem Palmettostaate, in Südcarolina und in Georgia zu. Dort war die Sonne warm. Und obgleich ich dort die Sklaverei fand, deren dunkeln Schatten auf dem sonnenwarmen Boden erblickte und durch ihre Ketten die moralische und politische Entwickelung dieser Staaten gehemmt sah, genoß ich doch mein Leben so, wie ich es in den intellectuellen, emporstrebenden, rastlos arbeitenden nördlichen Staaten nicht genossen hatte. Ich ruhte mehr aus — — — ich befand mich besser. Die weiche Schönheit der Luft und des Klimas zu dieser Jahreszeit, die Ueppigkeit der Vegetation, die schönen neuen Blumen, die Düfte, die Früchte, die Pracht der Urwälder längs der rothen Flüsse, der Glanz der Feuerfliegen in den dunkeln warmen Nächten, das Wandeln unter den Lebenseichen, die mit langen, wehenden Moosen behangenen gothischen Arkaden — ein Schauspiel, ebenso neu als reizend für ein europäisches Auge — ein gewisses romantisches pittoreskes Leben durch die Berührung der weißen und der schwarzen Race auf diesem schönen wollustreichen Boden, das eigenthümliche Leben und Treiben der Neger, ihre Gesänge und ihre religiösen Feste — — — wirst du mir verzeihen, daß dies Alles mich entzückte und mich das Düster der Sklaverei vergessen oder weniger sehen ließ als die Lichtbilder, welche die Schönheit des Südens in den Naturerzeugnissen und in den einzelnen Menschengestalten hervorrief! — Keine Dichter besingen hier die sittlichen Ideale der Gesellschaft, aber der „hundertzüngige Vogel" (Turdus Polyglottus), Nordamerikas Nachtigal, singt in den dufterfüllten Wäldern, und die Erde mit ihren Menschen und Blumen scheint in Licht gebadet zu sein. Doch, daß ich nicht blind gegen die Nachtseite und gegen die Lüge im Leben des Südens bin, davon zeugen meine Briefe in die Heimat.

Das ſchönſte ſittliche Phänomen, das ich in dieſen Staaten beobachtet habe, war das hereinbrechende Licht des Chriſtenthums bei den Kindern Afrikas und die Bemühungen von Seiten der wahren Chriſten, beſonders in Georgien, für den religiöſen Unterricht der Sklaven und für ihre Freilaſſung und Coloniſation auf der afrikaniſchen Küſte in Liberia. Alljährlich ſegelt von Savannah ein Fahrzeug nach Liberia, beladen mit freigelaſſenen Sklaven und mit den Mitteln zu deren Anſiedelung in dem älteſten Mutterlande.

Aber dieſes Phänomen iſt nur ein kleiner Lichtpunkt in dem dunkeln Gemälde von der Sklaverei in dieſen Staaten. Es iſt ein Werk einzelner Privatperſonen. Die Geſetze des Staates entbehren des Lichts und der Gerechtigkeit in Bezug auf die Sklaven und ſind eines freien Landes und eines freien Volkes unwürdig.

Im Monat Mai verließ ich den glühenden Süden und reiſte nach dem Norden, zunächſt nach Philadelphia, dann nach Delaware. Während der ſtärkſten Sommerhitze befand ich mich in den heißen Städten Philadelphia und Waſhington. In Philadelphia intereſſirten mich die Quäker und das Leben des „innern Lichts“ in guten und wohlthätigen Stiftungen. Ich las die „Declaration of Independence“, dieſen großen Freiheitsbrief des amerikaniſchen Volkes, in demſelben Saale, in welchem ſie unterzeichnet wurde, und reiſte dann nach Waſhington, um dem Kampf des Congreſſes in der großen Streitfrage zwiſchen den freien Staaten und den Sklavenſtaaten, zwiſchen Norden und Süden, über den Eintritt Californiens und Neu-Mexicos als freie Staaten in die Union beizuwohnen. Es ging dabei heiß zu und die Union wurde alle Tage bedroht. Du kennſt durch die Zeitungen bereits das Compromiß, welches die Frage entſchied und den Streit beilegte — — — auf einige Zeit. Denn der Kampf und die Gefahr beſteht noch immer, heimlich oder offenbar, ſo lange es eine Sklaverei und Sklaven

auf dem Gebiete der Union gibt. Und je mehr das höhere politische Bewußtsein im Lande zunimmt, desto schärfer wird sich der Streit um diesen Punkt concentriren, desto heißer wird der Kampf werden.

Ich sah in Washington große Staatsmänner und hörte große Reden. Ich glaube, daß gegenwärtig kein Land auf der Erde eine Rathsversammlung mit größern Talenten und mit ausgezeichnetern Männern aufzuweisen vermag als der Senat der Vereinigten Staaten. Aber politische Unbilligkeit und politische Bitterkeit fand ich auch hier, wie überall, auf dem Schlachtfelde der Politik.

Was mich in dem Congreß der Vereinigten Staaten am meisten überraschte, war — die Art der Repräsentation. Du kennst sie aus Büchern und aus den Zeitungen: — jeder Staat der Union, klein oder groß, sendet zwei Senatoren in den Congreß. Diese bilden den Senat oder das Oberhaus. Die Repräsentanten, welche die Zweite Kammer oder das Unterhaus bilden, werden ihrer Anzahl nach durch die Volksmenge in jedem einzelnen Staate bestimmt. Je größer die Volksmenge im Staate, desto mehr Repräsentanten bei dem Congreß. Jeder einzelne Staat der Union regiert sich auf dieselbe Weise durch zwei Kammern, einen Senat und ein Repräsentantenhaus, deren Mitglieder in dem Senat selbst von den Bürgern dieses Staates gewählt werden; und jeder Staat hat sein Capitolium.

Durch diese Repräsentation kommt sehr viel eigenthümliches, malerisches und lebendiges Leben zum Vorschein. Der Granitstaat und der Palmettostaat „Old Virginy“ und das junge Wisconsin, Minnesota und Louisiana, so geschieden und so eigenthümlich durch Lage, Natur, Klima, Producte, Bevölkerung, treten auf dem Congreß als Persönlichkeiten auf und nehmen in der Behandlung der allgemeinen, das ganze menschliche Geschlecht interessirenden Fragen Antheil durch Das, was sie eigenthümlich für sich und gemeinsam mit allen haben.

Ich konnte nicht umhin, dabei an Schwedens Repräsentation und deren vielbesprochene Umbildung zu denken. Es kam mir vor, als ob nichts passender und geeigneter zur Erweckung des nationellen Lebens und Bewußtseins sein könnte als eine Repräsentation, welche der in den Vereinigten Staaten möglichst gleich ist. Ich sah Norrland und Skåne, Dalarne und Bleking, Östgothland und Westgothland und alle unsere Provinzen, eigenthümlich durch ihr Volksleben, ihre Natur und ihre Producte, auf dem Reichstage Schwedens auftreten und durch ihre Abgeordneten Aufklärung über den Zustand und die Bedürfnisse des Landes und über bisher verborgene oder unbenutzte Quellen des Wohlstands geben. Ich sah die nördliche, die Centralregion Schwedens, seine östlichen und seine westlichen Provinzen durch Lichtblicke erhellt, welche früher dort nicht eindrangen, und das Volksbewußtsein und das Volksleben durch Repräsentanten gesteigert, durch ihre Persönlichkeit, wie durch ihre Kenntnisse würdig, die einzelnen Provinzen in ihrer Eigenthümlichkeit und in ihrem Leben als Theil eines großen Ganzen zu vertreten, als Theil eines Landes und eines Volkes mit einem Erbe, so groß wie Schwedens Vorzeit, und mit einer Zukunft, die an menschlicher Höhe mit der des größten Volkes auf Erden wetteifern könnte!

Schwedens älteste Verfassung zu der Zeit, als die Landvögte in jeder Landschaft bei den Volksversammlungen auftraten und als die Weisesten und Besten des Volkes die Ansichten ihrer Gemeinden dem Könige Schwedens vortrugen, diese älteste Repräsentation unsers Vaterlandes war ihrer Idee nach der gegenwärtigen nordamerikanischen nicht unähnlich.

Eine solche Repräsentation des Landes und des Volkes erscheint mir im höchsten Grade naturgemäß und nationell. Und welch ein Feld eröffnet sie dem Talent und der Rede!

Während meines Aufenthalts in Washington starb

der Präsident Taylor und ich war bei der feierlichen Einsetzung seines gesetzlichen Nachfolgers, des Vicepräsidenten Fillmoore, in das höchste Amt der Vereinigten Staaten gegenwärtig. Nichts kann einfacher, mehr ohne Pracht und Prunk und unsern Königskrönungen unähnlicher sein. Aber ich habe gegen die letztern nichts einzuwenden. Sie gewähren ein schönes, malerisches Schauspiel. Und ohne ein wenig Spectakel können wir Menschen einmal nicht leben, nicht einmal hier zu Lande; das sieht man an der Begierde, mit welcher die Leute herbeiströmen, sobald etwas Neues zu sehen ist.

Welch ein schönes Beispiel haben wir in Schweden bei den Krönungen des Königs Karl Johann und des Königs Oskar gesehen! Ich erinnere mich besonders bei der letztern, als die jungen Prinzen, Oskar's drei Söhne, in ihren fürstlichen Anzügen kamen, um vor ihrem königlichen Vater ihren Eid abzulegen — schönere Gestalten konnte man nicht sehen und einen schönern Anblick kaum haben.

Nachdem ich in dem brausenden Meere an der östlichen Küste gebadet hatte, begab ich mich in den Westen. Den Süden und Norden in der Union hatte ich gesehen. Nun sollte ich auch den großen Westen sehen. Ich sehnte mich ungemein danach. Oft und viel hatte ich in den östlichen Staaten, sowol im Norden als im Süden derselben, von dem wunderbaren Wachsthum und Fortschritt (progress, growth) des großen Westen sprechen hören. Worin bestand Beides? — Mich gelüstete es zu sehen.

Auf meinem Wege nach dem Westen machte ich Bekanntschaft mit den Naturriesen Trenton und Niagara, fuhr über die großen Binnenseen Ontario, Erie und Michigan, um die schwedischen und norwegischen Settlements am Mississippi zu besuchen, sah schwedische Gastfreiheit und schwedische Rosen auf dem Boden der Neuen Welt frisch erblühen und sah in den Wildnissen des Westen

ein neues Skandinavien emporwachſen. Dann begab ich mich den Miſſiſſippi hinauf bis zu dem Lande, welches die Quellen dieſes großen Fluſſes einſchließt, ſah herrliches Gebirgsland, ruinenartige Felſen, aus eichengekrönten Höhen emporſteigend, Ruinen aus der Urzeit, als die erſtgeborenen Titanen der Natur noch allein auf der Erde waren und Menſchen noch nicht exiſtirten. Und noch jetzt iſt der Menſch ein ſeltener Gaſt in dieſen ungeheuern Wildniſſen, die noch jetzt ſtill und öde ſind. Wol erhebt ſich hier und da ein kleines Blockhaus am Fuße der Anhöhen, am Ufer des Miſſiſſippi, und daneben ſieht man ein kleines Stück Feld mit indianiſchem Korn beſtellt. Das iſt die erſte Spur der Cultur in dieſer Gegend. Aber ſie gleicht der Spur des einen Fußes auf Robinſon's unbewohnter Inſel. Dicht daneben ſind Urwald und Wildniß, wo wilde Thiere und Indianer wohnen, Beide in ewiger Fehde gegeneinander.

Dicht daneben ſind die ungeheuern Prairien, die blumenreichen Wüſten des Miſſiſſippithales, wo das Gras in hohen Wellen weit, weit gegen den Horizont hin wogt, unberührt von Menſchenhänden, denn hier ſind keine Menſchen, um nur den tauſendſten Theil davon abzumähen. Und was einen größern Eindruck als der Niagara, einen größern Eindruck als irgend Etwas, was ich in dieſem Welttheil oder in Europa geſehen habe, auf mich gemacht hat, das ſind die unermeßlichen Prairie-Ausſichten, die dem Miſſiſſippithal eigenthümlich ſind und an Ausdehnung zunehmen, je mehr man ſich dem großen Fluſſe nähert. Dieſe Oceane mit ihren Wellen von Sonnenblumen und hohem wallenden Gras, unter Amerikas hellem, ſonnigen Himmel oder mit den durch den hellen Aether dahinfliegenden Wolken zu ſehen, iſt ein herrlicher Anblick. Die Seele erweitert ſich und öffnet ſich gleichſam den ſanften freien Lüften, die über das Gefilde dahinrauſchen und die darüber gezogenen elektromagnetiſchen Saiten melodiſch erklingen laſſen. Es war auf meiner

Reise nach dem Westen jeder Tag ein Fest, wenn ich auf den Schwingen des Dampfes über diese Gefilde dahin der goldenen Sonne entgegen flog und in die sonnige Lichtwelt emporzufliegen schien!

Das Mississippithal von Minnesota im Norden und Louisiana in Süden, zwischen der Alleghanybergkette im Osten und dem Felsengebirge im Westen ist durchgängig eine ungeheure „rolling Prairie", d. h. ein wellenförmiges Wiesenland mit kleinen hügelartigen Anhöhen von dem fruchtbarsten Erdreich, herrlich bewässert von Strömen und Seen. Gebirgig im Norden und daselbst nordische Tannen und Birken tragend, flacht sich der Boden ab, je mehr er sich dem Süden nähert, bis er in Louisiana zum sumpfigen Morast wird, in dessen Schlamm sich der Alligator wälzt, aber auch das Zuckerrohr und der Palmetto in der warmen Luft emporsteigt und der Orangenwald duftet. Dieses Thal umfaßt eine Menge verschiedenartiger Erdbodenclassen, Klimate und Producte; — aber ich will einen Bewohner dieses großen Thals, der mit seinem Wohnsitz wohl bekannt ist, sprechen lassen über — — —

„Dieses große Centralthal auf Nordamerikas Festland.

„Ein Thal, das sich durch einundzwanzig Grade der Breite und funfzehn Grade der Länge dahinzieht, ein Thal, das gleich bei seinem Austritt aus seinem Naturzustand zu lächeln beginnt, das die Volksmassen, welche sich aus den übervollen Staaten der übrigen Welt ergießen, in seinen Schoos einladet und der Hand der Cultur zur Vergeltung Vorräthe für noch ungezählte Millionen des Menschengeschlechts darbietet. Die Natur hat diesen Boden mit Pflanzen- und Mineralienreichthum in einem merkwürdigen Grade beschenkt, ihm eine Oberfläche gegeben, die für jeden Geschmack und für jedes Bedürfniß passend ist, und ihn mit Strömen durchschnitten, die zu den mannichfaltigsten Arten der Industrie benutzt werden und zu einer großartigen Handelsbewe-

gung dienen können, welche alle Producte der gemäßigten Zone in seinen nördlichen und südlichen Grenzen umfaßt.

„Dieses große Gefilde, dieses reiche fruchtbare Thal zwischen den Quellen des Mississippi und Norden und dem Mexicanischen Meerbusen im Süden, dem Felsengebirge im Westen und dem Alleghanygebirge im Osten umfaßt, obgleich es noch vor kurzer Zeit eine Wildniß war, bereits elf ganze Staaten, Theile von zwei andern Staaten und zwei Territorien, ist voll von Gewerbsthätigkeit und hat den Beruf, die Hälfte von der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu erhalten. Es umfaßt innerhalb seiner Grenzen 1,200,000 Quadratmeilen oder 768,000,000 Tonnen Land (Acres) und sein Gewicht und seine Bedeutung läßt sich ebenso wenig berechnen wie das Gewicht und die Bedeutung der ganzen amerikanischen Union. Sein Einfluß muß sich ebenso weit ausdehnen, wie der des bewohnbaren Erdkreises, dessen Garten und Fruchtfeld es werden wird; es muß seine Gewalt weit über die Vereinigten Staaten erstrecken und der Sitz für deren Herrschaft, die Quelle für deren Lebenskraft, die Krone ihres Stolzes und die Basis für die Pyramide ihrer Größe werden. Der Schöpfer der Welt hat nirgends auf Erden reichlichere Mittel zum Wohlbefinden der Menschen ausgebreitet oder schöne und angemessene Gegenstände für menschliche Bedürfnisse sichtbarer aufgestellt. Suche dieses Thal nicht mit dem Fluche einer unvernünftigen Regierung heim, hindere nicht die Hand der Cultur darin, halte den Strom der Völkerwanderung nicht zurück, der sich in seinen Schoos ergießt, laß dieses breite Ackerland den Ueberfluß der Bevölkerung aufnehmen, welcher den Boden Europas belastet — und der allgütige Geber alles Guten wird von seinem Himmel auf eine glückliche Familie von mehr als 275,000,000 menschliche Wesen herablächeln!“

Solltest du dich auch versucht fühlen, über diese Probe von den großen Ansichten des großen Westen von dem

gewaltigen Miſſiſſippithal und ſeiner großartigen Zukunft zu lächeln, ſo wirſt du doch darin eine große Geſinnung und ein großes Herz nicht verkennen und im Uebrigen finden, daß Beide hier mit — Kleinigkeiten nichts zu ſchaffen haben.

Der Senator von Miſſouri, Mr. Allén, aus deſſen Werk über den Handel und die Seeſchiffahrt des Miſſiſſippithales im Jahre 1850 ich die vorſtehenden Zeilen abgeſchrieben habe, fährt ſodann fort, ſtatiſtiſche Angaben über den Handel und das Wachsthum der verſchiedenen Miſſiſſippiſtaaten und Städte zu machen, eine durch und durch praktiſche und ſtatiſtiſche Darſtellung, die aber einen gewiſſen großartigen poetiſchen Eindruck hinterläßt, ſowol durch den Reichthum der Producte, welche aufgeführt werden, als durch das märchenhafte Wachsthum der Cultur, der Bevölkerung, der Städte, der Schiffahrt und des Reichthums dieſer Gegend.

Der Senator von Miſſouri beim Congreß, der Colonel Benton, wie Mr. Allén ein vorzugsweiſe praktiſcher Mann, wird zum Dichter, wenn er ſeine Blicke darauf richtet und ausruft:

— „Die Flußſchiffahrt in dem großen Weſten iſt die wundervollſte in der Welt und beſitzt, ſeitdem die Dampfkraft auf die Fortbewegung der Fahrzeuge angewendet worden iſt, alle Eigenſchaften, welche zur Seeſchiffahrt gehören. Schnelligkeit, Entfernung, guter Handel, Größe der Laſten, Alles iſt da. Das Dampfboot iſt das Schiff des Fluſſes und findet auf dem Miſſiſſippi den vollſtändigſten Schauplatz für ſeinen Gebrauch und für ſeine Macht. Wundervoller Strom! Verbunden mit mächtigen Seen bei ſeinem Urſprung und bei ſeiner Mündung — ſeine Arme nach dem Atlantiſchen Meer und nach dem Stillen Meer ausſtreckend — in einem Thal liegend, das ſich vom Mexicaniſchen Meerbuſen bis zur Hudſonsbai hinzieht — ſeine erſten Gewäſſer nicht aus einem rauhen Berge, ſondern aus einem Plateau

von Seen im Centrum des Festlandes saugend und im Verein mit den Quellen des St.-Lawrencestromes und den Strömen, die ihren Lauf nördlich nach der Hudsonsbai nehmen, das größte Gebiet von fruchtbarem Boden bewässernd — die Erzeugnisse jedes Klimas, auch die eisgefrorenen, sammelnd, um sie auf den großen Markt im sonnigen Süden zu tragen und dort Producten aus der ganzen Welt zu begegnen — — — so ist der Mississippi! Und wer kann die Summe seiner Vortheile und die Größe seiner künftigen Handelsverbindungen berechnen?"

Aber nun genug von dieser Mississippiberedtsamkeit.

Laß mich nun von dem Wachsthum und Fortschritt des großen Westen so, wie ich Beides fand, zu dir sprechen. Dieses Wachsthum ist gegenwärtig in der Hauptsache noch ein materielles. Aber das geistige Wachsthum folgt ihm auf dem Fuße nach. Wo der Amerikaner seine Wohnung aufschlägt, baut er nächst seinem eigenen Wohnhause und seinem Verkaufsladen eine Schule und eine Kirche; ein Hôtel und ein Asyl kommen hinterher. Der Westen wiederholt die Institutionen, die Bildung und die Städte des Osten. Aber sein Gang ist schnell und sicher. Du siehst zuerst in der Wildniß einige Blockhäuser, bald nette Holzgebäude, bald kleine steinerne Häuser, darauf geschmackvolle Landhäuser und Cottagen, und nach wenigen Jahren steht wie durch Zaubermacht eine Stadt mit einem Capitolium oder einem Stadthaus, mit schönen Kirchen, prächtigen Hôtels, Akademien und Instituten aller Art da; man hält Vorlesungen, druckt große Zeitungen, wählt Regierungsbeamte, hält Versammlungen und faßt Beschlüsse über Volkserziehung oder über Communicationsmittel mit der ganzen Welt. So werden Eisenbahnen angelegt, Kanäle gegraben, Schiffe gebaut, Ströme befahren, Wälder durchforscht, Berge gebrochen. Und mitten unter allem Diesen bauen die Männer geschmackvolle Wohnungen für ihre

Hausfrauen, pflanzen Bäume darum, und das Weib thront dann als Herrscherin in der geheiligten Welt des Hauses. So wird das Land eingenommen, so wird das Zusammenleben geordnet und so ist der Staat fertig, um als selbständige Staatsmacht in der großen Familiengruppe von Staaten aufzutreten. Und obgleich zwei Drittheile der Bevölkerung des Mississippithales aus Skandinaviern und Deutschen, Irländern und Franzosen bestehen, so ist doch der gesetzgebende und bildende Geist unter ihnen der anglo-normännische.

In gewisser Beziehung unterscheidet sich der Charakter des Westen von den östlichen Staaten. Er hat mehr Breite und mehr Kosmopolitismus. Seine Bevölkerung besteht aus einer Zusammensetzung von vielen Völkern und man behauptet, daß dieser Charakter sich in freisinnigern Staatseinrichtungen sowie in vorurtheilsfreiern Ansichten und Gebräuchen des Umgangslebens verrathe. Die religiösen Sekten sind weniger ausschließend. Die Geistlichen prophezeien das Erscheinen einer tausendjährigen Kirche, in welcher alle Sekten vereinigt sein sollen, und weisen auf die Nothwendigkeit der weltlichen Ausbildung, der Wissenschaft und der Schönen Literatur für die volle Entwickelung des religiösen Lebens hin.

Die Stadt im Westen ist vor Allem die Stadt des Kosmopolitismus. Die Deutschen haben darin ihr besonderes Viertel, zuweilen die Hälfte der Stadt, ihre Zeitungen und ihre Clubs, die Irländer die ihrigen, die Franzosen die ihrigen. Der Mississippi ist der große Kosmopolit, der alle Völker vereinigt, ihre Thätigkeit und ihre Wohnsitze verbindet und das Leben und die Producte aller Zonen von einem Ende dieses großen Centralthales bis zu dem andern circuliren läßt.

Aber hier bleibt meine Bewunderung und meine Rede über Größe und Wachsthum des Westen stocken. Denn die Stadt des Westen bietet mir nichts Größeres und nichts Besseres als die Stadt des Osten. St.-Louis

versetzt Neuyork auf die westliche Seite des Mississippi, und San-Francisco am Stillen Meere ist blos die dritte, aber keineswegs verbesserte Auflage dieser Stadt.

Der westliche Staat, schön aufblickend in Wisconsin, sinkt in Missouri und Arkansas danieder. Der Westen ist nicht besser als der Osten auf dem amerikanischen Festlande. Wird er jemals besser werden?

Er wird eine ganz andere Entwickelung seines Charakters haben! — Aber wird diese höher und besser sein? — Wird sie der Vollkommenheit näher kommen? — Das Tausendjährige Reich, in welchem der Löwe neben dem Lamme liegen, in welchem man glücklich im Schatten seines eigenen Weinstocks und Feigenbaums sitzen wird, in welchem alle Völker friedlich zusammenkommen und „der Himmel über einer glücklichen Familie von zweihundertfünfundsiebzig Millionen menschlicher Wesen lächeln wird" — — — wird es hier erscheinen?

Ach, es ist mir hart angekommen, diesen schönen Traum aufzugeben, der vor mir strahlte, als ich in den Westen reiste, die goldene Sonne vor mir in dem gelobten Lande des Westen untergehen sah und gerade hinein in ihr Reich zu fahren schien. Ich glaube jetzt nicht mehr an diesen Traum. Er ist vorüber. Das Westland von Amerika wird nichts wesentlich Besseres geben als dessen Ostland. Keins von beiden wird der Erde das neue Paradies schenken. Wahrscheinlich wird dasselbe nie auf dieser Welt, auf dieser Erde gewonnen werden. Alles, was wir hoffen können, ist eine Annäherung an dasselbe. Und diese Annäherung beruht auf — — —

Die Aufklärung wird der Bevölkerung Nordamerikas nicht fehlen, das ist klar. Nicht blos die allgemeine Verbreitung der Volkserziehung, die große Verbreitung von billiger Lectüre, von Zeitungen, in welchen alle Gegenstände discutirt werden und die alle Fragen des Lebens anregen und beantworten, alle Gedanken des Men-

ſchengeſchlechts zu den einzelnen Menſchen bringen, unter alle Claſſen des Volkes, ſondern auch das Leben ſelbſt in dieſem Lande, welches durch Staatseinrichtungen zu einer großen bürgerlichen Erziehungsanſtalt gemacht wird, alles Dies befördert das Licht und das Wiſſen; und in dem Kampfe zwiſchen Dunkel und Licht, zwiſchen Gott und dem Mammon, der hier gekämpft wird, wird, wie in dem großen allgemeinen Weltkampfe, das Gefecht hier weit tiefer und inniger als irgendwo auf Erden ausgefochten werden und ſich immer mehr auf dem innerſten Gebiete des Willens und des Gewiſſens zuſammendrängen; denn Niemand wird künftig ſich hier entſchuldigen und ſagen können: — „Ich wußte es nicht!"

Immer klarer wird mir, daß Das, was wir von dieſer Weltbildung zu erwarten haben, kein Utopien, ſondern — — — ein Tag des Gerichts iſt, d. h. ein beſtimmter Unterſchied zwiſchen den Kindern des Lichts und der Finſterniß, zwiſchen Gut und Böſe, eine ſchnelle Annäherung zur letzten Kriſis.

Der neue Menſch in der Neuen Welt ſteht abermals an dem Scheidewege zwiſchen den Mächten der Welt, aber auf einem höhern Plateau, mit größern Kenntniſſen, mit klarerm Bewußtſein, abermals berufen, zwiſchen ihnen zu wählen.

Die Räder des Lichts rollen in immer ſchnellerm Laufe, alle Kräfte des Geiſtes und der Materie werden in den Dienſt eines mächtigen Willens genommen. Die Wege zur Hölle, wie zum Himmel haben Eiſenbahnſchnelligkeit und Dampfkraft. Die Angelegenheiten des irdiſchen Lebens eilen ihrer Entſcheidung entgegen und ich glaube die prophetiſchen Worte zu hören, welche auf der letzten Seite vom Buche des Lebens ſtehen:

— „Die Zeit iſt nahe.

„Der, welcher böſe iſt, ſei noch böſe; Der, welcher unrein iſt, ſei noch unrein. Aber Der, welcher fromm

iſt, ſei noch frömmer, und Der, welcher heilig iſt, ſei noch heiliger.

„Und ſiehe, ich komme bald, und meine Belohnung mit mir, um zu vergelten Allen und Jedem nach ihren Thaten!“

Was wird der Wagſchale der Guten das Uebergewicht geben und die Menge der Frommen, der Heiligen verdoppeln?

In dem Neujahrsgruß, den die Heerſcharen des Himmels an jenem großen Tage, von welchem die Erde eine neue Zeitrechnung begann, den Bewohnern der Erde brachten, ſangen ſie:

— „Und den Menſchen ein Wohlgefallen!“

Was wird dem Wohlgefallen bei den Menſchen Macht verleihen?

Die Staatsmänner Amerikas haben darauf geantwortet:

— „Die Verfaſſung des Staates, die freien politiſchen Inſtitutionen!“

Aber die Verfaſſung der Vereinigten Staaten hat die Sklaverei als eine „domestic-institution“ aufgenommen und vertheidigt dieſelbe auf Grund der Verfaſſung und des Rechts der freien Staaten.

Die Gelehrten Amerikas haben darauf geantwortet:

— „Die Schule, und die Erziehung des Volkes durch dieſelbe!“

Aber die Volkserziehung in der Schule ſpricht blos zum Verſtand und kann nicht anders ſprechen.

Die Verfaſſung und die Schule ſind in gleicher Maße unzureichend. Dem „Wohlgefallen“ können ſie kein neues Leben verleihen. Die Ankunft des Reiches Gottes in dem innerſten Leben des Menſchen können ſie nicht bewirken.

Die Macht dazu liegt in einer Einrichtung, die zeitiger auf der Erde und in dem Leben der Menſchen erſcheint als die Verfaſſung und die Schule.

Siehſt du am Ufer des Fluſſes, auf grünem Hügel (oder auf freiem Felde) eine beſcheidene Wohnung? Sie iſt nicht groß und nicht prachtvoll. Aber ihre Architektur iſt koſtbar, ſie ſpricht von Geſchmack und Bequemlichkeit. Eine Veranda oder Piazza mit ſchönem Gitterwerk, an welchem ſich die Weinrebe und die duftende Clematis, Roſen und Geisblatt hinaufranken, umgibt das Haus, und außen herum ſtehen Bäume aus faſt allen Zonen. Du ſiehſt Ahornbäume, Ulmen und Linden, Eichen und Kaſtanien, Wallnußbäume und Robinia, Ailanthus und Sykomoren, Cedern und Magnolia, Cypreſſen und Myrten, in den nördlichern Staaten auch Tannen und Fichten, neben einer Menge ſchöner duftender Blumen. Sie umgeben das Haus genug, um ſchattenreiche Ruheplätze zu gewähren — nicht genug, um die Ausſicht zu verſchließen, die ſtets offen bleibt und die Bewohner des Hauſes in eine weite ſchöne Natur blicken läßt.

Du ſiehſt das Haus in Nordamerika, das Haus ſo, wie es in ſeinen Hauptzügen in allen deſſen einzelnen Staaten daſteht, ſowol auf den Anhöhen von Maſſachuſetts und Minneſota als in den duftreichen Waldungen Südcarolinas und in dem weiten Prairieland des Weſten. Und dieſes Haus verdient oft den Namen, den das Haus in unſerm alten Norden führt, den Namen eines heiligen Raums. Das Feuer auf dem häuslichen Herd brennt in keinem Lande heller oder wird von reinern Händen genährt als in den Häuſern der Vereinigten Staaten. Es iſt mir eine Freude, dies mit Kenntniß und Ueberzeugung ſagen zu können. In keinem Lande habe ich das Haus ſo allgemein mit einem ſchönen Aeußern und wie ein Augapfel gehütet geſehen. Nirgends ſcheint mir der Menſch beſſer verſtanden zu haben, dem Winke zu folgen, den der Schöpfer gegeben hat, als er, da er Adam erſchuf, ihn nicht in eine Stadt, ſondern in einen Garten ſetzte. Auch der amerikaniſchen Stadt ſcheint übel zu Muthe zu werden, wenn ſie an-

fängt, sich in dicht aneinander gebaute Häuser zusammen zu drängen; und man möchte sagen, daß die Häuser sich dann gleichsam beeilen, auseinander zu kommen und, obgleich sie in Reihen dastehen und Straßen und Plätze bilden, bald einen freien Raum zwischen sich bringen und sich mit grünen Plätzen voller Bäume und Blumen umgeben. Und je größer dieser grüne, schattenreiche, blumengeschmückte Platz ist, desto heiterer erscheint das amerikanische Haus. Es liegt gern allein für sich, aber in zahlreicher Gesellschaft, und gönnt andern ebenso gern Gutes wie sich. Ordnung, Behaglichkeit, Sauberkeit und wirklicher Luxus an Bäumen und Blumen zeichnet das Haus in der Neuen Welt aus. Und dieses Haus ist die erste Welt des Kindes, des neuen Menschen.

Es ist das Haus, es ist das Herz des Hauses und die Pflegerin des heiligen Feuers auf dessen Herd, was ich für einen Vorzug des neuen Menschen auf dem Schauplatz der Neuen Welt halte, um den Sieg in dem Kampfe zwischen den beiden Weltmächten davonzutragen. Viele und tüchtige Kämpfer für die gute Sache zu gewinnen, darum handelt es sich. Das Herz zu gewinnen und den Willen gut und stark zu machen, das ist die Hauptsache.

Ich habe meine Hoffnung auf die Schwachen und auf Den gesetzt, der in den Schwachen mächtig ist. Es ist mir gewiß, daß von ihnen Alles abhängt. Und wenn sie zurückweichen oder nicht hinauf bis an die Größe ihres Berufs gelangen, dann ist Alles verloren. Denn nie war ihr höchster Einfluß so erfoderlich wie hier im Lande des freien Willens. Höre, was Horace Mann über die Macht aller Triebe zu einer unbegrenzten Entwickelung in den Vereinigten Staaten sagt.

„Kann das Haus, kann die amerikanische Mutter gegenwärtig das Leben und die Kraft verleihen, welche erfoderlich sind?

„Ich muß diese Frage mit Nein beantworten. Nein, sie können es nicht bei ihrem gegenwärtigen Bil-

dungsgrade! Und wenn man auch mit Recht manche einzelne Ausnahme loben mag, so ist doch gewiß, daß das Haus in der Neuen wie in der Alten Welt im Allgemeinen seiner Aufgabe nicht gewachsen ist und daß das Weib, wie früher, auch jetzt noch fast isolirt im Hause und im geselligen Leben steht, nicht heimisch in dem bürgerlichen Leben, ohne höheres Bewußtsein von dem Verhältniß des Hauses zu diesem und von dem Verhältniß der Moral, der Religion (oder der höhern Politik) zu den Fragen der Gesellschaft und zu dem politischen Leben, ohne Bewußtsein seines eigenen Berufs und seiner Verantwortlichkeit als christliche Staatsbürgerin. Wie soll sie da den Bürger bilden können, wie soll sie da in dem Herzen des Kindes ein heiliges Feuer für das Wohl des Vaterlandes anzünden können, wie soll sie streben können, in den socialen Verhältnissen, in den politischen Fragen dieselbe Reinheit des Gewissens, denselben heiligen Ernst, wie in der Welt des Hauses, anzuwenden?"

Die Frauen der Quäker sind die einzigen, die im Allgemeinen mehr zu einem staatsbürgerlichen Bewußtsein erwacht sind. Aber sie bilden blos einen kleinen Haufen.

Wie die größere Menge sich erheben und dadurch das ganze künftige Geschlecht erheben, wie das Haus die größte und beste Schule des Staates werden könnte — eine Hochschule des Lebens — darüber habe ich meine Gedanken; allein ich will ein andermal mehr davon sagen.

Es ist eine Freude für mich, zu hören und zu sehen, daß eine Ahnung davon sich den Weg zu der allgemeinen Meinung dieses Landes, sowol bei Männern als bei Frauen, zu bahnen beginnt. Es ist meine Hoffnung, daß diese höhere Entwickelung auf dem Boden Amerikas vor sich gehen wird. Und nun will ich diesen Gegenstand mit den Worten schließen, die ich neulich bei einem amerikanischen Schriftsteller gelesen habe:

— „Die Finſterniß der Mutter wirft ihren Schatten über ihre Kinder, und Wolken und Finſterniß werden über deren Nachkommen liegen, bis der Tag von oben herab zu grauen beginnt!“

Und nun laß mich Einiges über die Bevölkerung Amerikas ſagen. Der Reiſende, welcher in den Vereinigten Staaten eine große Einförmigkeit und Gleichheit bei der Bevölkerung daſelbſt gefunden haben will, hat nur die Außenſeite geſehen. Da iſt wirklich eine große, eine allzu große Einförmigkeit in der Kleidertracht, in der Redeweiſe, im ganzen Weſen. (Denn, ein Bischen Coſtüm, welches die Individualität fein andeutet, gehört zu einem vollſtändig ausgeprägten Charakter.) Man wird von dem einen Ende der Union bis zu dem andern dieſelben Fragen über Jenny Lind, dieſelbe Redeweiſe beim Beginn der Converſation, denſelben „letzten Gedanken von Weber“ auf dem Piano hören. Aber hinterdrein bemerkt ein aufmerkſamer Beobachter bald, daß der Charakter und die Individualität ihr volles Recht in Anſpruch nehmen; und ich habe nirgends ſo wie hier den Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch gefühlt und eine ſo große Unähnlichkeit zwiſchen Mann und Mann geſehen, ohne alle Einwirkung von Kunſt, Stand, Uniform oder äußern Umſtänden. Hier ſteht der Transſcendentaliſt, der die Erde tritt, als wäre er ein Gott, der die Menſchen auffodert, Götter zu werden, und der uns durch die Schönheit ſeines Weſens und ſeiner Natur eine höhere Idee von der menſchlichen Natur beibringt; — und da ſteht der Erdeſſer, der im Walde lebt, ohne Schule, ohne Kirche, zuweilen ohne ein Wohnhaus, und von einer krankhaften Leidenſchaft getrieben wird, Erde zu eſſen, bis er — von ihrer Schwerkraft dämoniſch angezogen — in ihr ſein Grab findet; — hier iſt der Spiritualiſt, der von Brot, Waſſer und Früchten, die das Licht gereift hat, lebt, um ſich von aller Beſchmuzung mit irgend einem groben Stoff reinzuhalten,

und der das Christenthum nicht rein genug für seinen verdünnten Aether findet; — da ist der edle Socialist, der blos lebt, um zu geben, wohlzuthun, zu segnen; — neben ihm der Mammonsverehrer, der Alles unter seine Füße tritt und nichts Heiliges anerkennt, Nichts, was er nicht seinem Abgott — seinem Ich — opfern möchte und zu opfern sucht. Alle Contraste der Natur, des Charakters, der Stimmung und des Strebens, die sich in der menschlichen Natur denken lassen, finden sich hier und müssen sich hier durch ein immer bestimmteres geistiges Leben aussprechen.

Inzwischen ist es unverkennbar, daß Dasjenige, was das Volk und das Staatsleben der Vereinigten Staaten als etwas Eigenthümliches charakterisirt, das Bewußtsein eines höhern menschlichen und bürgerlichen Lebens und das Streben, dasselbe zu erreichen, ist. Ueberall, wohin ich gekommen bin, habe ich die allgemeine Meinung wach dafür gefunden, wenn sie auch theilweise für die Anwendung desselben auf gewisse einzelne Fälle oder Institutionen schlummerte. Und überall habe ich gefunden, daß diejenigen Personen, welche im Staate oder im geselligen Leben durch die Benennung „unsere besten Männer" oder „unsere besten Frauen" ausgezeichnet werden, durch Intelligenz und thätige Menschenliebe wirklich ausgezeichnet sind. Es hat mich überrascht, wie man überall in der Gesellschaft bei so großer Verschiedenheit sich so gleich in der Beurtheilung und Benennung der Individuen ist, welche sich in jedem Kreise auszeichnen.

Nordamerika hat vielleicht nicht solche pittoreske Menschengestalten, pittoresk durch Charakter, Umgebungen und Umstände, aufzuweisen wie Europa. Aber es wird wahrscheinlich reicher an harmonischen Gestalten werden, an solchen, die in einer schönen und milden Menschlichkeit den Menschen und den Staatsbürger vereinigen.

Ich glaube nicht, daß in irgend einem Lande von

einzelnen Privatpersonen, besonders in den sklavenfreien Staaten, so viel für das Allgemeine geschieht wie hier. Der Sinn für das allgemeine Beste, für die Besserung des Landes und des Volkes, für die Erhebung der Menschheit dürfte wol nirgend so lebendig und so thätig sein wie dort. Das Volk in den Vereinigten Staaten hat ein warmes Herz. Und was diesem Volke ein ewiges Recht auf Erfolge gibt, das ist seine Nachfolge Christi. Ich sage das Volk der Vereinigten Staaten, und ich bleibe dabei. Nimm den südlichen Staaten die Sklaverei (und sie wird einmal verschwinden, denn sie wird durch das Christenthum und durch die Auswanderung aus dem Norden bereits verdrängt), und du wirst dort dasselbe Herz, denselben Geist finden.

Das Recht der nordamerikanischen Bevölkerung, als ein Volk, als ein von den übrigen Völkern der Erde verschiedenes Volk betrachtet zu werden, liegt schon in dem Charakter seiner ersten Auswanderercolonien, welche die eigentlichen Schöpfer der staatlichen Verbindung der Neuen Welt sind und derselben ihren Geist eingegossen haben. Sie waren theils Glaubenshelden, wie Puritaner, Hugenotten und Herrnhuter, theils warmfühlende Seelen, wie Fox, Penn, Ogelthorpe, die in der Alten Welt den Raum zu beengt fanden und in die Neue Welt übersiedelten, um daselbst ihre Brüdergemeinden zu gründen und eine schönere Menschheit zu schaffen. Amerikas erstes Volk ging von Europas stärksten und besten Leuten aus.

Ich möchte dir nun gern Etwas von Amerikas besten Männern und Frauen sagen, die ich auf meiner Pilgerreise im Lande kennen gelernt habe; von diesen Männern, so einfach, so mild, aber bei aller ihrer Anspruchslosigkeit dennoch so stark, so männlich in ihrer Wirksamkeit als Bürger, Gatten, Väter und Freunde; von diesen Frauen, so gut und mütterlich, so sanft in ihrem Wesen, so fest in ihren Grundsätzen, in der Wahr-

heit ruhend, wie die Blume im Sonnenlicht; von den Häusern, den glücklichen, den schönen, in denen ich Tage, Wochen, Monate hindurch ein so glücklicher Gast gewesen bin! Denn meine Reise in Amerika war und ist noch jetzt eine Reihe von vertraulichen Besuchen in Häusern, die sich mir in allen Staaten Amerikas geöffnet haben und in denen ich nicht wie ein Fremdling, sondern wie eine Schwester mit ihren Schwestern und Brüdern gelebt habe, über alle Gegenstände so offen mit ihnen sprechend, wie man im Himmel sprechen kann. Was ich darin an wahrem christlichen Leben, an Wahrheitsliebe, an Güte, Wärme und offenem Sinn für alles menschliche Große und Gute gefunden habe, ist mehr als ich aussprechen kann. Und die Bekanntschaft mit einigen schönen, eigenthümlichen Charakteren wird meine Seele stets bereichern. Nirgends habe ich eine reichere Gastfreundschaft, eine überfließendere Herzlichkeit gefunden.

Und wenn ich einen Ausdruck suchen sollte, den eigenthümlichen Charakter der Menschen in der Neuen Welt zu bezeichnen, so würde ich keinen wahrern finden als: schöne Menschlichkeit.

Wenn ich mir ein Millennium im Mississippithal denke, einen Ruhepunkt in der Geschichte der Erde, wo der Satan gebunden ist und Liebe, Schönheit, Freiheit und Fülle des Lebens Allen zu Theil wird, dann sehe ich hier Männer und Frauen, so wie meine Freunde sind, Häuser, so wie deren Häuser sind, und von diesen Häusern aus Oceanaussichten über blumenbedeckte Prairien, goldgelbe Maisfelder, mächtige Flüsse, alle Schätze der Erde zu allen Menschen tragend, und darüber die frischen sanften Winde, die helle Sonne — die herrliche Heimat der Hesperiden!

Daß das Mississippithal durch die zahlreichen verschiedenen Völker, von denen es bewohnt wird, und durch die Verschiedenheit der Natur und seines Klimas künftig ein Volksleben von ganz neuer Art mit unendlichen Ab-

wechſelungen von Leben und Laune, ein ganz neues Bild der menſchlichen Geſellſchaft auf Erden darſtellen wird, iſt nicht ſchwer vorauszuſehen. Aber wie wird die Spitze der ungeheuern Pyramide ausſehen, zu welcher jetzt der Grund gelegt wird? — Eins ſcheint mir beſtimmt zu ſein: — der Bürger des Miſſiſſippithales muß Weltbürger, der univerſale Menſch par excellence werden.

Ich will verſuchen, einige Züge von dem gemeinſamen Schauplatze des neuen großen Drama zu geben, (eines Dramas, das in Nordamerika aufgeführt wird), und von den dramatiſchen Perſonen und Gruppen, welche darin auftreten. Denn Diejenigen, welche in dem Leben der Vereinigten Staaten blos Einförmigkeit oder Unordnung geſehen haben, haben es — — — entweder gar nicht oder nur mit befangenen Blicken geſehen. Nichts überraſcht mich ſo ſehr in dieſer Welt- und Staatenbildung wie dieſe breiten dramatiſchen Charaktere.

Siehe zuerſt den Schauplatz!

Da ſiehſt du zwei ungeheure Thalſtrecken zwiſchen drei Gebirgsketten, von dem ſchneekalten Norden bis zu dem glühenden Süden reichend, das Alleghany-, das Felſengebirge und die Sierra Nevada oder die Schneegebirgskette — welche letztere ſich in Centralamerika und in Südamerikas Cordilleren und Anden fortſetzt —, in deren Oſten und Süden ſich das Land gegen zwei Weltmeere abflacht.

Was — wie überall — den Boden zwiſchen den Gebirgsketten und dem Meere auszeichnet, iſt die Fruchtbarkeit deſſelben und ſein von ſchiffbaren Flüſſen und Seen durchſchnittenes Terrain. Kein Land iſt ſo gut bewäſſert wie Nordamerika, und bietet eine ſo reiche Gelegenheit zur Circulation des Lebens. Und kein Land bietet ſo viel Zugang zu Schönheiten, Klimaten und Producten aller Zonen.

Auf dieſem großen Schauplatze ſehe ich verſchiedene

Staatengruppen mit verſchiedenen Charakteren und Lebensbedingungen, vereint durch den Zuſammenhang der Sitten, Sprache und Verfaſſung, ſowie durch die äußere und innere Circulation des Lebens.

Zuerſt kommen die Staaten Neuenglands mit den Abkömmlingen der Puritaner, geſetzgebend und erziehend, raſtloſe Vikinger und Helden des Friedenslebens. Die Naturſcenerie dieſer Staaten erinnert an unſern ſkandinaviſchen Norden. Maſſachuſetts hat Schwedens romantiſche Seen und gebrochene Landſchaften; Neuhampſhire hat Norwegens Felſenthäler und weiße Berge.

Neuyork und Pennſylvanien, der Kaiſerſtaat und der Quäkerſtaat mit milderm Klima wetteifern miteinander in Bezug auf Volksmenge, Reichthum und Naturſchönheiten. Flüſſe und Thäler werden breiter. Das Handelsleben wächſt wie ein Rieſe.

Virginia, die beiden Carolina, Georgia und Florida in Südoſten bilden eine andere Gruppe mit den Nachkommen der Cavaliere, mit Plantagen und Sklaven, Staaten mit einem ſtarken conſervativen Leben und maleriſcher Schönheit, allein bis jetzt noch ohne ein höheres ſociales Streben.

Dieſe nördlichen und ſüdlichen Staaten liegen zwiſchen dem Alleghanygebirge und dem atlantiſchen (öſtlichen) Meere.

Auf der andern Seite dieſes Gebirges haſt du das Miſſiſſippithal und die Miſſiſſippiſtaaten; im Norden die jungen, freien, mit freien Inſtitutionen und zunehmender Bevölkerung von Deutſchen und Skandinaviern, mit zunehmendem Licht- und Freiheitsleben; im Süden der letztern die Sklavenſtaaten mit ein paar großen Städten und mit einer darin prunkenden Civiliſation, aber im Uebrigen noch Wildniß und ſehr viel Roheit, die durch alle Baumwolle und allen Zucker nicht bedeckt werden kann.

Weſtlich vom Miſſiſſippi ſetzt ſich der Unterſchied zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Staaten fort. Die Ar-

beiten der Urbarmachung haben hier eben erſt begonnen. Du findeſt an den Quellen des Miſſiſſippi gegen Norden noch Feuer und Hütten der Indianer, und längs der rothen Flüſſe in Arkanſas und Louiſiana im Süden Moräſte und Heidenthum.

Weſtlich von dieſen Miſſiſſippiſtaaten liegt Texas, mit dem Rio Grande (oder Rio Bravo) zur Grenze im Weſten und dem Mexicaniſchen Meerbuſen im Süden, ein ungeheures Gebiet, an deſſen fruchtbaren Flußufern ſich gegenwärtig der Strom der Auswanderung zu ſammeln anfängt. Der obere Theil dieſes Staates erhebt ſich allmälig zur Gebirgsbildung und vereinigt ſich im Nordweſten mit Neumexico, der letzten Eroberung der Vereinigten Staaten, das ſchöne Thalflächen im Süden hat, weſtlich aber ſich bis ins Felſengebirge erſtreckt und in deſſen Armen erſtarrt.

Zwiſchen dieſen Staaten und den Miſſiſſippiſtaaten liegt das große Jagdgefilde der wilden Indianer, das geheimnißvolle Nebraska, zum größern Theil — wie ich mir habe ſagen laſſen — ein einförmiges Steppenland. Es erſtreckt ſich im Norden bis nach Canada. Der wilde Miſſouri wälzt ſich in tauſend keilförmigen Buchten hindurch. Es hat große Prairien und auch große Flüſſe, Büffel und kriegeriſche Indianerhorden. Blos ein Theil von dieſer ungeheuern Wüſte zwiſchen Miſſouri und Texas wird von einem friedlichen aufblühenden Indianerſtamme bewohnt, der jedenfalls auch einmal als ein ſelbſtſtändiger chriſtlicher Indianerſtaat in die große Union eintreten wird. (Das würde für die Bevölkerung Nordamerikas eine ſchönere Eroberung ſein als die, durch welche ſie Neumexico und Texas erwarb!)

Wir kommen nun an das Felſengebirge, eine Strecke von unregelmäßigen kühnen Gebirgsbildungen, merkwürdiger durch ſeine phantaſtiſchen Formen und Maſſen als durch ſeine Höhe. Weſtlich von dieſem Gebirge dehnen ſich die ſogenannten Pacificſtaaten aus, Oregon (blos

noch ein ungeheures Territorium) und Californien, in deſſen oberm Bezirk oder Alta-California der Mormonenſtaat Deſeret (oder Utah) an dem fruchtbaren Ufer des großen Salzſees aufblüht, chriſtlich in ſeinem Glauben und Bekenntniß, hierarchiſch in ſeiner Regierungsform.

Dieſe Staaten längs der Küſte des Stillen Meeres, durchſchnitten von der hohen Sierra-Nevada-Gebirgskette, beſitzen alle Klimate und Producte, welche zwiſchen der Schneeregion und tropiſch warmen Thälern erzeugt werden können.

Oregon iſt reich an Lachſen und an Wäldern; Californien, wie die Welt weiß, reich an Gold. Und nun ſind wir an der Küſte des Stillen Meeres, wo wir einſtweilen ruhen wollen. Ich war nahe daran, von dieſer großen Promenade müde zu werden. Die Nordamerikaner ruhen nicht eher, als bis ſie den ganzen ſüdlichen Theil von Amerika in die Union aufgenommen haben. Schon ſind ſie mit ihren Eiſenbahnen, Kanälen, Handelsläden, Wohnhäuſern, Kirchen und Schulen bis nach Panama gekommen. Und von dem Lande zwiſchen Panama und dem Rio Grande (d. h. von dem ganzen Central-Mexico) ſprechen ſie ganz ruhig: — „Wenn dieſes Land unſer iſt, ſo u. ſ. w.“

Ich will dir nichts über die Verfaſſung dieſer Staaten, über ihre Inſtitutionen und ihr Verhältniß zur Geſammtregierung ſagen. Du kennſt ſchon lange und beſſer, als ich zu beſchreiben im Stande bin, dieſe merkwürdige Staatsverfaſſung, die dem Wetteifer der Entwickelung nicht blos der Individuen, ſondern auch der Gemeinden und Staaten, ein ſo grenzenloſes Gebiet und einen ſo ſtarken Antrieb gewährt. Ihre Entwickelung ſcheint mir mehr als alles Andere zu beweiſen, daß die Schickſale der Völker von der Hand der Vorſehung ſchon vorgezeichnet ſind, bevor dieſelben ſelbſt thätig darin eingreifen. Sie müſſen die Pläne der Vorſehung ausführen, und es fragt ſich blos, ob ſie es gut oder ſchlecht thun.

Es ist augenscheinlich, daß die Stifter der amerikanischen Republik, Washington und seine Männer, keinen philosophischen Ueberblick über das Werk hatten, welches sie ausführten, keine Idee von der Zukunft, zu welcher sie den Grund legten. Sie folgten dem Winke der Nothwendigkeit. Sie thaten, was sie thun mußten. Aber sie wußten nicht, was sie thaten. Und lange wuchsen die Freistaaten wie die Lilien auf dem Felde in Gottes Sonnenschein, ohne daß sie wußten, wohin und warum.

Erst seit einiger Zeit beginnt ein Theil von ihnen zum Bewußtsein der großen Mission zu erwachen, zu deren Ausführung sie berufen sind: — die sociale und politische Befreiung der Menschheit.

Die starke Beweglichkeit und Circulation im öffentlichen Leben, der beständige Wechsel der Beamten in allen Departements der Regierung, die Absetzbarkeit der Beamten während des kurzen Zeitraums von höchstens vier Jahren hat ganz Europa den Kopf schütteln lassen, und ich vermuthe, Asien würde, wenn es gekonnt hätte, die Achseln auf eine Weise gezuckt haben, welche die chinesische Mauer umgestürzt haben würde. Und auch hier im Lande schütteln manche weise Männer bedenklich den Kopf über die eine oder die andere ungewöhnliche Anwendung des Rotationsprincips. So z. B. hörte ich in den jungen Mississippistaaten ernstlich über die Leichtigkeit klagen, mit welcher den Auswanderern, wenn sie auch aus dem rohern Theile der Bevölkerung Europas bestehen, das Stimmrecht ertheilt wird. Nach einem einjährigen Aufenthalt im Staate erhalten sie das Recht, bei der alljährlich wiederkehrenden Wahl der Beamten ihre Stimmen mit abzugeben. Daher rührt der Einfluß gemeiner und käuflicher Agitatoren, daher rührt die Schwierigkeit für die besten Männer, zur Regierung zu gelangen; denn die besten Männer verschmähen die Mittel, welche die Schlechten nicht verschmähen, um populäre

Candidaten zu werden oder um sich in den Stellen zu behaupten, welche sie einmal erhalten haben.

Es fällt mir jedoch schwer, diesen Umstand anders als wie einen Uebergangspunkt in der großen Volkserziehung, die hier stattfindet, zu betrachten. Und namentlich scheint Wisconsin die rechte Art und Weise, der Gefahr zu begegnen, mit Kraft erfaßt zu haben, indem es durch große und tüchtige Erziehungsanstalten für Jünglinge und Jungfrauen dem Staate eine lichte Zukunft durch die Gewalt der Besten vorbereitet.

Ich reiste in den nordwestlichen Mississippistaaten gerade während der Zeit, als die jährlichen Wahlen der Beamten begannen. Diese Wahlen und die Auftritte, welche durch sie veranlaßt wurden, kommen mir wie eine Art von politischen Spielen oder wie Wettrennen vor. Und der Geist, welcher die Spieler oder die Kämpfer auf diesem Felde treibt, ist oft wenig besser als der, welcher die Spieler in den ordinären Spielhäusern beseelt. Die spielenden und kämpfenden Parteien, die Whigs und Demokraten, scheuen sich zuweilen — — zu wenig, ihre Candidaten anzupreisen oder die der entgegengesetzten Partei herabzusetzen. Man schreibt in den Zeitungen, schmäht und lügt, schreit von Verrätherei und von Gefahr für das Vaterland, zieht Flaggen auf und hängt große Stücken Leinwand auf die Straßen mit Inschriften warnenden oder ermahnenden Inhalts: — „Nehmt euch vor den Whigs in Acht!" — „Die Demokraten sind Mordbrenner!" — „Stimmt für die Whigs, ihr wahren Freunde des Vaterlands!" — „Stimmt für die Demokraten, ihr Vertheidiger der Volksrechte!" — und so weiter. Je näher der Wahltag kommt, desto stärker wird die Agitation, desto heftiger das Geschrei, die persönlichen Schmähungen und Drohungen. Man sollte glauben, die Brandfackel würde in jede Stadt geworfen, die Union in Stücken zerschlagen und jeder Bürger derselben in die Luft gesprengt werden. Bei allem Diesen

mußte ich doch an die beiden Männer denken, die ich am Ufer des Hudſon, jeden für ſein Dampfboot, Paſſagiere anwerben und den Gegner beſchimpfen, einander zornige Worte und drohende Blicke zuwerfen ſah und hörte, während ihr Mund ſich oft zu einem Lächeln zu verziehen ſchien, wenn ſie einen recht großartigen Unſinn geſprochen hatten. Ich mußte daran denken, wie ich Mr. Downing fragte: — „Was hat das zu bedeuten!“ — Und ich mußte daran denken, wie dieſer mir lächelnd antwortete: — „Es hat gar nichts zu bedeuten. Es iſt die Oppoſition zwiſchen zwei Dampfſchiffbeſitzern, und dieſe Kerle ſpielen an jedem Tage dieſelbe Rolle!“

Vieles von dieſer großen politiſchen Agitation bei der Wahl hat dieſelbe Bedeutung — das iſt nicht zu leugnen.

Der Wahltag kommt. Die Wahlmänner und ihre Söldner haben Bayonnete in ihren Blicken und Worten. Die Wahlurne wird im Kreiſe aufgeſtellt. Alles wird ſtill. Die Stimmzettel werden in ſtiller Ordnung in die Wahlurne geworfen. Pauſe. Die Wahlurne wird ausgeleert; die Stimmzettel werden vorgeleſen und gezählt; die Wahl wird verkündet; die Beamten ſind auf ein Jahr oder auf zwei Jahre (der Gouverneur wird in einigen Staaten auf vier Jahre gewählt, wie der Präſident der Vereinigten Staaten, in andern Staaten blos auf zwei Jahre, in andern wieder auf ein Jahr) gewählt und Alles iſt geſagt. Niemand ſagt ein Wort des Widerſpruchs dagegen, ſondern Jeder geht ſeines Wegs nach Hauſe, bereit, der neugewählten Obrigkeit zu gehorchen, und tröſtet ſich, wie Jakob Ehrlich, damit: — „Ein andermal wird's beſſer!“ — Raketen ſteigen am ſtillen Abend dem ſiegenden Candidaten zu Ehren auf. Und die ganze Stadt geht zu Bett und ſchläft ruhig.

Dieſe ganze Wahlagitation, bei welcher das Volk ſeine Redefähigkeit, oder wenigſtens ſeine Fähigkeit, Acht zu geben und öffentlich zu ſprechen, übt, kommt mir gerade wie das Sicherheitsventil auf einem Dampfſchiff

vor, durch welches ein Theil des überflüssigen Dampfes hinausgelassen wird, um in der Luft zu verdunsten. Es ist indessen nicht davon die Rede, ob nicht die Dampfkraft in der Staatsmaschine auf eine bessere Weise angewendet werden könnte; und es fällt mir schwer, mich nicht dem Glauben hinzugeben, die Bevölkerung der Vereinigten Staaten werde künftig etwas mehr Beständigkeit in seine Regierungsweise zu bringen suchen, indem sie den Regierungsbeamten eine längere Zeit zum Vertrautwerden mit ihren Geschäften verstattet und dem wahren Talent mehr Spielraum, dagegen der Demagogie weniger freien Spielraum läßt.

Allein auch bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge scheint mir kein hervorragendes Talent oder kein großer Charakter in den Vereinigten Staaten Gefahr zu laufen, für die Anwendung seiner vollen Kraft keine Gelegenheit zu finden. Der beste Beweis dafür sind wol die ausgezeichneten Staatsmänner, Richter und Geistlichen, welche Jahr auf Jahr den Senat, die Richterstühle und die Kanzeln schmücken, und mit denen das Volk sich ebenso schmückt und preist wie monarchische Staaten mit ihren Königen und Helden. Es sind hauptsächlich die mittelmäßigen und halbfertigen Fähigkeiten, welche in diese heftige Rotation gezogen werden und darin auf- und niedertreiben, bis sie so viel Kraft oder Fertigkeit gewonnen haben, auf irgend einem Punkte festzustehen.

Es ist ein anderes Bewegungsprincip, welches mir in den Vereinigten Staaten als eine mehr schaffende oder wenigstens organisirende Macht erscheint: — die Associationsbewegung. Die Association, schon auf die föderale Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten gegründet — eine Association von Staaten auf einer gemeinsamen Grundlage oder Constitution — lebt wie ein Grundzug in dem Leben des Volkes fort. Dieses Volk associirt sich so leicht, wie es athmet. So oft irgend ein

Intereſſe, irgend eine Frage in der Geſellſchaft auftaucht und das allgemeine Intereſſe anregt, wird ſogleich eine Zuſammenkunft oder eine „Convention" veranſtaltet, um es in Betracht zu ziehen. Sogleich fliegen auf den Schwingen des Dampfes von allen Ecken und Enden der Stadt oder des Staates oder aus allen Staaten der Union alle Diejenigen herbei, die ein Intereſſe für die Frage oder für den Gegenſtand fühlen, und finden ſich an dem beſtimmten Tage und zur beſtimmten Stunde auf dem beſtimmten Zuſammenkunftsorte ein. Schnell füllen ſich die Hôtels und Boardingshäuſer der Stadt. Man kommt in dem großen Verſammlungsſaal zuſammen, man ſchüttelt einander die Hände, man macht Bekanntſchaften, man hält Reden, man ſtimmt ab, man faßt Beſchlüſſe — — — und im nächſten Augenblick befinden ſich auch die Reden und die Beſchlüſſe ſchon unter der Preſſe. Durch die ganze Union fliegt nun auf den Schwingen von tauſend Tageblättern, was die Verſammlung oder die „Convention" beſchloſſen hat. Dieſe Beſchlüſſe können übrigens zuweilen blos die Aeußerungen der verſchiedenen Anſichten ſein (z. B. man hält „Indignation-meetings", wenn man ſeine Misbilligung über öffentliche Perſonen oder Handlungen recht ſtark ausdrücken will); aber bewundernswürdig iſt allemal die Fertigkeit und das „savoir faire", womit dieſes Volk bei ſeiner Selbſtregierung zu Werke geht, und die Beſtimmtheit und Schnelligkeit, womit es von der Berathung zum „resolved"*) übergeht. In den volkreichen freien Staaten

*) Einen glänzenden Beweis von dieſem „savoir faire" in der Selbſtregierung gibt gegenwärtig die ſtaatliche Organiſation von Californien. Während einiger Jahre ſind die wildeſten Abenteurer von allen Völkern und aus allen Ländern in der Raſerei des Goldfiebers dorthin geſtürzt. Aber die Beſten der Bevölkerung ſchloſſen ſich aneinander und organiſirten die Vertheidigung, Geſetzgebung und bürgerliche Ordnung, ſodaß Californien, in aller

gehören Zusammenkünfte des Volkes innerhalb gewisser Gewerbe und landwirthschaftliche Zusammenkünfte der Landbauer zur Ordnung des Tages. So hört man jetzt von „industriellen Congressen" im Staate Neuyork sprechen, wo die Mitglieder mehrer Innungen von verwandter Art allmonatlich zusammenkommen. So werden in den jungen Staaten Michigan und Illinois bereits „Agricultural fairs" gehalten, in welchen die Landbauer dieser Staaten die reichen Producte des Landes vorzeigen.

In Cincinnati wie in Neuyork und in den dazwischen liegenden großen Handelsstaaten Pittsburg, Harrisburg u. m. a. haben „Mechanic- und Mercantil-Associationen" ihre besondern Versammlungshäuser, Bibliotheken, Geschäftszimmer und Gesellschaften in großartiger Maße. Die Associationen von gleicher Art stehen in Verbindung miteinander. Ein Arbeiter z. B., dem in den östlichen Städten Arbeit fehlt, wird durch die Association bei Mitgliedern derselben in den westlichen Städten untergebracht, und durch diese letztern, wenn es nöthig ist, auch noch weiter im Westen, wo für alle arbeitsamen Hände Arbeit vollauf vorhanden ist.

Das Leben in diesem Lande braucht nicht zu stocken oder zu vermodern. Die Gefahren liegen nach einer ganz andern Richtung hin. Aber diese freie Association ist augenscheinlich ein ordnendes und sicherstellendes Lebensprincip, berufen, den umherschwebenden Atomen und den losgelassenen Elementen Gesetze und einen Mittelpunkt zu geben.

Schnelligkeit zu einer Bevölkerung von 200,000 Personen gewachsen, gegenwärtig als ein vollständig geordneter Staat im Kreise der freien Staaten der Union dasteht. Auch die Chinesen, die zu Tausenden nach Californien geeilt sind, ordnen sich und leben in friedlichen Gemeinden zusammen unter der mächtigen Hand der Anglo-Amerikaner.

Unter den verschiedenen dramatischen Zusammenkünften und Auftritten, in denen sich die menschliche Natur und das Volksleben auf dem Boden der Neuen Welt ausspricht, will ich die kleinen Gemeinden der Socialisten erwähnen, welche das Staatsleben regeneriren wollen (aber, wie alle außer der Shakergemeinde, welche keine Kinder hat, schlechte Geschäfte machen), — die tanzenden Shaker, die stummen Quäkerversammlungen, die vielversprechenden Antisaveryzusammenkünfte, die religiösen Feste (Camp-meetings) des Nachts in den Wäldern und die Taufen an den Ufern der Flüsse, schön und bedeutungsvoll, besonders wenn sie den Kindern Afrikas gelten. Versammlungen für die Rechte der Frauen, in denen sowol Frauen als Männer auftreten und für die bürgerlichen Rechte der Frauen sprechen, habe ich bis jetzt noch nicht besucht, werde aber die erste Gelegenheit benutzen, sie zu besuchen. Sie sind zuerst in Ohio entstanden, werden aber in den Staaten Neuenglands am besten fortgesetzt — belächelt und lächerlich gemacht von Vielen, besucht und unterstützt ebenfalls von Vielen. Auch sie bilden einen bemerkbaren Theil des großen Dramas, welches hier aufgeführt wird. Denn Alles, was gebunden in Europa lebt, das kommt in Amerika frei empor, es nimmt eine Form an, baut eine Kirche, schließt eine Verbindung, gibt sich einen Namen, spricht sich aus und findet Gehör, Prüfung, Untersuchung und — Beurtheilung, d. h. Zeit und Gelegenheit, zu steigen und zu fallen, je nach seinem Gehalt und nach seiner Kraft.

Zu dem Dramatischen und Malerischen in dem Leben von Amerika gehören auch die Scenen aus dem Leben der Indianer und der Neger auf dessen Boden, die wilden Tänze der Erstern in den Prairien des Westen, die sanften Gesänge der Letztern in den duftreichen Wäldern des Süden.

Die amerikanische Regierung hat sich in Beziehung auf die Behandlung der Indianer keinen geringen Vor-

wurf zu machen. In der neuern Zeit ist jedoch diese Behandlung etwas gerechter und milder geworden. Man kauft ihnen ihr Land ab, man verdrängt sie mit guten Manieren und mit Geld daraus, man erläßt Verbote gegen die Einführung starker Getränke unter ihnen und — begünstigt das Missionswerk in seinen Bestrebungen, ihnen das Christenthum und die Civilisation zu bringen. Allein das Missionswerk richtet nicht viel aus. Die rothen Männer, die sich für die am meisten begünstigten Geschöpfe des großen Geistes halten, ziehen sich in die Wildniß zurück und — — — sterben. Nur eine kleine Anzahl von ihnen ist zu dem Glauben, zu den Sitten und zu der Regierungsform der Weißen übergegangen.

Größer ist der Erfolg des Christenthums bei den Negern. Die Lehre von dem Erlöser kommt zu den Negersklaven wie das innigste Bedürfniß der Seele und wie dessen Befriedigung. Sie predigen selbst mit der reinsten Freude darüber. Ihr warmes Gefühlsleben erhält dadurch seine schönste Erklärung. Die Fähigkeit der Neger zum Beten ist etwas Eigenthümliches und Ungewöhnliches. Ihr Gebet glüht, indem es zum Himmel emporsteigt. Diese Kinder der heißen Sonne werden durch ihre Gebete uns selbst noch die Macht des Gebetes lehren.

In dem Kampfe, der in den freien Staaten über die Aufhebung der Sklaverei geführt wird, haben die Freunde der Sklaven sich in zwei Parteien getheilt. Die eine Partei will unmittelbare Emancipation und dann allgemeine Erziehung; die andere will allmälige Befreiung und die Colonisirung der Freien auf der Küste von Afrika. Der Staat Ohio hat den letztern Weg eingeschlagen und neuerlich bedeutende Landeinkäufe auf der afrikanischen Küste gemacht, um daselbst ein afrikanisches Ohio von freien Negern zu colonisiren.

Es wird in den freien Staaten nicht wenig für die Unterweisung und Erhebung der Neger gethan. Aber

ich kann mich nicht überzeugen, daß die Amerikaner dabei den rechten Weg einschlagen. Sie suchen dieser von ihnen so verschiedenen Menschenrace ihre Formen und Einrichtungen aufzudringen. Wenn ich die dunkelfarbigen Negerkinder in ihren Schulen wie die Kinder der Weißen auf Bänken und vor Pulten sitzen sehe, so scheint mir dies eine Sünde an ihnen zu sein; denn ich bin überzeugt, daß diese Kinder ihre Lectionen stehenden oder tanzenden Fußes unter Spielen und Gesängen besser lernen würden und daß sie auch ihren Gottesdienst mit Gesang und Tanz verbunden haben sollten. Und ich will dafür stehen, daß ihre Gesänge und Tänze mehr Leben, mehr Schönheit und mehr Ausdruck haben würden als die der Shaker. Aber — — wer soll es sie lehren? — Nur ein Neger kann Neger lehren; nur ein Mann aus dem Volke kann Befreier des Volkes in der höchsten Bedeutung werden.

Aber dieses gefangene Israel erwartet seinen Messias noch immer.

Was die Befreiung dieses Volkes aus seiner Gefangenschaft sehr erschwert, ist dessen Mangel an Nationalgeist. Bereits in Afrika in Stämme abgesondert, welche sich untereinander bekriegen und gegenseitig als Sklaven verkaufen, fällt es ihnen schwer, größere Interessen zu begreifen als die der Familie und des örtlichen Zusammenwohnens. Ich habe mit mehren freien Männern von diesem Volke, die hier in guten Verhältnissen leben, ich habe auch mit einigen jungen Mulatten gesprochen, die im Oberlin-Institut in diesem Staate studirt und akademische Grade erlangt hatten; aber ich habe sie ganz lau für die Interessen ihrer gefangenen Brüder und besonders für die Colonisation in Liberia gefunden. Frederick Douglass ist noch der einzige starke Geisteskämpfer für die Sache seines Volkes unter ihnen.

Aber wenn irgend Etwas bei ihnen ein umfassenderes Gefühl für das ganze Volk zu erwecken vermag, so

ist es gewiß die gemeinsame Sklaverei auf Amerikas Boden, und gegenwärtig vielleicht mehr als alles Andere die Bill, welche in den freien Staaten die Ergreifung entflohener Sklaven gestattet. Ich gerieth neulich auf diesen Gedanken, als ich eine freie Negerkirche besuchte, wo ich weder bei dem Negerprediger noch bei den Versammelten über Mangel an Interesse für die Sache des Volkes klagen konnte.

Ich hatte am Vormittage dieses Tages eine Negerbaptistenkirche besucht, die dem Episkopalbekenntniß angehörte. Es waren nur wenig Leute darin, und diese waren von der Negeraristokratie in der Stadt. Die Haltung beim Gottesdienst war still und gleichsam ein Bischen vornehm — langweilig. Aber der Gesang war rein und schön. Die Predigt über „die Liebe ohne Ruhmredigkeit", „wie schwer sie zu gewinnen und wie unmöglich sie ohne Gottes Einwirkung und ohne die Mittheilung seiner Kraft sei", war vortrefflich. Der Prediger war ein hellfarbiger Mulatte mit den Zügen und mit dem ganzen Wesen der weißen Race, ein Mann von sehr gutem Verstand und gutem Benehmen, dessen Bekanntschaft ich bereits in meiner „Heimat" in Cincinnati gemacht hatte.

Nachmittags ging ich in die afrikanische Methodistenkirche in Cincinnati, in dem Viertel Afrika gelegen. In diesem Viertel wohnt der größere Theil des freien farbigen Volkes dieser Stadt. Und es trägt auch die Spuren davon. Die Straßen und die Häuser zeigen wol anglo-amerikanische Regelmäßigkeit; aber zerbrochene Fenster, Lumpen, die daraus hervorblicken, und ein gewisses nachlässiges unordentliches Aussehen der Häuser und der Straßen zeugen von dem Regiment der Kinder Afrikas.

In der afrikanischen Kirche fand ich afrikanische Wärme und afrikanisches Leben. Die Kirche war übervoll. Die Versammlung sang ihre eigenen Hymnen. Der Gesang

begann und bewegte sich wie ein melodischer Sturm, und die Köpfe, Füße, Elnbogen der Versammelten, Alles bewegte sich im Takt dazu, mit sichtbarem Entzücken und herzinniger Freude über den Gesang, der schon an und für sich von höchster Reinheit und voll von melodischem Leben war.

Hymnen und Psalmen, von Negern selbst gedichtet, haben einen eigenthümlichen naiven Charakter, kindlich, bilderreich und voller Leben. Hier eine Probe davon aus einem Kirchenliede, welches sie sangen:

— „Was ist das für ein Schiff, das hier am Ufer anlegt?" —
„O glory, Hallelujah!
Das alte Schiff Zion, Hallelujah!
Das alte Schiff Zion, Hallelujah!" —

— „Sind seine Masten stark und fest, sind seine Planken alle gut?" —
„O glory, Hallelujah!
Es ist gebaut von Bibelholz, Hallelujah!" —
(Wiederholung.)

— „Und was für Mannschaft hat es wol an Bord?" —
„O glory, Hallelujah!
Herzgläubige Soldaten, Hallelujah!" —
(Wiederholung.)

— „Wer ist der Capitän, der commandirt an Bord?" —
„O glory, Hallelujah!
König Jesus ist der Capitän, Hallelujah!" —
(Wiederholung.)

— „Ob er uns auch wol glücklich landen wird?" —
„O glory, Hallelujah!
Er wird uns glücklich landen, Hallelujah!" —
(Wiederholung.)

Viel' Tausend hat er schon zum Strand geführt und wird sie ferner führen!
„O glory, Hallelujah!" — u. s. w.

Nach den Gesängen, die von keinem Orgelspiel begleitet wurden, aber wie brennende melodische Seufzer aus der Brust der Versammelten emporstiegen, bestieg der Prediger die Kanzel. Er war ein ganz schwarzer Neger, noch jung, mit weit zurückliegender Stirn und ziemlich stark hervortretendem Untertheil des Gesichts, im Ganzen von weniger vortheilhaftem Aussehn. Aber als er zu sprechen anfing, hingen die Versammelten an seinen Lippen und ich mußte seine fließende Beredtsamkeit bewundern. Er foderte die Versammlung auf, die Noth der gegenwärtigen Zeit bei ihren Brüdern zu bedenken und für die entflohenen Sklaven zu beten, die jetzt in großen Scharen ihre gewonnene Heimat verlassen und außer Landes Schutz gegen gesetzliche Gewalt und gesetzliche Ungerechtigkeit suchen müßten. Er ermahnte sie auch zum Gebet für das Volk, das in seiner Blindheit solche Gesetze erlassen und Unschuldige unterdrücken könnte. Diese Ermahnung wurde mit lautem Jammern (groans) und Klagegeschrei aufgenommen.

Darauf kündigte der Prediger den „Tod der Schwester Bryant" ab, erzählte, wie christlich deren Lebensende gewesen sei und wandte die Worte aus dem Buche der Offenbarung*) von „Denen, die aus großer Betrübniß kommen", auf sie an. Der Zweck des Leidens auf der Erde und die herrliche Gruppe der Kinder des Leidens in ihrer Erlösung und bei ihrem Lobgesange, auf den Blättern der Schrift in einer so eigenthümlichen und großartigen Weise dargestellt, wurde von dem Negerprediger in das hellste Licht gestellt und so geschildert, wie ich es von einem weißen Geistlichen noch nie habe schildern hören. Darauf ergoß er sich in Gebete für den trauernden Witwer und ihre hinterlassenen Kinder und deren „kleine blühenden Seelen". Dann kam die eigent-

*) Cap. 7, Vers 9 u. fg.

liche Predigt. Der Prediger richtete an die Verſammlung die Frage: „Iſt Gott mit uns? — Ich ſpreche von unſerm Volk, meine Brüder; ich habe unſere Nationalität im Auge. Laſſet uns die Sache betrachten!“ —

Sehr ſinnreich zog er nun eine Parallele zwiſchen der Gefangenſchaft der Israeliten in Aegypten und der Neger in Amerika und den Prüfungen, durch welche die Vorſehung ihre beſondere Fürſorge für das auserwählte Volk bewies. Nachdem er die Schickſale der Israeliten unter Pharao und Moſes dargeſtellt hatte, ging er zu einer Betrachtung über die Schickſale des Negervolkes über. — „Woher ſollen wir nun wiſſen, ob Gott mit uns iſt? — Laſſet uns darüber ſprechen!“

Mit kühnen Zügen entwarf er nun das Gemälde eines verſklavten Volkes, „das auf jede Weiſe unterdrückt wird, aber nichts deſto weniger wächſt und ſich vermehrt, ſich freikauft aus der Sklaverei (Rufen von „Yes! yes!“ — „Oh glory!“ in der Kirche), ſich Land kauft (Freudengeſchrei in der Kirche), immer mehr und mehr Land (zunehmendes Freudengeſchrei), ſich Häuſer baut, große Häuſer, immer größere und größere Häuſer (Jubelgeſchrei und Stampfen mit den Füßen), ſich Kirchen erbaut (ſtärkeres Jubelgeſchrei), immer mehre und größere Kirchen (immer ſtärkeres und ſtärkeres Geſchrei, Bewegung, Stampfen mit den Füßen, Händeklatſchen), fortwährend an Volkszahl, Vermögen, Wohlſtand und Verſtand zunimmt, ſodaß das in dieſem Lande herrſchende Volk erſchrickt und ſpricht: — „Sie werden zu ſtark für uns. Wir wollen ſie hinüber nach Liberia ſchicken!“ — (Heftige Aufregung und Bewegung.) Es will alſo ſcheinen, meine Brüder, als ob Gott mit uns wäre. Laſſet uns nicht von ihm abfallen. Denn er will uns aus der Gefangenſchaft führen und uns zu einem großen Volke machen!“ — Höchſtes Entzücken und Vergnügen mit den Ausrufungen: — „Amen! Yes, yes! Oh glory!“ — u. ſ. w. Die ganze Verſammlung war während mehrer

Minuten wie eine stürmische See. Die Rede des Predigers war ein brausender Strom von natürlicher Beredtsamkeit gewesen. Ich zweifle jedoch, daß sein Patriotismus sich weit über diese Stunde der Ergießung und über die Kanzel hinaus erstreckt. Ein neuer Moses war er nicht. Der alte Moses sprach nur nothgedrungen; er war ein Mann des Handelns.

Diese Predigt war indessen die erste Predigt von einem Neger, in welcher sich ein bestimmtes Bewußtsein der Nationalität seinen Weg bahnte. Die Bill gegen die entflohenen Sklaven mag sehen, wohin sie führen wird.

In Bezug auf den letzten Ausfall des Negerpredigers gegen Liberia ist zu bemerken, daß die Neger in Ohio im Allgemeinen gegen die Colonisation in Afrika eingenommen sind und die diesfallsigen Bemühungen der Weißen mit argwöhnischen Blicken betrachten. Unglücklicherweise soll das Klima in Liberia wegen der beständigen Regen so ungesund sein, daß dieser Argwohn gegründet erscheinen könnte. Das ist ein wirkliches Unglück für die heranwachsende Colonie, die im Uebrigen durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens und durch den Reichthum ihrer kostbaren tropischen Gewächse sehr begünstigt ist. Die Colonie Liberia nimmt indessen, wenn auch nicht gerade schnell, an Volksmenge und Handelsbewegung zu, wird von selbstgewählten Beamten regiert und hat Kirchen, Schulen, öffentliche Gebäude, Druckerpressen, Waarenmagazine und Läden. Sie hat zwei aufblühende Städte.

Der Commodore Perry in seinem Bericht über den Zustand dieser amerikanisch-afrikanischen Colonie beschreibt das Settlement bei Monrovia als äußerst hoffnungsreich für den Handel, und das am Cap Palmas als geeignet für den Ackerbau. Man sagt übrigens, die Neger in der Colonie beschäftigten sich lieber mit dem Kleinhandel als mit dem Ackerbau. Und dies scheint die Neigung der Neger überall, in allen Küstencolonien zu sein. —

„Einige von den Coloniſten ſind durch dieſen Kleinhandel ſehr vermögend geworden, während andere blos einen anſtändigen Lebensunterhalt damit gewinnen."

— „Aber" — ſetzt der Commodore Perry hinzu — „es iſt erfreulich, die Comforts zu ſehen, mit denen ſich der größere Theil dieſer Leute umgeben hat. Viele von ihnen beſitzen Bequemlichkeiten, die den erſten Anſiedlern in Nordamerika unbekannt waren. Der Mangel ſcheint unter ihnen unbekannt zu ſein. Und wenn Einzelne daſelbſt leiden, ſo müßte dies die Folge ihres eigenen Leichtſinns ſein.

Am Cap Palmas hatte ich Gelegenheit, die kleinen Farms oder die neuen Anſiedelungen der Coloniſten zu ſehen. Sie zeugten von umfänglicher Arbeit und begannen allmälig das Anſehen gut cultivirter Felder anzunehmen. Die Wege durch dieſes ganze Settlement waren in einem merkwürdig guten Zuſtande, wenn man die Jugend der Colonie und ihre geringen Mittel berückſichtigt.

In allen dieſen verſchiedenen Settlements werden die Geſetze treu gehalten; die Sitten des Volkes ſind gut und die ganze Bevölkerung ſcheint ſtark belebt von religiöſen Gefühlen zu ſein.

Der Gouverneur Roberts in Liberia (ein hellfarbiger Mulatte) und der Gouverneuer Rußwurm vom Cap Palmas ſind verſtändige und achtungswerthe Männer, in denen wir unwiderlegliche Proben von der Fähigkeit der Farbigen zur Selbſtregierung haben.

Das Klima von Weſtafrika ſcheint für die farbigen Coloniſten nicht ungeſund zu ſein. Allerdings müſſen alle Ankömmlinge dem akklimatiſirenden Fieber ihren Tribut bringen; ſeitdem aber bequeme Wohnungen eingerichtet ſind und die Kranken gut gepflegt werden können, hat die Anzahl der Todesfälle bedeutend abgenommen. Sobald der farbige Coloniſt dieſe Krankheit einmal überſtanden hat, findet er ein Klima und eine Luft, die ſei-

nem Körper zusagt. Anders bei dem weißen Mann. Für ihn ist ein Aufenthalt von wenigen Jahren auf dieser Küste sicherer Tod.

Der Versuch der Vereinigten Staaten, auf dieser Küste eine Colonie für freie Farbige zu gründen, ist über Vieler Erwartungen gelungen und ich wage vorauszugen, daß «die Nachkommen der gegenwärtigen Colonisten dazu bestimmt sind, ein verständiges und gedeihliches Volk zu werden»."

Ein weißer amerikanischer Arzt, der sechs Jahre in Liberia zugebracht hat, gibt die Handelseinfuhr des jungen Negerstaates auf ungefähr 120,000 Dollars jährlich und die Ausfuhr auf eine ziemlich ebenso hohe Summe an. — „Der Handel unsers Landes mit Afrika" — schreibt man in dem Jahre 1850 aus Amerika — „gewinnt täglich mehr Bedeutung."

Die Colonie Liberia soll ihre Herrschaft gegenwärtig über zehntausend Personen erstrecken, während die englische Colonie bei Sierra Leone, älter und mächtiger als sie, nur wenig über viertausend Personen zählt.

Es scheint demnach, als ob Liberia und Sierra Leone die Pflanzschulen werden sollten, aus denen Afrikas neue Cultur und schönere Zukunft hervorgehen wird. Aber — — ich kann mir nichts Anderes denken, als daß diese Pflanzen aus fremden Landen zuvor einer Metamorphose unterliegen, d. h. mehr afrikanisch werden müssen.

Hätte ich Zeit und Geld genug, so würde ich auf ein Jahr nach Liberia reisen. Aber wohin möchte ich nicht reisen, was möchte ich nicht Alles sehen, was in der Natur oder im Volksleben bedeutend auf dieser weiten Erde ist? — Die ganze Erde möchte ich sehen. Warum ist das Leben so kurz?!

Cincinnati, 29. Nov.

Gestern wurde hier das Danksagungsfest (Thanksgivings) gefeiert, eines der wenigen Nationalfeste in der Neuen Welt und ein Fest, welches von allen Völkern als ein Fest einer edeln und klaren Menschlichkeit gefeiert werden sollte. Das Fest wird an einem Wochentag gefeiert, den es zum Festtag macht.

Am Vormittag dieses Tages war ich in der Baptistenkirche. Der Prediger, ein Mann von Talent, hatte zum Gegenstand seiner Predigt, außer der Danksagung für die allgemeinen und besondern Wohlthaten, welche einzeln durchgegangen wurden, die Frage über die Sklaverei in den Vereinigten Staaten genommen. Man hatte ihm vorgeworfen, er fürchte sich, über diesen Gegenstand zu sprechen. Er wollte diesen Vorwurf von sich abwälzen und zeigen, daß er sich nicht fürchte. Er verdammte die Sklaverei und beklagte deren Einführung in Amerika. Aber er verdammte das Verfahren der Abolitionisten, „weil sie die Stellung schwieriger gemacht haben." „Sie haben die Emancipation innerhalb Amerikas unmöglich gemacht." Der Prediger glaubte, daß die Sklaverei in Amerika nie weniger Aussicht als gegenwärtig habe, aufgehoben zu werden. „Nie haben die Staaten des Südens die Sklavenkette mit festerer Hand gehalten." Drohungen und Trotz haben auf der andern Seite Drohungen und Trotz erzeugt. Die Hoffnung des Redners lag in der Heranbildung der afrikanischen Race zum Christenthum und in der Colonisation der afrikanischen Küste durch christliche freie Neger als dem einzigen zuverlässigen Mittel zur allmäligen Abschaffung der Sklaverei. Nach einigen interessanten Angaben über die Producte Afrikas und über die Productivität der freien afrikanischen Arbeit im Verhältniß zur Sklavenarbeit, sowie über die zunehmenden Hülfsmittel Liberias eröffnete er

eine poetisch-schöne Aussicht über die mögliche Zukunft der äthiopischen Race in ihrem Mutterland, dem geheimnißvollen heißen Afrika.

Ich folgte dem Redner mit großem Interesse. Seine Schlußdarstellung rief eine Vision in mir hervor.

Ich sah das „geheimnißvolle heiße Afrika" mit dem Mondgebirge, dem Nil und den Pyramiden, und die Tropenwälder, wimmelnd von der Fülle des Thierlebens und des Pflanzenreichs, zu neuem Leben erstehen. Ich sah Asien mit seiner uralten Weisheit und seinen halbversteinerten Staaten; ich sah Europa mit seinen verschiedenen lebensvollen, eigenthümlich ausgeprägten Reichen und Völkern; ich sah Amerika, die jüngste, aber bald die mächtigste von den erwachsenen Töchtern der Erde, mit seinen neuen Menschen, genährt durch den Morgenthau eines neuen Lebens; ich sah Australien mit seinen Colonien von verlorenen Menschen, die aber Verzeihung erhalten haben und im Vaterhause wieder aufgenommen worden sind; ich sah alle Welttheile sich im Namen des Friedensfürsten von neuem erheben und sich alle, wie früher niemals auf Erden, in dem Lobgesang bei der Geburt des Erlösers: — „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!" — vereinen!

Ein Strom von Tönen brauste durch die Kirche und begleitete die Töne des Lobgesangs. Ich erkannte den mächtigen herrlichen Chor, ich hatte denselben schon früher gehört; ich wußte nur nicht, wo. Aber er erschien mir wie die Seele aller Lobgesänge auf Erden.

Es war die schwedische Messe: „Danket und lobsinget dem Herrn" u. s. w., die von dem Kirchenchor gesungen wurde. Ich hatte diese Freude einem Landsmann zu danken, welcher Director des ausgezeichneten Gesangchors in dieser Kirche war. Als die Versammlung aufstand und das Hallelujah in dem Lobgesang meines Heimatslandes sang, es für mein Volk und

für alle Völker auf Erden ſang, es war herrlich! — — — Aber ſingen konnte ich damals nicht.

Ein ſchöneres Dankſagungsfeſt habe ich nie gefeiert. Und nie werde ich dieſe Stunde vergeſſen!

Noch muß ich einige Worte über den Staat und die Stadt hinzufügen, in der ich jetzt ein glücklicher Gaſt bin. Das reiche ſchöne Ohio ſitzt wie das Herz in der großen Staatengruppe zwiſchen dem Atlantiſchen Meere und dem Miſſiſſippi. Und obgleich dieſer Staat einer von den jüngern der Union iſt, fühle ich doch, wie ſich hier mehr centrales Leben bewegt als in den übrigen Staaten, die ich bisher beſucht habe. Es kommt mir vor, als wollte man hier mit vorurtheilsfreiem Sinn allen Kräften und Richtungen der menſchlichen Natur Gerechtigkeit widerfahren und Jedem ſeinen Theil von dem Leben und Blut des Herzens zukommen laſſen.

Zu den Erſcheinungen dieſer Art rechne ich das hieſige mediciniſche Collegium unter der Direction eines geiſtreichen jungen Mannes, des Doctor J. Buchanan, in welchem Homöopathie, Allopathie, Hydropathie und die ſogenannte botaniſche Medicin wie natürliche Methoden in der Geſundsheitslehre der Natur aufgenommen und ſtudirt werden, alle in gewiſſen Krankheiten und unter gewiſſen Umſtänden nützlich, alle in einer umfaſſenden Geſundheits- und Krankheitslehre nothwendig.

Buchanan macht den Menſchen zum Maßſtab für das Univerſum und zu deſſen Centrum. In dem menſchlichen Gehirn ſieht er den Centralorganismus des Menſchen; er ſieht von da aus eine unendliche herrliche Zukunft ausſtrahlen, wenn alle die unendlichen Möglichkeiten, die noch darin ruhen, ſich zum Leben und zur Harmonie auf der Erde und im Weltenall entwickeln werden. Bei tagtäglicher harter Arbeit und unter hartem

Kummer ruht er glücklich in dieser Ansicht wie an einem Sabbath seines Geistes.

Zu den Erscheinungen dieser Art rechne ich ferner das Oberlin-College, in welchem sowol farbige als weiße Jünglinge und Jungfrauen studiren und sich die Grade in allen Zweigen der Wissenschaft erwerben können, die an den Akademien Amerikas gelehrt werden.

Dazu rechne ich auch die Bücher und die Aussprüche vieler bedeutender Männer, die für Frauen wie für Männer eine mehr einheitliche und eine mehr die ganze Menschheit umfassende Erziehung erstreben, als bisher gebräuchlich gewesen ist.

Cincinnati, die „Königin des Westen", die am Ufer des schönen Flusses (Ohio) sitzt und im Hintergrunde von Anhöhen umgeben ist wie eine Königin von ihren Hofdamen, ist eine kosmopolitische Stadt und umfaßt in ihrem Schooße allerlei Volk, alle Religionsgesellschaften und alle Kirchen. Die Deutschen machen einen bedeutenden Theil von der Bevölkerung der Stadt aus (diese erreicht gegenwärtig die Zahl von 120,000 Seelen) und die Deutschen sind hier, wie in dem alten Deutschland, noch gemüthlich, trinken Bier, treiben Musik uud stellen ihre Betrachtungen „über die Weltgeschichte" an. Ich habe eben ein Buch mit diesem Titel erhalten, das ein hier wohnhafter Doctor Pulte herausgegeben hat. Die Königin des Westen läßt alle ihre Bewohner Betrachtungen anstellen, reden und schreiben, wie sie wollen. Sie ist die freisinnigste Königin in der Welt.

In Bezug auf das Schulwesen steht Ohio den nordöstlichen Staaten noch etwas nach. Aber man arbeitet nach Kräften an der Ausbildung desselben. Als ich eine von den Districtsschulen für Knaben in Cincinnati besuchte, sagte man mir, indem man mich in einen der Lehrsäle führte: — „Das ist unser bestes Lehrzimmer. Hier braucht nie eine körperliche Züchtigung angewendet zu werden." — Ich sah ein blasses, noch junges Mäd-

chen von ſanftem Ausſehen auf dem Katheder ſtehen, die mit milder Macht dreißig bis vierzig kleine muthwillige Republikaner regierte. Die Elementarſchulen für Knaben wie für Mädchen werden von Lehrerinnen geleitet. Man hält ſie für geeigneter zur erſten Behandlung der Jugend als die männlichen Lehrer. Sie erhalten einen jährlichen Gehalt von dreihundert bis zu fünfhundert Dollars, je nachdem ſie Fähigkeit zu ihrem Geſchäfte zeigen. Mit großem Vergnügen hörte ich hier einer Lehrſtunde zu, in welcher die kleinern Kinder belehrt wurden, die Thiere mit Gerechtigkeit und Güte zu behandeln. Sie mußten kleine Geſchichten aus dem Gedächtniß erzählen, in denen die Bosheit gegen Thiere auf eine entſprechende Weiſe beſtraft wird. Ich weiß nicht, ob man in unſern Schulen ſolche Lehrſtunden hat. Aber ich weiß, daß dieſelben ſehr nothwendig ſind.

Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten Cincinnatis zeichnet ſich deſſen Obſervatorium aus, gegründet durch den Geiſt und Eifer eines Privatmannes, des Profeſſor O. M. Mitſhell. Die Geſchichte der Entſtehung dieſes ſchönen Obſervatoriums (es gehört zur höchſten Claſſe) verdient allgemein bekannt zu werden, damit man recht würdigen lernt, was die Kraft und der Enthuſiasmus eines einzelnen Mannes in der Neuen Welt vermag und auf welche Weiſe ein ſolcher Mann die große Menge für eine Wiſſenſchaft zu intereſſiren vermag, die er populär zu machen weiß. Das iſt der Sieg des Geiſtes, aber auch der Geduld und des ausdauernden Willens. Das iſt der Ruhm des Mannes, aber auch des Volkes. Doch dieſe Geſchichte würde mich zu weit führen.

Auch die Künſte haben angefangen in Cincinnati aufzutreten. Allein es iſt blos noch ein Anfang. Die Stadt ſelbſt iſt erſt ſechzig Jahre alt. Es beſteht hier ein Kunſtverein, deſſen Ausſtellung ich einige male beſucht habe. Daſelbſt ſind einige gute Gemälde. Keins derſelben hat ſich meinem Gedächtniß ſo feſt eingeprägt

als ein kleines humoristisches Bild, welches höchst natürlich drei große — — — Schweine darstellt. Sie sitzen an einem Felsen mit der Inschrift „Lard - oil“ auf den Hinterfüßen und sehen mit nachdenkenden Blicken auf eine Heerde ihrer Brüder, die über einen todten Walfisch am Meeresufer herfallen. Draußen in der Ferne sieht man das wilde Meer. Dieses kleine, gut gemalte und humoristisch gedachte Stück hängt zwischen zwei Gemälden, welche „the loves of the Angels“ zum Gegenstand haben. Auf den letztern schweben ätherische Gestalten über klaren Seen und begegnen einander an den grünen blumenreichen Ufern. Der Contrast zwischen diesen beiden poetischen Gemälden und der Prosa des ersterwähnten Bildes kann kaum größer sein. Schade, daß die Ausführung dieser beiden Gemälde dem erstern nicht gleichkommt. Unser Södermark würde diesem den Preis zuerkennen. Das würde auch ich thun, aber ich möchte dieses Bild nicht in meinem Zimmer hängen haben. Lieber möchten die Engelsgedichte mit ihren lichten Ahnungen darin hängen.

Die schönen Künste haben bisher in den Vereinigten Staaten wenig Aufmunterung gefunden, sei es, daß die dasigen Talente nicht ausgezeichnet sind oder — was ich für meine Person argwöhne — daß dem Volke im Allgemeinen der Kunstsinn fehlt. Ich habe viel von einem amerikanischen Maler sprechen hören, der Alston heißt und einer der größten Künstler sein soll. Seine Werke habe ich sehr loben und bewundern hören. Gleichwol lese ich in einem Briefe des edeln alten Channing die Worte: — „So lange ich Männer, wie Alston, das Nothwendige entbehren sehe, fühle ich, daß ich kein Recht habe, mir den Ueberfluß des Lebens zuzueignen.“

Und von meinen Freunden Springs hörte ich, daß ein junger Landschaftsmaler von unverkennbarem Talent und liebenswürdigem Charakter in Neuyork kürzlich eines Tages sich mit seiner jungen Gattin berieth, wie sie am

beſten für ſich und ihre beiden kleinen Kinder ſorgen könnten. Und Beide kamen zuletzt überein, daß es am beſten für ſie wäre, zu — — — ſterben! Und Das in dieſer jungen reichen Welt! Und die Gemälde dieſes jungen Künſtlers ſind von der Art, daß man in jedem amerikaniſchen Hauſe gern eins davon ſehen würde!

Die Bildhauerkunſt ſcheint in den Vereinigten Staaten größere Hoffnung auf Erfolg zu haben. Amerika hat in Hiram Powers einen Künſtler vom höchſten Rang hervorgebracht, wenn auch nicht als erfindenden Geiſt, doch als erkennendes und ausführendes Talent. Seine „Proſerpina", ſein „Lauſchender Fiſcherknabe", ſeine „Griechiſche Sklavin" ſind im alten Italien bewundert worden. Der ſeelenvolle feine Ausdruck in ſeinen Schöpfungen iſt ebenſo bewundernswürdig wie die vollendete Schönheit ſeiner Formen. Seine Schöpfungen ſcheinen zu leben.

Hiram Powers iſt in Cincinnati geboren und arbeitete daſelbſt als armer Knabe in einer Uhrmacherwerkſtatt. Schon hier zeigte ſich ſein eigenthümliches Genie. Einige wohlhabende Männer dieſer Stadt nahmen ſich des vielverſprechenden Knaben an und gaben ihm die Mittel zum Studiren und zum Reiſen. An der Spitze dieſer Männer ſtand Mr. Longworth und Powers ſchenkte demſelben aus Dankbarkeit ſeine erſte originelle Schöpfung in Marmor. Ich ſage abſichtlich Schöpfung, denn nichts in dieſem Werke ſpricht von Anſtrengung. Es iſt ein Bild ſo aus einem Guß, ſo lebend und ſo ſchön, daß es — — — gar nicht beſchrieben werden kann. Es iſt eine weibliche Büſte in natürlicher Größe. Man hat ſie Genevra genannt, ich weiß nicht, warum. Sie ſollte Galathea heißen, denn Pygmalion-Powers hat ihr ein Leben eingegoſſen, das nur eines Götterwinks bedürfte, um zu athmen. Oder vielmehr ſie ſollte die Amerikanerin heißen, denn die eigenthümliche Schönheit ihrer Züge ſowie die Form und Beweglichkeit des Kopfes und des Halſes ſind die der amerikaniſchen Frauen.

Es findet ſich darin nichts von der griechiſchen Erſtarrung; es iſt eine Regelmäßigkeit voll von Leben und Anmuth darin; und ein Ausdruck — — — ja, ſo muß ſie ausſehen, die Frau der Neuen Welt, die, emporgetragen von einem allgemeinen Geiſt, voll von Wohlwollen, ohne Kampf und Proteſt, die Fülle und Innigkeit ihrer Natur entwickeln kann, ſo muß ſie lächeln, blicken, ſich bewegen, in dieſer Natur ruhend, wie in einer innern Welt voll Wahrheit, Güte und Schönheit, ſo feſt muß ſie ſein und dennoch ſo lieblich, ſo göttlich gewiß, ſo himmliſch harmoniſch und gut, ſo muß ſie wirken! Und dann, dann — — — wird der neue Tag der neuen Welt aufgehen!

Mr. Longworth hatte, ehe er mich in ſein Kunſtcabinet führte, in welchem das Bild ſtand, mich ſcherzhafter Weiſe auf „die Roheit in der erſten Arbeit eines jungen Künſtlers" vorbereitet und mich um Nachſicht gebeten. Ich ſah das Bild an, ich ſah es, bis mein Herz erglühte und meine Augen ſich mit Thränen füllten. Ich weinte vor dieſem neuen Schönheitsideal, nicht blos, weil ich ſelbſt ſo fern von demſelben war, nein, vor Bewunderung, vor Freude, vor Hoffnung, in dem Gefühl, daß ich hier das Weib der Neuen Welt ſah, die Galathea, die gegenwärtig in Marmor ſchläft, die aber eines Tages göttliches Leben empfangen wird. Und habe ich ihre Züge, ihr Leben nicht ſchon bei mehren jungen Frauen dieſes Landes geſehen? Ich ſehe ſie und nenne geliebte Namen!

Künftig werde ich dieſe Züge, dieſen Ausdruck in dem Geſicht jeder jungen Frau ſuchen; jede Frau wird mir lieb oder gleichgültig ſein, je nachdem ſie ſich dem Bilde von der Galathea dieſer Neuen Welt mehr oder weniger nähert.

Abbilder von dieſem Bilde ſollten in jedem amerikaniſchen Hauſe ſein, und jedes junge Mädchen ſollte im

Anſchauen dieſes Bildes aufwachſen, wie Hawthorne's Jüngling im Anſchauen des „großen ſteinernen Geſichtes" aufwuchs, bis er eins mit deſſen Schönheit wurde.

Habe ich dir ſchon geſagt, daß ich hier in der Weingegend Nordamerikas lebe? — Die Weinrebe, welche überall in Nordamerika wild, aber üppig wächſt, iſt auf den Anhöhen an dem ſchönen Ohiofluß mit großer Sorgfalt veredelt worden, vornehmlich von Mr. Longworth, und man bereitet hier amerikaniſchen Sherry und Champagner. Die Cathawba- und Iſabellenweintrauben ſind die beſten veredelten Traubenarten. Aber noch reifen die Trauben hier nicht ſo harmoniſch, wie am Rhein und an der Seine. Die Ungleichheit des Klimas dürfte wol die Urſache dieſer Erſcheinung ſein.

Lebe wohl! Ich muß abbrechen. Wann ich wieder zu dir ſprechen werde, weiß ich jetzt noch nicht. Aber haben wir nicht eine Unterredung begonnen und eine Freundſchaft geſchloſſen, die der Zeit und des Raumes und der ſichtbaren Zeichen leicht entrathen kann? — Unſer Unterhaltungszimmer iſt die Ewigkeit. Doch auch ein ſichtbares Zeichen iſt koſtbar. Und willſt du mir ſolches hier im fernen Lande zukommen laſſen — — — o, wie willkommen ſoll es mir ſein!

Deine Worte ſind ſtets bei mir wie in einer lautloſen Unterredung.

— „Ich glaube an eine Sonne, an eine organiſirende Macht, von welcher jeder lichte Gedanke, jedes inhaltreiche Leben ein Ausfluß iſt!"

Das waren einige deiner erſten Worte an mich!

Dieſe Sonne iſt meine Sonne geworden. In ihrem Licht ſchreite ich vorwärts, ſuchend und ſinnend. Und was ich in dieſem Licht geſehen habe, das wirſt du einſtmals auch ſehen. Denn was mein iſt, das gehört auch dein.

Ich umarme deine Gattin und küſſe die Kleinen um ſie her; und ich erwarte, von ihnen in Schweden wieder umarmt und geküßt zu werden!

Nachſchrift.

Mein Brief erſchreckt mich. Er iſt zu einer ſolchen Länge und Breite herangewachſen, daß meine Freunde in Cincinnati ihn für eines der unförmlichſten Rieſenerzeugniſſe des großen Weſten anſehen würden. Mir kommt er wie eine Art von Gnomen vor mit vielen Füßen und mit einer Menge Augen, die nach allen Seiten hin blinzeln. Und nun ſoll er nach Schweden abſegeln. Immerzu! — Was das Ding etwa von Herz und Kopf hat, das wirſt du — ich traue dir's zu — ſchon aus ihm herausnehmen.

In wenigen Tagen reiſe ich nach Neuorleans und von da für die Wintermonate nach Cuba. Ich will das Angeſicht der Erde unter der Sonne des Wendekreiſes und unter der Botmäßigkeit des ſpaniſchen Volksſtammes ſehen. Ich will das ſüdliche Kreuz und des Argos großen Stern am Himmel ſehen. Dann wende ich mich wieder dem Polarſtern und unſerm ſtillen Norden, meiner lieben ruhigen Heimath, zu.

Einunddreißigster Brief.

Arche Noah, auf dem Miſſiſſippi, 18. Dec. 1850.

Vorgeſtern, am ſechzehnten dieſes Monats, verließ ich Cincinnati. Meine guten, vortrefflichen Wirthsleute begleiteten mich an Bord des Dampfbootes und überhäuften mich auch in dieſer letzten Stunde mit Beweiſen des Wohlwollens, die leicht und angenehm anzunehmen waren, denn ſie kamen aus warmem Herzen und ſollen mich nach Schweden begleiten und dort an das ſchöne Ohio und an meine Cincinnatiheimat erinnern. Der gute Jothun, Mr. Stetſon, ſchenkte mir eine Sammlung von Muſcheln aus dem Ohioſluß, von denen einige ſehr ſchön ſind und auf weißem Grunde in allen Farben des Regenbogens ſpielen.

Es war ein ſchöner ſonnenwarmer Tag, als ich abreiſte. Cincinnati, deſſen weinbepflanzte Höhen, ſeine ſchönen Landhäuſer und der Ohioſluß erglänzten in der Sonne. In meinem Herzen war es ebenfalls ſonnenwarm. Die Beweiſe von Freundlichkeit, die ich in dieſen letzten Tagen meines Aufenthaltes von mehren Freunden in der Stadt erhalten habe, thaten mir wohl wie warme Sommerwinde. Aber ich war todtmüde nach einer Migräne und nach den Anſtrengungen dieſes Tages. Ich ſehnte mich nach Ruhe und Schweigen.

Das Rieſendampfſchiff Belle-Key bewegte ſich langſam mit dumpfem Gebrauſe den klaren blauen Fluß entlang. Die hohen Ufer mit ihrer wechſelnden Scenerie glitten freundlich und ſchön an uns vorüber. Der Fluß wurde immer breiter, die hohen Ufer ſenkten ſich, die Landhäuſer verſchwanden, Farmhäuſer und Blockhäuſer traten hervor, die Ufer wurden waldiger und einſamer. Wir näherten uns dem Miſſiſſippi.

Was gibt es denn? — Warum rennen die Leute nach dem Hinterdeck? — Eine Jagd auf dem Waſſer! — Ein Kronhirſch ſchwimmt durch den Fluß von Kentucky nach dem Ufer von Ohio. Er iſt weit von dem freien Strande entfernt. Aber zwei Boote von dem Ufer des Sklavenſtaates ſetzen ihm nach. Sein ſtolzes Geweih ragt hoch über das Waſſer empor. Er ſchwimmt ſchnell, vielleicht kann er ſich retten. Jetzt iſt er dem Ufer nahe. Ach! Aber jetzt ſtößt ein Boot von dem freien Strand ab und rudert ihm entgegen. Wehe dem armen Flüchtling! Er wendet um. Die beiden Boote von Kentucky rudern ihm entgegen. Jetzt iſt er umzingelt. Ich ſehe die Ruder von allen drei Seiten gegen ihn erheben, um ihm den Todesſtreich zu geben. Der ſchöne Kopf mit dem Geweih iſt noch über dem Waſſer ſichtbar. Jetzt fallen die Ruder nieder! — — — Ich wende den Kopf ab. Das Dampfboot umſchifft eine Landzunge. Der Anblick der wilden Jagd iſt verſchwunden. Der wehrloſe Flüchtling iſt in der Gewalt ſeiner Verfolger. Ich bin müde und niedergeſchlagen. Die Luft iſt mild, das Waſſer klar und blau. Der Himmel iſt ebenfalls klar. Findet der Hirſch jenſeit des Todesfluſſes nicht eine friedliche Stätte, wo er ausruhen kann nach der wilden Jagd?!

Das Dampfſchiff Belle-Key gehört zu der Familie der Flußrieſen. Ich nenne es die Arche Noah's, denn es hat mehr als tauſend Stück lebendige Geſchöpfe von allerlei Art an Bord, auf dem Deck, unter uns und über

uns. Ungeheuer große Ochsen (wahre Mammuthochsen, so fett, daß sie kaum gehen können), Kühe, Kälber, Pferde, Maulesel, Schafe, Schweine in ganzen Heerden lassen ihre Stimmen aus dem untern Verdeck hervor hören und schicken uns dann und wann nichts weniger als angenehme Gerüche empor. Auf dem obern Verdeck aber gackern calecutische Hähne, Gänse, Enten und Hühner; die Hähne krähen und hacken aufeinander los und kleine Ferkelchen springen munter zwischen den Käfigen mit Federvieh herum.

Auf dem mittelsten Verdeck, auf welchem wir, die Söhne und Töchter Adam's, uns befinden, ist es jedoch äußerst angenehm. Der Frauenzimmersalon ist groß und schön und der Reisenden darin sind nur wenige, und diese sind angenehme Persönlichkeiten. Ich bin allein in meinem „state room". Ich befinde mich wie eine Prinzessin — im Märchen. Mein Reisecavalier, Mr. Lerner Harrisson, gehört zu der energischen und warmherzigen Classe der amerikanischen Männer und ist dazu ein sehr liebenswürdiger Mann mit jener Mischung von brüderlicher Herzlichkeit und ritterlicher Artigkeit gegen eine unter seinen Schutz gestellte Dame, die den Mann in der Neuen Welt zu der angenehmsten Gesellschaft macht, die ein Frauenzimmer, und noch dazu ein fremdes, sich wünschen kann. Keine schreienden „babies" stören die Ruhe an Bord, und das Grunzen der Schweine und das Geschrei der übrigen Thiere in unserer Arche Noah's lassen wir uns nicht anfechten. Alle diese Thiere sind für den Weihnachtsmarkt in Neuorleans bestimmt.

19. Dec.

Der Mississippi-Missouri wälzt sich trübe und breit mit angeschwollenem Wasser dahin, voll von Treibholz, Baumstämmen und Stümpfen, die uns bisweilen tüchtige Stöße versetzen. Die Ufer sind niedrig und sumpfig, bedeckt von nacktem Laubholz, von einem Baumschlag,

den man „Cotton wood“ (eine Art von Pappel) nennt. Es iſt gräßlich einförmig. Das Wetter iſt graukalt und Alles um uns her ſieht grau aus. Wir haben jetzt Miſſouri zur Rechten und Kentucky zur Linken vor uns. Ich bin verdrüßlich darüber, daß ich nicht mehr von Kentucky und von dem Kentuckyvolk ſehen kann. Dieſe Leute haben ein eigenthümliches Aeußere und eine ebenſo eigenthümliche Gemüthsart. Sie ſind hochgewachſen, ſehr zwanglos in Schick und Benehmen, freimüthig, offenherzig, luſtig, gutmüthig, herzlich, gerade Leute, wie ſie mir gefallen könnten. Und dann hätte ich „Skyrnir's Handſchuh“, die Mammuthshöhle und den kleinen grünen Fluß, der dahin führt — — — ſehen müſſen.

Ich muß dir auch von einem Vergnügen erzählen, das mir Mr. L. Harriſon eines Abends auf dem Ohioſluſſe bereitet hat. Er fragte mich, ob ich die Neger von der Schiffsmannſchaft ſingen hören möchte, und führte mich darauf hinab ins untere Deck, wo ich eine ſeltſame Scene ſah. Der ungeheure Ofen, in welchem das Feuer zur Bewegung der Dampfmaſchine unterhalten wird, liegt ganz oberhalb des Deck mit acht oder neun großen Oeffnungen in einer Reihe, die nach vorn gekehrt ſind. Dieſe Oeffnungen gleichen gähnenden Feuerſchlünden und vor jedem dieſer Schlünde ſtand ein Neger, nackend bis zum Gürtel, und warf Holz hinein. Dieſes Holz wurde ihm von andern Negern zugereicht, die auf einem geräumigen freien Raum aufgeſtellt waren bis zu einem Neger, der hoch oben auf einem großen Haufen von Holzſcheiten ſtand, von welchem er mit rüſtigen Armen Nahrung für das Ungeheuer auf dem Deck herabſpendete. L. Harriſſon foderte die Neger auf, zu ſingen. Sogleich begann der Neger oben auf dem Holzhaufen einen improviſirten Geſang in Stanzen, in welchen die Neger unten auf dem Deck im kräftigen Chor einfielen. Es war ein phantaſtiſches und prächtiges Schauſpiel, dieſe kräftigen ſchwarzen Athleten von den wilden flackernden Flammen aus den

feurigen Schlünden beleuchtet zu sehen, während sie unter ihrem ebenso phantastischen Gesang mit sehr viel Takt und Rhythmus ein Holzscheit nach dem andern in den gähnenden Feuerschlund warfen. Alles geschah mit so viel Leben und Methode und der Schauplatz für diesen Auftritt war so geräumig und so wohl geordnet, daß diese Scene auf jedem Theater einen sehr guten Eindruck gemacht haben würde. Die Improvisation lief endlich hauptsächlich darauf hinaus, daß die Singenden doppelt so froh werden und doppelt so gut singen würden, wenn sie ein wenig Branntwein bekommen könnten, sobald sie nach Louisville kämen, und daß sie sich daselbst ein wenig Branntwein kaufen könnten, wenn sie ein kleines Trinkgeld bekämen u. s. w.

Mr. L. Harrisson ließ sie in dieser Hoffnung nicht zu Schanden werden.

Noch sind wir in der Korngegend des Mississippi, aber bald werden wir in die Baumwollengegend kommen. Wir haben jetzt Arkansas zur Rechten und Tennessee zur Linken, Sklavenstaaten mit reichen Hülfsmitteln, aber noch sehr roh in Beziehung auf ihre geistige und materielle Ausbildung.

20. Dec.

Nun sind wir in der Baumwollengegend. Die Ufer sind noch auf beiden Seiten flach und sumpfig, bedeckt von Baumwollenpappelwäldern (Cotton wood), welche gegenwärtig entlaubt sind. Hier und da werden sie von einer Baumwollenplantage unterbrochen mit weißbemalten Sklavendörfern und Wohngebäuden der Plantagenbesitzer. Man sieht schwarze Gestalten auf dem grauen Erdboden sich bewegen, die Baumwolle pflückend, die etwa an den welkenden Büschen noch hängen geblieben ist. Ich war heute mit Mr. Harrisson am Lande in einer Baumwollenplantage und brach mir von den um eine Sklavenhütte herum befindlichen Büschen einige Zweige mit herab-

hängenden Baumwollenflocken ab. Die Baumwollentrauben kommen ungemein schön aus den geöffneten Kapseln des Samengehäuses hervor. Jedes Samenkorn ist auf Baumwolle gebettet. Die Baumwolle ist die Umkleidung des Samens. Du sollst es sehen, wenn ich nach Hause komme.

Wir haben jetzt Arkansas zur rechten und den Staat Mississippi zur linken Hand. Längs des Flusses zeigen sich „the Canebrakes“, dicke schilfartige Rohre, die gleich dichten Mauern zwischen dem Fluß und dem Lande stehen. So weit kam der Vater Marquette auf seiner sonnenbeglänzten Mississippifahrt aus dem Norden. So weit kam, aus dem Süden, der erste europäische Entdecker des Mississippi, der Spanier Ferdinand de Soto.

Die Entdeckung des Mississippi ist durch zwei Gedichte verherrlicht worden. Das eine ist schön und sonnenhell wie dessen idyllische Inseln und dessen klares Wasser im Norden; das andere ist so melancholisch und tragisch düster wie die Farbe und Scenerie in dem südlichen Theil, den ich jetzt durchschiffte. Der Held des ersten Gedichts ist der milde anspruchslose Vater Marquette, von dem ich dir erzählt habe; der Held des andern ist der stolze Krieger Ferdinand de Soto.

Er hatte mit Pizarro Peru erobert. Er hatte sich bei der Erstürmung von Cusco ausgezeichnet und war vom König Ferdinand in Spanien mit Ehren und mit Schätzen ausgezeichnet und belohnt worden. Er wurde endlich zum Gouverneur von Cuba ernannt. Allein sein stolzer ehrgeiziger Sinn verlangte noch mehr. Bethört durch falsche Propheten und vornehmlich durch sein eigenes Herz, verlangte er auf eigene Kosten eine Expedition auszurüsten, die von Florida aus in Nordamerika eindringen und dort den Spaniern reichere Schätze und schönere Länder als in Mexico und Peru erobern sollte. Und sein eigener Enthusiasmus vermochte die Gemüther der

Spanier dermaßen zu gewinnen, daß große Scharen von Spaniens reichen und vornehmen Jünglingen herbeieilten, um sich unter seinen Befehl zu stellen. Sie verkauften ihre Weinberge, ihre Häuser und ihre Kostbarkeiten, um sich kostbare Rüstungen, Waffen und Pferde anschaffen zu können. Aus den Vielen, die sich zu der neuen Entdeckungsreise anboten, wählte Soto ein Corps von sechshundert jungen Männern aus, waghalsig, vermögend und stolz wie er selbst.

Nichts war prächtiger als das Schauspiel der Landung dieser stolzen Cavaliere an dem Ufer der Neuen Welt, wo sie ihre Fahnen und Standarten im Winde wehen ließen, in dem milden Wind von Florida, voll von jugendlichem Leben, von berauschendem Lebenselixir. So galoppirten sie in glänzenden Rüstungen, mit „Seide auf Seide", am Ufer zwischen dem Meer und dem unbekannten Lande, das sie sich voll von Gold und großen goldreichen Städten dachten.

Ferdinand de Soto, der sich und den Seinen die Möglichkeit eines Rückzugs abschneiden wollte, den Wankelmuth oder Furcht herbeiführen möchte, schickte seine Schiffe nach Cuba zurück und drang mit seinen Kriegern in die Wildnisse der Neuen Welt ein. Sie hatten Waffen und Werkzeuge aller Art bei sich, auch Ketten und Bluthunde für die Eingeborenen.

Das war im Monat Mai des Jahres 1539.

Ueberall, wo sie in der Wildniß vordrangen, wurde die katholische Messe mit Pracht und Sorgfalt ausgeführt; überall begingen sie Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten gegen die Einwohner des Landes. Im Lager überließen sie sich dem Spiele mit wahrer Raserei.

Die Reise des ersten Jahres nach dem Westen führte sie nach Georgien, damals noch, wie das ganze unbestimmte südöstliche Festland, Florida genannt. Die Reise war beschwerlich, durch die Feindseligkeiten der Indianer oft gefährlich. Die Spanier fanden Mais in Ueberfluß,

aber kein Gold und keine Städte, nur unanſehnliche Indianerdörfer. Und die Indianer wußten kein Land anzugeben, in welchem Gold zu finden geweſen wäre. Einige von den Auswanderern verlangten, daß ihr Anführer mit ihnen umkehren ſollte; allein er antwortete ihnen:

— „Ich werde nicht eher zurückkehren, als bis ich die Armuth des Landes mit meinen eigenen Augen geſehen habe.“

Und er ließ die Indianer brandmarken oder verſtümmeln, von denen er glaubte, daß ſie ihn abſichtlich auf falſchen Wegen geführt hätten.

Andere gefangene Eingeborene, dadurch erſchreckt, gaben hierauf zu verſtehen, daß ſich weiter im Nordweſten Gold fände.

Und de Soto und ſeine Mannen zogen weiter, überall plündernd und verwüſtend.

Die Reiſe des zweiten Jahres führte ſie in den gebirgigen Theil von Georgien, wo ſie die friedlichen ſanften Cherokee-Indianer antrafen. Ein Theil von de Soto's Leuten wollte ſich in dieſer herrlichen Gegend niederlaſſen, Ackerbau treiben und das Gute genießen, was ihnen die Erde geben würde.

Aber de Soto hatte Spanien Gold und große Städte verſprochen und der ſtolze Spanier wollte nicht eher Halt machen, als bis er Beides gefunden hätte. Er war ein „ſtarrſinniger Mann von wenig Worten“, aber von feſtem Willen. Und ſeine Begleiter beugten ſich vor ihm.

Sie zogen weiter und gelangten nach Alabama und daſelbſt an ein großes Dorf, Movilla (ſpäter Mobile) genannt. Hier erhoben ſich die Indianer gegen ſie. In einem entſetzlichen Bluthade zur Nachtzeit verloren die Spanier einen Theil ihrer Leute und viel von ihren Kleidern und Vorräthen, die ſammt der Indianerſtadt ein Raub der Flammen wurden.

Inzwiſchen kamen ſpaniſche Schiffe aus Cuba in der

Penſacolabucht, nahe bei Movilla, an. Aber de Soto hatte noch immer weder Gold noch Silber gefunden. Movillas Flammen hatten ſeine Sammlungen zerſtört und zu ſtolz, um das Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen zu bekennen, beſchloß er, keine Nachrichten von ſich zu geben, bevor er nicht gewonnen hätte, was er ſuchte. Er wandte ſich von der Meeresküſte ab und drang in den nordweſtlichen Theil des Staates Miſſiſſippi ein. Sein kleines Heer war nun bis auf fünfhundert Mann zuſammengeſchmolzen.

Im nördlichen Theile vom Miſſiſſippi wurden ſie vom Winter mit Kälte und Schnee überraſcht. Aber der Mais ſtand noch auf den Feldern. Die Spanier konnten ſich für den Winter Nahrung und in den verlaſſenen Hütten der Chikaſaw-Indianer Quartier verſchaffen. Noch immer hatten ſie kein Gold gefunden. Ebenſo wenig hatten die Indianer goldenen Schmuck. Sie waren arm, aber ſie liebten die Freiheit. Als im Frühling de Soto von ihnen eine Escorte von zweihundert Mann verlangte, um das Gepäck ſeiner Leute zu tragen, legten die Indianer Feuer an ſein Lager und ihr Kriegsgeſchrei ertönte durch die Nacht und durch die Flammen.

Die Spanier wurden hier der Kleider und Vorräthe beraubt, die ihnen die Flammen von Movilla übrig gelaſſen hatten. Sie waren nackender als die Eingeborenen, und litten durch Hunger und Kälte.

Aber mit der Noth wuchs auch de Soto's Stolz und Hartnäckigkeit. Sollte Er, der verſprochen hatte, die Schätze einer Neuen Welt zu erobern, mit halbnackten Männern, entblößt von Allem, zurückkehren?!

Er ließ die Ketten von den Händen der Gefangenen nehmen und neue Waffen daraus ſchmieden, bekleidete ſeine Leute mit Thierfellen und Matten von Epheu und drang weiter nach dem Weſten vor, das Goldland ſuchend.

Sieben Tage lang zogen ſie durch wilde Wälder und

Moräste. So kamen sie bis zu den indianischen Dörfern am Ufer des Mississippi.

Ferdinand de Soto war der erste Europäer, der diesen mächtigen Fluß erblickte.

Eine Zeit von dreihundert Jahren hat den Charakter dieses Flusses nicht geändert. Er wird als breit und trübe mit starker Strömung und einer Menge Treibholz und Bäume beschrieben, die der Strom mit sich bringt.

Im Mai 1541 begaben sich die Spanier auf großen Barken, welche sie selbst gezimmert hatten, über den Fluß. De Soto drang nun in Arkansas ein. Hier wurden die Spanier von den Eingeborenen als Kinder der Sonne begrüßt und zu den Blinden geführt, „damit diese von den Söhnen des Lichtes ihr Gesicht wieder bekommen möchten."

— „Betet nur zu Gott, der im Himmel wohnt" — erwiderte de Soto — „und er wird euch geben, was ihr bedürfet!"

Seinem dunkeln Schicksale folgend drang Ferdinand de Soto immer tiefer nach Nordwesten in das Land bis in die Gebirgsgegend des Weißen Flusses, zweihundert Meilen westlich vom Mississippi. Aber die Berge in dieser Gegend hatten weder Gold noch Edelsteine.

De Soto blieb mit seinen Leuten den Winter hindurch in einer Indianerstadt am weißen Fluß Washita bei einem friedlichen Indianerstamme, der Ackerbau trieb und feste Wohnsitze hatte. Die jungen spanischen Cavaliere verübten an den friedlichen Einwohnern jede Grausamkeit, die ihnen ihre Laune eingab. De Soto hatte, wie man sagt, keine Freude an dieser Grausamkeit. Aber die Rechte und das Leben der Indianer wurden für nichts geachtet.

Im Frühling des folgenden Jahres beschloß de Soto dem Laufe des Washita bis zu seiner Mündung zu folgen, um etwas Neues vom Ufer des Meeres zu hören. Er verirrte sich in den Morästen längs des Rothen Flusses.

In einer Provinz, welche Guachoga genannt wurde, fragte er den Häuptling, wie weit es von hier bis zum Meere sei. Der Häuptling wußte es nicht. — „Gibt es benachbarte Orte im Lande bis zur Mündung des Flusses?“ — fragte de Soto weiter. Man antwortete ihm, daß der ganze Landstrich ein unbewohnter Sumpf sei. De Soto wollte dieser hoffnungslosen Nachricht keinen Glauben schenken und sandte Männer zu Pferde ab, um das Land südlich vom Mississippi zu untersuchen. Sie konnten in acht Tagen nur dreißig Meilen zurücklegen, so viele Hindernisse fand ihre Reise durch Moräste, dichte Waldung und undurchdringliches Geröhrig.

Der Gouverneur hörte ihren Rapport mit düsterm Schweigen an. Pferde und Männer fielen rings um ihn und die Indianer begannen immer gefährlicher zu werden. Er versuchte einen Stamm der Indianer, in der Nähe von Natchez, dadurch zu schrecken, daß er sagte, er wäre von überirdischer Abkunft und fodere deshalb Gehorsam von den Eingeborenen.

Der Häuptling erwiderte ihm: — „Du sagst, daß du ein Sohn der Sonne seist. Trockene diesen Fluß aus und ich will dir glauben!“

Ferdinand de Soto konnte nicht länger schrecken oder strafen. Sein hochmüthiger Eigensinn und sein Stolz hatten sich in düstere Melancholie verwandelt und seine Gesundheit begann in dem Kampfe mit Leiden und Widerwärtigkeiten zu wanken. Ein bösartiges Fieber verzehrte ihn, während er weder gepflegt noch besucht wurde, wie es seine Krankheit erfoderte. Sein kleines Heer war jetzt bis auf dreihundert Mann zusammengeschmolzen.

Als er seinen Tod herankommen fühlte, rief er den Ueberrest seiner treuen Begleiter, die ihm bis zu seinem Ende gehorchten, um sich und ernannte seinen Nachfolger.

Tages darauf starb er. Seine Soldaten erkannten seine Verdienste mit rühmlichem Andenken an, indem sie

seinen Verlust betrauerten. Die Geistlichen sangen an seiner Leiche das erste Requiem, das über dem Wasser des Mississippi gehört wurde. Um seinen Tod zu verbergen, wurde sein Leichnam in einen Mantel gehüllt. Und in der Tiefe der Nacht trugen sie ihn auf den Mississippi hinaus und versenkten ihn still in der Mitte des Stromes.

Es war nun wieder Mai und der Frühling brach herrlich an über dem Mississippi, aber de Soto brach nicht wieder auf, um ihm zu begegnen. Der Entdecker des Mississippi (setzt sein Biograph hinzu) schlief unter seinen Gewässern. Vier Jahre lang hatte er gewandert und hatte einen großen Theil des Festlandes durchzogen, Gold suchend und Nichts findend, was so merkwürdig gewesen wäre als die Stelle für sein Grab.

Vater Marquette, am Fuße des Altars ohne Krankheit und ohne Sorge nach einem Leben voll friedlicher Eroberungen und ununterbrochenen Glücks einschlummernd — und Ferdinand de Soto, langsam sterbend unter Morästen und Widerwärtigkeiten, das stolze Herz von den Dämonen des Kummers und der Demüthigung zernagt — welche Gemälde! — Hat wol irgend ein Gedicht mehr Licht als das erstere, und mehr Dunkel als das letztere?

21. Dec.

Der Mississippi fließt grau, trübe und breit, immer breiter, immer trüber, scheint mir, unter einem herbstlichgrauen, naßkalten Himmel. Seine Gewässer schwellen und steigen in dieser Zeit des Jahres mit jedem Tage mehr und mehr. Fortwährend sind seine Ufer niedrig und sumpfig, mit Cotton woods und Canebrakes eingefaßt. Auf seinen Wellen schwimmen große Stücken Holz und allerlei Gegenstände, die von Verheerung und Zerstörung sprechen. Dieser große Fluß kommt mir wie

eine Sündflut vor und trägt auch ein großes Sündenregiſter. Aber unſere ſtattliche Arche Noah's — mehr Kospomolit als ihr älteſter Vorgänger — ſchwimmt auf den Wellen des großen Kosmopoliten Miſſiſſippi mit ruhigem Gewiſſen und iſt ein ſo behaglicher Aufenthalt, daß ich, obgleich ich zuweilen an die Sündflut, an das Sündenregiſter des Miſſiſſippi und an de Soto's Schickſal in dieſer Gegend denke und das Gepräge ſeines Geiſtes an der düſtern Landſchaft, an der dunkelgrauen Erde und an dem dunkelgrauen Himmel ſehe, doch nicht unterlaſſen kann, mich leicht und glücklich zu fühlen. Es iſt mir ein ſchmeichelndes Gefühl, daß ich hier als eine Weltbürgerin von dem großen Weltbürger getragen werde, und es iſt mir ein ſchmeichelndes Gefühl, daß ich nun die geographiſche Geſchichte dieſes großen Weltbürgers bis zu ſeinem Ende kennen lernen, daß ich dann das ſchöne Cuba und das Tropenleben ſehen ſoll, und da denke ich — — — gar viele Gedanken!

Am Bord iſt Alles ſtill und geht mit Ordnung und Ruhe ſeinen Gang. Vormittags gehöre ich mir ſelbſt, leſe ein wenig amerikaniſche Geſchichte und Buchanan's „Journal of man“ und laſſe meine Gedanken mit dem Strome hinaus auf den Ocean ſchwimmen. Nachmittags und Abends bin ich in Geſellſchaft mehrer angenehmen Reiſegenoſſen an Bord. Zur Eßſtunde ſteht ſtets Mr. Harriſon im Salon bereit, mich hinaus zu Tiſche zu führen, und des Morgens reicht er mir alle mal mit brüderlicher Herzlichkeit ſeine Hand zum Morgengruß. Er ſetzt ſich bei Tiſche neben mich, nennt mir die Gerichte, ſagt mir, was ich eſſen ſoll, und hat dabei ſtets Recht, iſt angenehm und liebenswürdig in jeder Beziehung, erinnert mich oft in ſeinem ganzen Weſen an unſern Capitän G**m und hat mit dieſem auch die Aehnlichkeit, daß er bei einem ſehr tüchtigen und auch ſcharfen geſunden Verſtand ſeinen eigenen Kopf zu verleumden und als nicht beſonders ausmöblirt darzuſtellen pflegt. Wie es mit

der Maſſe ſeiner Kenntniſſe beſtellt iſt, weiß ich nicht; aber Das weiß ich, daß ſtarke praktiſche Naturen wie die ſeinige, wenn ſie damit ein ſtarkes Herz und ein edles Gemüth verbinden, für mich vorzugsweiſe beruhigend und zugleich erfriſchend ſind. Einen Mann, der für ſeinen erworbenen Reichthum ſeinem Vater und ſeiner Schweſter ein Haus kauft und ausmöblirt, möchte ich zum Bruder haben; aber nicht gerade des Hauſes wegen.

Die Thiere, unſere Unterthanen und unſere Oberhäupter, ergötzen mich ebenfalls (mit Ausnahme der Schweine, die ich alleſammt im Miſſiſſippi ertränken möchte, denn ſie ſenden von Zeit zu Zeit widerwärtige Gerüche auf unſere Piazza). Ihre vielverſchiedenen Laute ſind nicht unangenehm zu hören, namentlich aus der Entfernung, und ſie ſehen ſo behaglich und wohlhäbig aus, daß ich gewöhnlich ein mal des Tages die Runde mache, um ſie zu begrüßen. Die Ochſen ſind ſo fett, daß ſie kaum wieder aufſtehen können, wenn ſie ſich gelegt haben, und müſſen des Morgens durch ſchmerzhafte Careſſen mit der Peitſche zum Aufſtehen aufgemuntert werden.

Ich muß dir auch von ein paar neuen Bekanntſchaften erzählen, die ich an Bord gemacht habe. Die eine habe ich mit zwei jugendlichen Schweſtern aus Vermont geſchloſſen, wahren Roſenknospen ihrem Aeußern nach, mit Seelen vom reinſten Kryſtall, echten Töchtern Neuenglands, auch in der Beziehung, daß ſie in ihrer Heimat ganz gemächlich leben können, aber vorziehen, als Lehrerinnen ſich ihr Brot zu verdienen und eine ſelbſtändige Exiſtenz zu ſchaffen. Du würdeſt entzückt ſein von ihnen, wie ich es bin. Die älteſte Schweſter iſt fünfundzwanzig Jahre alt und gegenwärtig auf der Reiſe, um die Leitung von einem Frauenzimmerſeminar im Miſſiſſippiſtaate zu übernehmen. Die jüngſte Schweſter iſt erſt ſiebzehn Jahre alt und ſoll in der Erziehungs-

anſtalt, in welcher ihre Schweſter Oberlehrerin wird, als Schülerin eintreten. Beide ſind allerliebſt. Jede von ihnen hat ihren Lieblingsbruder, den ſie nicht häufig genug erwähnen und rühmen kann und deren Beider Porträts ſie mir gezeigt haben. Ihre Aeltern ſind todt. Hier auf dem Fahrzeuge ſind ſie auf ihre eigene Hand. Zuweilen ſtehen ſie zuſammen auf der Piazza und ſingen mit ihren lieblichen Stimmen Duetts.

Die älteſte iſt einer der ſchönſten Typen von einer jungen Lehrerin in der Neuen Welt, jenes jungen Frauenzimmers, welches, obgleich fein und zart von Geſtalt und mit allen weiblichen Reizen begabt, doch feſter auf ihrem Grunde ſteht als die Alpen und Pyramiden der Erde; welches den Euklides und die Algebra verſteht ſo gut wie ein Magiſter, und beſſer als irgend Jemand eine Schule von unlenkſamen Jungen zu dirigiren verſteht. — „Oh, I love to rule little boys!“ — ſagte Miß G** mit einem Lächeln, das bei ſeiner Lieblichkeit einen guten Theil ſchalkhafter und bewußter Macht hat. Und mit dieſer Macht voll Güte und ſchöner Weiblichkeit geht ſie ruhig dem Berufe einer Lehrerin entgegen, aber nicht blos als Lehrerin, ſondern mit dem Gefühl, eine der jungen Mütter der Menſchheit zu ſein.

Und ich wüßte kein ſchöneres Bild. Solche junge Frauenzimmer ſind die wahren Romanheldinnen des Tages.

Als ich nachforſchte, woher das liebenswürdige junge Mädchen ihre Kraft und ihren ſanften Reiz, ihr hohes Gefühl von dem Adel des Lebens und von dem Ziel der Menſchheit geſchöpft hat, da ſchilderte ſie mir in lieblicher, aber ernſter Schönheit das Bild ihrer verewigten Mutter.

— „Ich erinnere mich“ — erzählte ſie eines Abends, als wir in der Dämmerung in einer «Cauſeuſe» ſaßen — „ich erinnere mich, wie ſie des Morgens mit mir auszugehen pflegte, als ich noch ein kleines Mädchen war,

wie ſie mit mir über die grünen Hügel wanderte, wenn der Thau noch im Graſe glänzte, wie ſie mir die kleinen Kleeblumen auf der Erde zeigte, die mein Fuß zertrat, wie ſie mich ſehen ließ, wie vollkommen dieſelben gebildet waren, und wie ſie mich koſten ließ, wie reich ſie an Honigſaft waren!"

Klare Perlen ſchimmerten in den ſchönen Augen der Erzählerin. Die kleine Kleeblume hatte ihr Haupt emporgerichtet. Sie war ein Menſch geworden.

Ich ſah Powers' Amerikanerin vor mir, aber nicht blos in Marmor, ſondern in lebendigem Leben.

Meine andere angenehme Bekanntſchaft an Bord iſt ein Herr, ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren, mit einem jener reinen, ſchönen Geſichter, zu denen man ſogleich Vertrauen faſſen muß, die durch ihre Offenheit und ihren männlichen Ernſt an unſern König Guſtav Adolf den Zweiten erinnern, obgleich ſie weniger kriegeriſchen Ausdruck haben. Mein neuer Freund hat etwas Phlegmatiſches und Contemplatives. Seine Unterhaltung gewährt mir beſonderes Vergnügen. Erſchrick nicht, wenn ich dir ſage, daß er in den ſüdlichen Staaten als Plantageneigenthümer und Sklavenbeſitzer gelebt hat. Du kannſt ſogleich an ſeinen ſchönen, innigen, blauen Augen ſehen, daß er der beſte Gebieter von der Welt geweſen iſt. Fürchteſt du vielleicht, daß ich verliebt in ihn bin, und ſiehſt du mich vielleicht ſchon im Geiſte mit ihm verheirathet und auf einer Baumwollenplantage am Miſſiſſippi mitten unter Negerſklaven wohnhaft?!

Ja, wäre ich jünger und wäre mein Lebenszweck weniger beſtimmt, als es jetzt der Fall iſt, ſo bekenne ich, daß hier und da einer von dieſen amerikaniſchen Herren mit ihrer Energie, Herzlichkeit und Ritterlichkeit — — — für mein Herz gefährlich werden würde. Aber wie es jetzt iſt, ſo nehme ich jedes Gefühl von

herzlichem Wohlwollen, das mir ein Mann oder eine Frau einflößt, mit ruhiger Dankbarkeit an, wie ein Gewürz an die gute Speise des Lebens, wie den Sonnenstrahl und den Frühlingswind, der den Tag verschönt. Ich suche sie nicht auf; aber wenn sie mir entgegenkommen, genieße ich sie wie Blumen, welche die Hand des allgütigen Vaters gegeben hat.

Was nun insbesondere diesen liebenswürdigen Herrn betrifft, so ist er bereits verheirathet und reist jetzt mit seiner Familie wegen der Gesundheit seiner Gattin für den Winter nach Cuba und dann nach Europa. Seine Frau ist kränklich, hat aber in ihrem Charakter dieselbe Mischung und denselben Ernst wie ihr Mann. Beide Gatten scheinen einander innig zugethan zu sein. Warum müssen solche Menschen Sklavenbesitzer sein oder vielmehr warum können nicht alle Sklavenbesitzer solche Menschen sein?!

Die Frau dieses Plantageneigenthümers sagte mir, daß ihr Mann auf seiner Plantage nie rechte Gemüthsruhe habe, weil der Gedanke an seine Sklaven und der Wunsch, dieselben recht gut zu halten und gut zu verpflegen, ihn Tag und Nacht beunruhige. Er fürchte stets, nicht genug für sie gethan zu haben.

Wir sind jetzt nahe bei Wicksburg, einer Stadt am Mississippi von schlechtem Ruf, aber einer Stadt, die ebenfalls ein Beweis für die Fähigkeit der Nordamerikaner zum Selbstregieren ist. Vor einigen Jahren hatte sich daselbst eine Bande von desperaten Spielern und Abenteurern niedergelassen. Sie hielten Spielclubs, verlockten junge Leute dahin, veranlaßten Zweikämpfe, schossen mit Pistolen auf den Straßen und in ihren Häusern und ließen sich allerlei wilde Handlungen zu Schulden kommen. Die weisen Männer der Stadt versammelten sich und deuteten den Spielern an, daß sie spätestens binnen acht Tagen die Stadt verlassen sollten, widrigenfalls sie nach Verlauf dieser acht Tage ergriffen und — gehängt werden würden. Die Spieler

verachteten dieſe Weiſung und ſpielten, duellirten und ſchoſſen ſich wie vorher. Als die achttägige Friſt verſtrichen war, verſammelten ſich die Männer der Ordnung wieder, nahmen die Spieler feſt, hängten den ſchlimmſten von der Geſellſchaft auf, ſetzten die übrigen in ein Boot und ſchickten ſie den Miſſiſſippi hinab. Das nennt man „Lynch law“ und es iſt die eigenmächtige Handhabung der Gerechtigkeit, wo noch keine ordentliche autoriſirte Corporation zur Handhabung des Rechts nach den gewöhnlichen Rechtsformen beſteht.

Seit dieſer Execution (die, ſoviel ich weiß, im verfloſſenen Jahre geſchehen iſt) iſt Wicksburg eine anſtändige Stadt.

Bald kommen wir nun aus der Baumwollengegend in die Zuckergegend. Aber wann werden wir in die Gegend des Sommers kommen? Es iſt fortwährend feucht und kalt.

22. Dec.

Nun ſind wir da! Nun ſind wir da! Und Sonnenſchein und Sommerwinde umgeben uns! Aber — ich muß dir in der Ordnung erzählen, was hier einen Wendepunkt in meinem innern Leben gemacht hat.

Es iſt der ſechste Tag unſerer Fahrt auf dem Miſſiſſippi. Als ich heute hinaus auf die Piazza kam, glaubte ich in einer bezauberten Welt zu ſein. Die lieblichſte Sommerluft umſchmeichelte mich, der mildeſte blaue Himmel lächelte über dem Miſſiſſippi und über den offenen angebauten Feldern an ſeinen Ufern; weiße, ſommerleichte Wolken wurden von dem lauen Wind langſam getrieben und auf den grünenden Fluren glänzten allerliebſte Wohnungen in Wäldern von Orangenbäumen, Roſenlorbern, Cypreſſen und Cedern. Ein unbeſchreiblich mildes und liebliches Schönheitsleben athmete in Allem und über Allem. Alles war verwandelt. Wir waren

unterhalb Memphis in die Zuckergegend gekommen oder in die Gegend, in welcher das Zuckerrohr zugleich mit der Baumwolle und dem Mais gebaut wird. Wir waren an Natchez vorübergefahren, wo ein mächtiger Indianerſtamm die Sonne anbetete und ein „ewiges Feuer" unterhielt, ein Ort voll blutiger Erinnerungen. Wir hatten die Stadt mit dieſen blutigen Erinnerungen hinter uns gelaſſen, hatten die Staaten Miſſiſſippi und Arkanſas hinter uns gelaſſen. Wir waren nun in Louiſiana, deſſen Ufer den Fluß auf beiden Seiten einſchloſſen. Wir flogen in die Arme des Südens. Und dieſer empfing uns mit warmem Herzen. Das fühlte ich; und mein eigenes Herz öffnete ſich allen den ſanften Mächten des Lebens und der Natur. Ich ſaß ſtill draußen auf der Piazza im Hinterdeck den ganzen Vormittag hindurch in einer Art von ſtillem Genußrauſch, eintrinkend die liebliche Luft und die ſüdliche Landſchaft, ſchwelgend in dem reizenden Anblick des Himmels und der Erde und der unbeſchreiblich weichen, milden Atmoſphäre, welche den Raum zwiſchen beiden erfüllte.

Es war Mittagszeit. Immer lieblicher wurde die Luft, immer lebhafter das Schauſpiel an den Ufern. Karavanen von ſchwarzen Männern und Frauen ſah man aus den Gehöfen der Plantagen hinaus auf die Ackerfelder reiten. Hinter den Reitenden kamen eine oder zwei „Buggies" (oder kleine Cabriolets), vermuthlich mit dem Aufſeher und dem Plantagenbeſitzer. Ich blickte auf dieſes Schauſpiel in jener Stimmung voll Menſchenliebe, in welcher man, um ſich ſelbſt bei guter Laune zu erhalten, von allen Menſchen das Beſte denkt und alle Dinge und Zuſtände auf der Lichtſeite zu ſehen ſucht.

Mehre Stunden ſpäter ſaß ich noch auf der Piazza im Hinterdeck und trank noch dieſelbe milde reizende Luft, betrachtete daſſelbe Schauſpiel voll ſüdlicher Schönheit, ſah es aber jetzt mit einem Herzen voll Bitterkeit.

Ja — — — denn vor meinen Blicken hatte ſich ein nächtliches Gemälde aufgerollt, das wie ein Geſpenſt des Abgrundes ſtets zwiſchen mich und die Erinnerung an den lichten Schleier treten wird, der auf eine Weile meine Augen bezauberte und blendete.

Ich ſaß und betrachtete das ſchöne Schauſpiel, wie man eine Theaterſcene betrachtet. Mit kindiſchem Sinn freute ich mich über die Decorationen. Da kam mein neuer Freund, der Plantagenbeſitzer, und ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, der neben mir auf der Piazza ſtand. Wir ſprachen einige Worte über die Lieblichkeit der Luft, die er gleich mir genoß, dann ſaßen wir ſchweigend nebeneinander und betrachteten die Scenen an den Ufern. Wir ſahen die Karavanen von Sklaven und ihren Aufſehern über die Felder ziehen. Und in der Stimmung voll Menſchenliebe, von der ich ſoeben geſprochen habe, ſagte ich zu meinem Nachbar:

— „Das iſt kein erfreulicher Anblick, und doch iſt wahrſcheinlich mehr Glück und Wohlbehagen in dieſem Leben (der Sklaven) zu finden, als man ſich gewöhnlich vorſtellt!“

Der Pflanzer wandte ſein ſchönes Geſicht mit einem Blick zu mir, den ich nie vergeſſen werde; es lag Ueberraſchung, faſt ein Vorwurf, und eine tiefe Melancholie darin.

— „Oh!“ — ſprach er mit verhaltener Stimme — „Sie wiſſen nicht, was an dieſen Ufern vorgeht; ſonſt würden Sie nicht ſo denken. Hier findet ſich viel Gewaltthätigkeit und viel Leiden! In dieſer Jahreszeit beſonders — und von der Zeit an, wenn die Baumwolle gepflückt werden kann, geſchehen große Grauſamkeiten auf den Plantagen in dieſer Gegend. Hier gibt es Plantagen, auf denen während dieſer Monate die Peitſche nie ruht. Sie können ſich von ſolchen Peitſchenhieben gar keinen Begriff machen!“

Ich will hier die Scenen nicht wiedererzählen, die

mir der Pflanzer enthüllte, und was er während einer Zeit von mehr als vierzehn Jahren an Gewaltthätigkeit, Grauſamkeit und Leiden geſehen hatte, Scheußlichkeiten, die ihn endlich dahin gebracht hatten, ſich ſeiner Plantage zu entäußern und die Sklavenſtaaten für immer zu verlaſſen. Ich will blos einige von den Worten dieſes redlichen Mannes anführen*).

— „Ich habe Männer gekannt, und auch Frauen, die wirkliche Teufel gegen ihre Sklaven waren; die ihr Vergnügen darin fanden, ſie zu quälen.

„Man kann einen Neger faſt bis zum Tode peitſchen laſſen, ohne daß man Blut fließen läßt. Die Streifen von Kuhhaut, die man innerhalb des Hauſes zu dieſem Zweck anwendet, können grauſame Schmerzen erregen, ohne daß man ein ſichtbares Zeichen davon bemerkt.

„Die Frauen ſind nicht ſelten die grauſamſten Quälerinnen der Hausſklaven. Und lieber noch möchte ich eine Feldhand (field-hand), d. h. ein Sklave, der außer dem Hauſe arbeitet, als Hausſklave bei einer reizbaren Frau ſein. Das Inſtitut der Sklaverei ſcheint die Natur der Frauen ganz umzukehren.

„Die Sklaverei verdirbt die Weißen. Ich habe junge Männer und Frauen gekannt, liebenswürdig in jeder Beziehung und einnehmend durch Betragen und Charakter, nur gegen die Sklaven hart und ungerecht.

„Es gibt natürlicherweiſe Ausnahmen. Es gibt gütige und zärtliche Hausherren und Hausfrauen; aber deren ſind nur wenige. Die Regel iſt, daß dieſes Inſtitut die Gemüther der Sklavenbeſitzer von ihrer Kindheit an verblendet und verhärtet.

---

*) Ich würde dieſe Mittheilungen nicht veröffentlichen, wenn ich nicht wüßte, daß er jetzt vor allen Unannehmlichkeiten geſichert iſt, die ihm ſeine Offenheit möglicherweiſe zuziehen könnte, wenn ich nicht durch meine Mittheilung ſeinen letzten Willen und — — einen noch höhern Willen auszuführen glaubte.

„Seit einigen Jahren iſt dieſer Zuſtand beſſer, bedeutend beſſer, und wird noch immer beſſer. Das Licht beginnt in dieſes Inſtitut einzudringen; man iſt nicht mehr ſo furchtſam, daß man ſich ſcheut, darüber zu ſprechen. Noch vor einigen Jahren würde ein Mann, der nur den ſechsten Theil von Dem, was ich Ihnen jetzt geſagt habe, veröffentlicht hätte, ohne weiteres erſchoſſen worden ſein. Der Sklavenbeſitzer weiß jetzt, daß das Auge des Publicums auf ihn gerichtet iſt. Das macht ihn vorſichtiger. Die Sklaven werden ſeit zehn oder zwölf Jahren in dieſer Gegend beſſer genährt und gekleidet als früher. Aber es geſchieht noch immer Unrecht und Grauſamkeit genug, und muß auch geſchehen, ſo lange dieſes Inſtitut beſteht. Und es iſt meine Ueberzeugung, daß daſſelbe ſehr bald zur Streitfrage und Lebensfrage, zur „the question“ in der amerikaniſchen Union werden wird.

„Auch noch jetzt macht ein Sklavenbeſitzer ſich kein Gewiſſen daraus, einen Neger niederzuſchießen, den er im Verdacht hat, auf ſeine Flucht bedacht zu ſein. Und das Geſetz ſchweigt zu allen ſolchen Gewaltthaten. Ich habe mehre Sklaven durch Schüſſe, die unter ſolchen Umſtänden auf ſie abgefeuert wurden, ſchwer verwundet, aber nur einen getödtet geſehen.

„Das Geſetz iſt kein Schutz für die Sklaven. Es gewährt ihnen nominellen, aber keinen wirklichen Schutz. Der Sklave iſt von ſeinem Herrn abhängig. Die Männer des Geſetzes ſchließen die Augen, ſo lange ſie es können. Und die Neger dürfen vor Gericht kein Zeugniß ablegen.

„Man ſpricht von der öffentlichen Meinung. Aber die öffentliche Meinung wird meiſtentheils noch von den Demagogen fabricirt. Das Baumwollenintereſſe iſt das einzige Gewiſſen, das man beſitzt. Viele ſehen das Uebel

und grämen sich darüber, aber sie schweigen aus Furcht, sich in Verdrießlichkeiten zu verwickeln.

„Die Feste der Sklaven sind größtentheils Erdichtungen. In einigen Plantagen läßt man sie zu Weihnachten tanzen, wenn nämlich die Baumwolle gepflückt und der Zucker gemahlen ist. Fällt aber die Ernte spät, wie in diesem Jahre, so wird dieses Fest bis ins Unendliche aufgeschoben, und meistentheils wird dann gar nichts daraus. Ist die Ernte gut und die Arbeit gethan, so wird den Sklaven einmal ein Tanz gestattet.

„Bisher war auf den Plantagen in Louisiana kein religiöser Unterricht für die Sklaven gestattet und ist es auch zu dieser Stunde noch nicht. Aber Gott mag wissen, wie es kommt, daß diese armen Menschen doch einige sagenhafte Nachrichten von dem Erlöser haben; und Sie können sich kaum eine Vorstellung von der Begierde machen, mit welcher sie jedem Wort darüber lauschen. Ich kenne jetzt einige Plantagen, auf denen man den Sklaven ordentliche Kenntnisse vom Christenthume beibringt. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß dies weiter um sich greifen und eine Veränderung in dem Verhältniß zwischen Herren und Sklaven hervorbringen wird.

„Die Zeit ist vielleicht nicht mehr weit entfernt, da die öffentliche Meinung ein wirklicher Schutz für die Sklaven sein wird, mehr als ihnen das Gesetz jemals gewähren kann.

„Man wird genöthigt sein, mehr Gerechtigkeit und Milde gegen die Sklaven zu üben, schon um der eigenen Sicherheit willen. Ich habe hier Zeiten gekannt, in denen kein Plantagenbesitzer eine ruhige Nacht hatte und sich nie, ohne scharfgeladene Pistolen neben sich zu haben, in sein Bett legte.

„Wollte man versuchen, die Sklaven mit Verstand und Billigkeit zu behandeln, so würde man über die günstigen Erfolge dieser Methode erstaunen. Die Neger

sind im hohen Grade empfänglich für Güte und Gerechtigkeit. Sie sind stets geneigt, sich wirklicher Ueberlegenheit unterzuordnen. Wollte der weiße Mann dieses Mittel benutzen, so würde er den Neger leiten oder ihn wenigstens ohne einen Peitschenschlag für sich arbeiten lassen können.

„Ich habe auf meiner Plantage nie die Peitsche gebraucht, um zur Arbeit anzutreiben. Ich habe es nicht nöthig gehabt. Gerechtigkeit, Ordnung und Billigkeit gegen die Neger sind hinreichend gewesen, sie zum fleißigen Arbeiten zu vermögen. Ich habe die Peitsche (man kann bei dem gegenwärtigen rohen Zustande der Neger die Peitsche auf keiner Plantage ganz und gar entbehren) nur als Strafe für Diebstähle und Raufereien anwenden lassen. Zum Antreiben zur Arbeit bedurfte es der Peitsche nicht.

„Ich bin überzeugt, daß man die Sklaven zu freien Dienern machen könnte und daß sie ebenso gut arbeiten würden. Alle Gefahren einer Emancipation, die man vorspiegelt, sind nach meiner Ansicht blos Träume. Wenn die Emancipation allmälig und mit Verstand geschähe, so würde sie ohne Gefahr und Schwierigkeit vor sich gehen. Die Versuche mehrer Sklavenbesitzer mit ihren Sklaven, und unter diesen namentlich Mr. Mac Donough's und Henderson's, haben dies bewiesen.

„Die Erziehung und eine damit zusammenhängende Aussicht auf Befreiung würde das rechte Mittel dazu sein.

„Allein hier müßte sich sehr viel ändern, bevor ein solcher Gedanke allgemein wird — — — ich habe Geistliche gekannt, welche die grausamsten Sklavenbesitzer waren.

„Und würde ich veröffentlichen, was ich gesehen habe und weiß, was geschehen ist und noch geschieht in diesen Staaten, so würde es hinreichen, jedem rechtlich denken-

den Menschen die Haare auf dem Kopfe sträuben zu lassen.

„Den Erzählungen geflüchteter Sklaven, deren ich einige gelesen habe, ist nicht immer Glauben beizumessen. Sie sind oft erdichtet, aber — — — es bedarf keiner Erdichtung, um den Zustand der Sklaven entsetzlich erscheinen zu lassen. Die Wirklichkeit ist schlimmer als jedes Gedicht. Und wäre ich ein Sklave, so würde ich, ja gewiß, so würde ich in den Fluß springen und meinem Leben ein Ende machen!"

Diese Worte und die ihnen folgenden Erzählungen von den Scheußlichkeiten, welche an diesen Ufern vorgekommen sind und noch täglich vorkommen, mischten sich wie ein giftiger Wind in die Sommerlüfte, die mich umschmeichelten.

Ich sah im Geiste einen alten Sklaven bis zum Tode gehetzt, weil er gewagt hatte, seine Ehefrau zu besuchen; ich sah ihn zerfleischt, geschlagen, gefesselt, sich freiwillig in die Wogen des „Schwarzen Flusses" stürzen, über welchen er in die Gewalt seines harten Gebieters zurückgebracht wurde. Und das Gesetz schwieg!

Ich sah ein junges Weib wegen eines übereilten Wortes, das sie gesprochen hatte, über den Kopf schlagen, daß sie todt zu Boden stürzte. Und das Gesetz schwieg!

Ich hörte das Gesetz durch Geschworene zwischen einem weißen und einem schwarzen Manne entscheiden und den Letztern zu den Ruthenstreichen verurtheilen, die der Erstere verdient hatte. Und die Redlichen unter den Geschworenen widersetzten sich vergebens!

Ich sah hier — am Ufer des Mississippi, noch vor wenigen Monaten — ein junges Negermädchen sich den Mishandlungen ihres Gebieters (und dieser war ein Geistlicher!) entreißen und in den Fluß stürzen.

Ich sah Scharen von gefangenen Männern und

Frauen, verurtheilt, von früh bis spät zu arbeiten, jedes Strahles von Licht beraubt, das dem Gefangenen Hoffnung zu geben vermag, verhindert, die Stimme Dessen zu hören, der da ruft: — „Kommt Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid" — ausgeschlossen durch Menschen, die sich Christen nennen!

Doch vergib, meine Agathe! Warum soll ich deine Augen mit diesen düstern Gemälden peinigen? — Ich wünschte, daß ich selbst sie nicht zu sehen brauchte. Aber der Eindruck, den sie auf mich gemacht haben, wird nie vergehen! Vorüber war mein Entzücken an der Luft und an der Schönheit des Südens. Ich fühlte in meinem Herzen Haß gegen das Geschlecht, das solche Grausamkeiten und solches Unrecht verüben konnte; ich haßte Diejenigen, welche dieses Unrecht der Handelsinteressen halber beschönigen konnten! Ich zürnte mir selbst, daß ich, um mich selbst zu schonen, eine zeitlang die Augen hatte schließen wollen gegen Das, was ich sehen mußte. Ja, ich hätte dies sehen müssen, aber — — — ich dachte nicht, daß es jetzt noch so sein könnte!

Georgia und Carolina haben doch das Licht des Christenthums zu den Sklaven kommen lassen. In Georgia und Carolina hatte ich die Kinder Afrikas in unendliche Jubellieder über ihren Erlöser ausbrechen hören!

Aber hier, hier im schönen Süden des Mississippithales, hier war es schlimmer als bei den Heiden!

Mississippi, du große Sündflut, nun kenne ich deine Geschichte bis zum Ende!

Aber mitten in diesem finstern Kreise habe ich doch das Gewissen des Südens klar in ein reines Auge blicken sehen, das sich mit einem warmen und redlichen Herzen zum Himmel emporwandte. Und das ist mein Trost und meine Hoffnung. Das Sonnenlicht über dem Mississippi ist nicht eitel Lüge!

Dunkel war in der Tiefe, aber der Geist Gottes schwebte über dem Wasser!

Auf dem Mississippi, 23. Dec.

Wir sind an „Baton Rouge" vorbei gefahren. So heißt nämlich die politische Hauptstadt von Louisiana, auf einer Anhöhe (bluff) am rechten Ufer des Mississippi gelegen. Ein schönes Capitolium beherrscht die kleine Stadt, und ein stattliches Staatsgefängniß, eben erst fertig gebaut, steht mit seinem Fuß in den Wellen der Sündflut.

Der Mississippi ist hier sehr breit. Es sind Sandbänke und grüne Inseln im Flusse. Das Wasser ist heller. Die Sonne scheint. Die Landschaft an den Ufern ist hell und mild — Plantagen, Orangenwälder, weiße Sklavendörfer auf grünen Fluren. Weite Aussichten unter sommermildem Himmel. Der Fluß ist voll von Fahrzeugen, Dampfschiffen, Booten und Barken. Wir nähern uns der heitern Stadt Neuorleans.

Heute wollte ich Etwas mit unserer „Stewardess", einem hübschen, gutmüthigen Mulattenmädchen, sprechen. Ich fand sie in ihrer kleinen Kajüte, eifrig ein großes A-B-C studirend. Schon mehrmals hatte ich sie in derselben Weise beschäftigt gefunden.

— „Der Steward" — sagte sie — „hätte ihr versprochen, sie lesen zu lehren, aber heimlich. Er könnte gut lesen." — Und sie wünschte so sehr lesen zu können. Eines Tages fand ich sie allein in unserm Salon, vor einer aufgeschlagenen Bibel stehend, die daselbst stets auf einem Tische zu liegen pflegt. Ich fragte sie, was sie da machte.

— „O, dieses Buch!" — antwortete sie mir — „ich wende und wende seine Blätter um und möchte

gern wissen, was darauf steht. Ich versuche und versuche — — ach, ich würde so glücklich sein! Aber ich kann nicht lesen!"

Wir nähern uns Neuorleans, „der heitern Stadt". In wenigen Stunden sind wir da. Alle Thiere in unserer Arche Noah's lassen ihre Stimme hören.

Neuorleans, Louisiana.
Lafayette Square, 25. Dec.

Tief im Süden, aber ohne Sonne, wenigstens für den Augenblick. Aber sie leuchtete hell bei unserer Ankunft in „the Crescent-City", die sich in Halbmondform auf einer breiten niedrigen Landzunge zwischen dem Mississippi und dem Lake Pontchartrain (in diesen großen Landsee bringen die Gewässer des Mexicanischen Meerbusens) ausdehnt.

Nicht weniger als drei Dampfschiffe waren kurz vor unserer Ankunft in die Luft geflogen. Eins derselben war ganz neu und auf einer Lustfahrt begriffen gewesen und hatte mehre angesehene Männer aus Neuorleans an Bord gehabt. Viele waren bedeutend, einige sogar tödtlich verletzt worden.

Aber unsere Arche Noah's hatte uns wohlbehalten an den Strand gebracht und alle unsere Thiere mit uns.

Der Hafen, in den wir einliefen, war schön und einladend in seiner weiten Halbmondform. Aber die Rhede war ziemlich unangenehm. Der Kai war von Holz und schlecht angelegt.

Am Arm meines treuen „Caballeros", L. Harrison, stieg ich ans Land und nach einem prächtigen Gebäude empor, das dem römischen Pantheon glich und mit massiven Säulen, nicht von Marmor, sondern von Gyps, weißglänzend dastand. Es war das Hôtel St.-Charles,

in welchem wir fürs erste unsern Aufenthalt nehmen sollten.

Aber als ich fand, daß ich für ein kleines kaltes Zimmer mit einem ungeheuern Bett darin und drei Treppen hoch; für das Recht, mich in dem großen Salon aufzuhalten, in welchem ich mich gar nicht aufhalten möchte, wenn ich es vermeiden könnte; für das Recht, eine Menge Speisen zu mir zu nehmen, die ich — nicht zu mir nehmen kann, ohne krank zu werden, und zwar zu Zeiten, die mir nicht zusagten; — als ich fand, daß ich für alle diese Herrlichkeiten drei Dollars täglich bezahlen sollte, ohne dafür eine einzige angenehme Stunde zu haben, so gab ich mir Mühe, eine andere Wohnung zu suchen.

Und eine andere Wohnung erhielt ich sehr bald durch die gütige Fürsorge meines freundlichen Landsmannes, Herrn Charles Schmidt, Bruder des Justizraths. Heute Morgen begleitete mich L. Harrison im Wagen unter Regen und Wind dahin.

Es ist ein Privat-„Boarding"-Haus, einer ehrenwerthen Witwe zugehörig, in dem ich nun wohne. Ich habe ein großes schönes Zimmer mit Teppich und Feuerstelle und mit zwei großen Fenstern nach einem mit jungen Bäumen (sie sind noch grün) bepflanzten Platz hinaus, der einen grünen Plan in der Mitte hat. Es ist der Lafayette-Square, ein schöner und sehr stiller Platz. Ich fühle mich ganz glücklich über meine neue Wohnung, für die ich sammt der Kost nur zehn Dollars wöchentlich bezahle; und das ist ein billiger Preis in Neuorleans.

Im St.-Charles-Hôtel machte ich Bekanntschaft mit einigen Personen, die künftig mehr als bloße Bekannte für mich werden; das ist Mr. und Mrs. Geddes. Sie sind aus Cincinnati, leben aber, wie Mr. Harrison, den Winter über in Neuorleans, wo die Herren Geschäfte

betreiben. Harrison hatte mich schon darauf vorbereitet, daß ich an Mrs. Geddes Gefallen finden würde.

Als ich am folgenden Morgen nach meiner Ankunft zum Frühstück in den großen Speisesaal hinunterging, war noch Niemand darin und ich nahm mir vor, unter den Ankommenden meine künftige Freundin zu errathen.

Ich sah die Damen, eine nach der andern, hereintreten, alle mit Kleidern, die bis hoch an den Hals hinaufreichten, mit kleinen Kragen, bloßem Haar, alle gleich gekleidet, als wenn sie in Eine Form gegossen wären. Alle waren fein, mager oder vielmehr dürr und sahen, wie mir schien, auch dürr im Innern aus. Allein in letzterer Beziehung kann ich mich täuschen. Gewiß aber ist es, daß ich nach ein wenig Leben, ein wenig Eigenthümlichkeit, ein wenig Individualität im Aeußern oder im Innern dürstete. Die Quäkerinnen sind sich auch im Anzuge alle gleich. Aber welche deutlich ausgeprägte Eigenthümlichkeit liest man in ihren Gesichtern. Hier war dagegen Alles ohne Charakter. Diese Einfachheit war einförmig und langweilig. Und Mrs. Geddes hatte ich nicht entdecken können.

Ich sagte dies Mr. Harrison, als er am Frühstückstisch neben mir saß.

— „Wenden Sie sich um" — sagte er — „sie sitzt an dem Tische hinter Ihnen!" — (Nb. Wir aßen an langen, schmalen Tischen.) Ich wandte mich um und begegnete einem sanften, ovalen, etwas bleichen Gesicht und ein Paar innigen schönen Augen, auch einer hellen Stirn, über welcher das dunkelbraune Haar nach den Schläfen hin gescheitelt war. Es war Mrs. Geddes. Sie war ebenso gekleidet wie die andern Frauenzimmer, aber in einen kostbaren schwarzen seidenen Stoff; auch ihr Haar war auf dieselbe Weise aufgebunden wie bei den andern Damen; aber dennoch war ein großer Unterschied zwischen ihnen. Sie schien mir ein wenig steif, aber nicht trocken, sondern edel und sanft zu sein.

Ich machte nähere Bekanntschaft mit ihr am Weihnachtsheiligenabend und am Abend des ersten Weihnachtsfeiertags, die ich in den großen Salons in Gesellschaft mit einem Theil der Bewohner des Hôtels St.-Charles zubrachte. Sie gefiel mir von ganzem Herzen. Sie besitzt die feinen regelmäßigen Züge, welche der weiblichen Schönheit in Amerika eigenthümlich sind, und hat daneben die ruhige Haltung, die schüchterne, würdige Anmuth, die bei den Schönheiten der Neuen Welt nicht so oft zu finden ist.

Mr. Geddes, um einen guten Theil älter als seine schöne Frau, hat ein lebhaftes, charakterstarkes Aeußere und ist ein starker Swedenborgianer, woraus ich schließe, daß wir bald in Streit über diesen Propheten gerathen werden. Aber es wird schon in Güte abgehen, denn er ist augenscheinlich ein guter Swedenborgianer.

In dem großen Salon wurde getanzt. Ein junges, schönes, augenscheinlich schwindsüchtiges Mädchen walzte mit einer Leidenschaftlichkeit, als wenn sie sich auf der Stelle umbringen wollte, und ihr Cavalier und Anbeter stand ihr getreulich bei. Ich war nicht heiter. Ich dachte an den Weihnachtsabend in Schweden und in der Heimat. Hier versteht man sich nicht darauf, das Weihnachtsfest zu feiern. Aber in Schweden verstehen wir die Feier dieses Festes.

Am Weihnachtstage war ich in der Kirche, in einer prächtigen Kirche, deren dunkel gefärbte Glasfenster aber alles Licht abhielten, und hörte eine trockene gemüthlose Predigt. Ich war durchaus nicht erbaut und Neuorleans kam mir wie eine trockene und jämmerliche Stadt vor. Ich dachte an die Christmette in unserer Landkirche, an die Schlittenfahrt dahin in der Morgendämmerung durch den Tannenwald auf dem frischgefallenen Schnee, an die Reihe von kleinen Bauerschlitten, die lustig den Weg entlang klingelten, an die kleinen Häuserchen im Walde

mit den hellflammenden Weihnachtslichtern, an die schöne einfache Kirche mit dem dunkeln Waldhintergrunde, lichtstrahlend aus allen Fenstern, an den fröhlichen Anblick des Lichtes und des Volkes darin, an das gemüthliche Landvolk in seinen warmen Kleidern — ich sah den Reichstagmann in Thyresta in seinem Wolfspelze durch die Kirchthür eintreten, ich sah die Kinder mit glänzenden Blicken, ich hörte den starken lebensfrischen Gesang:

— „Sei gegrüßt, du schöne Morgenstunde!" —

Ich sang ihn aus vollem Herzen mit. Ja, das war Weihnachtsleben und Weihnachtsfreude!

In Neuorleans ist das Weihnachten — kein Weihnachten. Ich glaubte in einem heidnischen Lande zu sein.

Am Abend des Weihnachtstages unterhielt ich mich sehr munter mit einer offenherzigen, originellen ältlichen Frau, einer ziemlich seltenen Erscheinung unter den Frauen der Neuen Welt. Mrs. D** ist weltlich, aber geistreich und eigenthümlich; sie macht keine Umstände mit der Welt, sondern hat den Muth, so zu sein, wie es ihr beliebt, auch im Anzuge. Und ihre rothe Sammetblouse, die sie ohne Gürtel umwallt wie ein weiter Mantel — sie mag nun in der Gesellschaft „schicklich" oder „unschicklich" sein — kleidete ihre hochgewachsene starke Gestalt vortrefflich; sie sah darin wahrhaft königlich aus und war für mich ein erquickender Anblick. Dank, Mrs. Duncan!

Wenn es sich heute Nachmittag oder morgen aufklärt, will Mr. Harrison mich auf den Sklavenmarkt führen, der zu den großen Schauspielen „der heitern Stadt" gehört. Ich fange nun an zu ahnen, warum ich den Mississippi hinabfahren mußte, warum ich nach Neuorleans kommen mußte.

27. Dec.

Drei Tage Regen und Wind in Neuorleans, heute noch ärger als an den vorhergehenden Tagen, denn es regnet und ſchneit durcheinander und iſt kalt dazu. Aber ich befinde mich wohl, mein liebes Herz; ich bin mein eigener Herr in meinem gemüthlichen freundlichen Zimmer und habe heute wieder einen jener ſchönen innern Frühlingstage, die mich bisweilen mitten im Winter mit einem überwallenden Frühlingsleben überraſchen, während Alles in meiner Seele ſich bewegt, wächſt und blüht in geiſtigem Sonnenſchein, während alle Gedanken aufblühen, ſich verbinden und gleichſam miteinander vereinen auf eine Weiſe, die mich ſelbſt überraſcht und entzückt, während der Kopf und die Bruſt ſich zu eng fühlen für die Gefühle und Ahnungen, die ſich darin bewegen und gleichſam den Weg herausbahnen wollen. Aber ich kann dieſen Zuſtand nicht beſchreiben!

Ich umarme dich und die Mama in der Fülle meines Herzens, indem ich dieſen Brief nun ſchließe und abſende; denn ich glaube, es iſt ſchon lange her, ſeitdem ich keinen Brief in die Heimat geſchickt habe.

Nachſchrift.

28. Dec.

Endlich nach dreitägigem Regen und Wind ein heller ſchöner Tag! Und nun muß man thätig werden, milde Stiftungen, Schulen und Gefängniſſe beſuchen, auch auf die Plantagen hinausfahren.

Geſtern Nachmittag mitten im Regen wurde ich durch einen Beſuch von unbekannten Freunden in Neuorleans überraſcht, innigen herzlichen Leuten, ſodaß ich mich ganz glücklich fühlte. Sie brachten mir Veilchen

und eine Einladung, mit ihnen auf eine Plantage oberhalb des Miſſiſſippi zu reiſen, wo ſie mir zeigen wollten, „was die Sklaverei wirklich iſt“. So ſprechen nämlich Diejenigen, welche blos ſehen oder blos ſehen wollen, wie es bei einem oder zwei recht guten und redlichen Sklavenbeſitzern zugeht. Aber ich weiß jetzt ſchon genug, um mich nicht täuſchen zu laſſen, auch von guten Menſchen nicht, um nicht zu glauben, was mir geſtern Abend ein junger hübſcher (dummer oder falſcher) Herr verſicherte, daß nämlich die Sklaven in Amerika „so happy, as happy can be“. Meine neuen Freunde ſind augenſcheinlich gute und warmherzige Menſchen, vergeſſen jedoch, wie oft andere Menſchen anders ſind.

Wenn ich das nächſte mal ſchreibe, will ich dir von der freien Bevölkerung, von den Sklaven und von der Sklaverei in der heitern Stadt Neuorleans mehr mittheilen.